

# Jules Verne

## Die Propellerinsel

### TEIL I

#### 1. KAPITEL

##### *Das Quartett*

Wenn eine Reise schlecht anfängt, nimmt sie gewöhnlich auch kein gutes Ende. Diesen Glaubenssatz hätten wenigstens die vier Musiker unterschreiben können, deren Instrumente hier auf der Erde umherlagen. Die Kutsche, in der sie an der letzten Eisenbahnstation hatten Platz nehmen müssen, war hier nämlich soeben plötzlich gegen die Böschung des Weges umgestürzt.

»Es ist doch keiner verwundet?« fragte der erste, der sich schon, wenn auch nur mühsam, wieder aufgerichtet hatte.

»Ich bin mit einem Ritz in der Haut davongekommen«, antwortete der zweite, indem er sich die durch eine gesprungene Kutschenscheibe verletzte Wange abwischte.

»Und ich mit einer Hautabschürfung!« erwiderte der dritte, von dessen Wade ein Tröpfchen Blut hervorquoll.

Niemand hatte also ernstlich Schaden genommen.

»Doch mein Violoncell!« rief der vierte. »Wenn nur mit meinem Violoncell nichts passiert ist.«

Zum Glück erweisen sich die Instrumentenkästen alle als unversehrt. Weder das Violoncell, noch die Bratsche oder die beiden Violinen hatten unter dem Stoß gelitten, ja, es war sogar kaum nötig, sie neu zu stimmen. Eine vortreffliche Sorte Instrumente, nicht wahr?

»Verwünschte Eisenbahn, die uns auf halbem Weg sitzenläßt!« beginnt der eine wieder.

»Verwünschte Kutsche, die mit uns mitten in der Wildnis umwirft!« fügt der zweite hinzu.

»Und gerade zu der Zeit, wo es anfängt, dunkel zu werden!« jammerte der dritte.

»Zum Glück ist unser Konzert erst für übermorgen angezeigt!« bemerkt der vierte.

Dann folgen einige drollige Wechselreden zwischen den Künstlern, die ihr Mißgeschick von der lustigen Seite aufgenommen haben. Der eine entlehnt seine Kalauer nach eingewurzelter Gewohnheit der musiktechnischen Sprache und sagt:

»Na, da wäre ja unsere Kutsche glücklich »auf den Rücken gelegt!«<sup>1</sup>

»Au, Pinchinat!« ruft einer seiner Gefährten.

»Und ich meine«, fährt Pinchinat fort, »wir haben *um-geworfen*, weil wir die *Vorzeichnung*<sup>2</sup> der Straße unbeachtet ließen.«

»Wirst du schweigen lernen?«

»Und wir werden gut tun, unsere *Stücke* in eine andere Kutsche zu *transponieren!*« wagt Pinchinat noch hinzuzufügen.

Ja, es handelte sich um einen tüchtigen Unfall und Umfall, wie der Leser sofort erkennen wird.

Die angeführten Worte wurden französisch gesprochen; es hätte dies aber auch englisch erfolgen können, denn das Quartett beherrschte die Sprache Walter Scotts und Coopers – dank vielfacher Kunstreisen in Ländern angelsächsischen Ursprungs – ebenso wie die eigene Muttersprache. So verhandeln sie denn auch nur auf englisch mit dem Führer der Kutsche.

Dieser brave Mann hat am schlimmsten zu leiden, da er, als die Vorderachse des Wagens brach, von seinem erhöhten Sitz heruntergeschleudert wurde. Zum Glück beschränkte sich das auf verschiedene mehr schmerzhaftere als ernste Quetschungen. Immerhin kann er infolge einer Verstauchung nicht auftreten und also nicht gehen, und daraus ergibt sich die Notwendigkeit, ein Hilfsmittel zu finden, um den Mann wenigstens bis ins nächste Dorf zu schaffen.

---

<sup>1</sup>Im Original »mi sur le do«, ein deutsch nicht wiederzugebendes Wortspiel, da mi und do die Noten C und E bedeuten, ohne Rücksicht auf Rechtschreibung aber auch als »gelegt« und »Rücken« verstanden werden können. Anm. d. Übersetzers.

<sup>2</sup>Schlüssel.

Es ist wirklich ein Wunder zu nennen, daß bei dem Unfall niemand das Leben verloren hat. Der Weg schlängelt sich nämlich durch eine sehr bergige Gegend, streift da und dort an schroffe Abgründe oder wird von rauschenden Bergströmen begleitet und häufig durch kaum zu passierende Furten unterbrochen. Wäre der Bruch am Vorderteil des Wagens nur eine kurze Strecke weiter oben erfolgt, dann wäre das Gefährt ohne Zweifel über das Felsengeröll des Abhangs hinuntergestürzt und bei dieser Katastrophe vielleicht keiner mit dem Leben davongekommen.

Jedenfalls war die Coach jetzt aber nicht weiter zu benutzen. Dazu liegt eines der beiden Pferde, das sich mit dem Kopf an einen spitzen Stein gestoßen hat, röchelnd am Boden. Das andere ist an der Hanke ziemlich schwer verletzt. Da fehlte es nun an einem Wagen ebenso wie an einem Gespann dafür.

Die vier Künstler waren auf dem Boden Nieder-Kaliforniens überhaupt von einem seltenen Pech verfolgt worden und hatten binnen 24 Stunden nun zwei Unfälle erlitten. Wenn man da aber nicht gerade Philosoph ist . . .

Zu jener Zeit besaß San Francisco, die Hauptstadt des Staates, schon durch einen Schienenstrang eine direkte Verbindung mit San Diego, das fast an der Grenze der alten Provinz Kalifornien liegt. Nach dieser bedeutenden Stadt begaben sich die vier Künstler, die dort am übernächsten Tag ein vielfach angezeigtes und mit Spannung erwartetes Konzert geben sollten. Am Tag vorher von San Francisco abgefahren, befand sich der Zug kaum noch 50 Meilen<sup>1</sup> von San Diego, als sich zuerst ein »aus dem Tempo kommen« ereignete.

Jawohl, ein *aus dem Tempo kommen*, wie der Lustigste der kleinen Gesellschaft sagte, und diesen Ausdruck wird man einem alten Schüler des Noten-ABC schon freundlich nachsehen.

An der Station Paschal hatte es einen unfreiwilligen Aufenthalt gegeben, und zwar deshalb, weil der Bahndamm durch ein plötzliches Hochwasser auf eine Strecke von 3 bis 4 Meilen zerstört worden war. Erst 2 Meilen weiter konnte man die Eisenbahn wieder besteigen, und eine Überführung der Reisenden war auch noch

---

<sup>1</sup>Amerikanische Meilen.

nicht eingerichtet, weil sich der Unfall erst vor wenigen Stunden ereignet hatte.

Nun gab es nur eine Wahl: entweder zu warten, bis die Bahn wieder weiterfahren konnte, oder in der nächsten Ortschaft einen Wagen bis San Diego zu mieten.

Das Quartett hatte den zweiten Ausweg gewählt. In einem benachbarten Dorf entdeckten sie glücklich eine Art alten Landauers mit rasselndem Eisenwerk, dessen Inneres von Motten zerfressen und alles andere als einladend war. Mit dem Besitzer um den Fahrpreis einig geworden, hatten sie den Kutscher noch durch das Versprechen eines reichlichen Trinkgelds bestochen und waren nur mit den Instrumenten, ohne das übrige Reisegepäck, wohlgenut davongerollt. Das war gegen 2 Uhr nachmittags, und bis 7 Uhr ging die Fahrt auch ohne große Schwierigkeit und Anstrengung vonstatten. Dann sollten sie aber zum zweiten Mal »aus dem Tempo kommen«, indem die alte Kutsche umstürzte, und zwar so unglücklich, daß sich ihre weitere Benutzung ganz von selbst verbot.

Jetzt befand sich das Quartett noch reichlich 20 Meilen von San Diego entfernt.

Ja, warum hatten sich denn die vier Musiker – von Nation Franzosen und, was noch mehr sagen will, von Geburt Pariser – in diese unwirtlichen Gebiete Nieder-Kaliforniens verirrt?

Warum? ... Das werden wir sofort kurz mitteilen und dabei mit einigen Zügen die vier Virtuosen schildern, die der Zufall, dieser fantastische Rollenverteiler, den Persönlichkeiten der nachfolgenden merkwürdigen Geschichte zugesellen sollte.

Im Laufe des betreffenden Jahres – wir können es nur auf etwa 30 Jahre genau angeben – hatten die Vereinigten Staaten von Amerika die Zahl der Sterne in ihrer Bundesflagge verdoppelt. Sie stehen in der vollen Entfaltung ihrer industriellen und kommerziellen Macht, nachdem sie das Dominium von Kanada bis zur äußersten Grenze am Polarmeer, doch auch die Gebiete von Mexiko, Guatemala, Honduras, Nicaragua und Costarica bis zum Panamakanal ihrem Staatenbund einverleibt hatten. Gleichzeitig hatte sich bei den länderraubenden Yankees die Neigung für die Kunst entwickelt, und wenn auch ihr eigenes Schaffen auf dem

Gebiet des Schönen noch recht beschränkt blieb, wenn der Nationalgeist sich gegen die Malerei, die Bildhauerkunst und die Musik noch als etwas widerstrebend erwies, so hatte sich der Geschmack an den Werken der schönen Künste bei ihnen doch allgemein verbreitet. Dadurch, daß sie die Gemälde alter und neuer Meister mit Gold aufwogen, um private oder öffentliche Sammlungen zu füllen, und daß sie berühmte lyrische oder dramatische Künstler, ebenso wie die besten Instrumentalisten oft zu unerhörten Preisen heranzogen, hatten sie sich endlich den ihnen so lange mangelnden Sinn für schöne und edle Dinge allmählich eingepflegt.

Was die Musik betrifft, begeisterten sich die Dilettanten der Neuen Welt anfänglich an den Werken eines Meyerbeer, Halévy, Gounod, Berlioz, Wagner, Verdi, Massé, Saint-Saens, Reyer, Massenets und Delibes, der berühmten Tonsetzer der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dann gelangten sie nach und nach zum Verständnis der tiefsinnigeren Arbeiten eines Mozart, Beethoven und Haydn und strebten den Quellen jener höchsten Kunst entgegen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts so reichlich flossen. Da folgten den Opern die lyrischen Dramen, den lyrischen Dramen die Symphonien, Sonaten und die Orchestersuiten. Zu der Zeit, von der wir sprechen, machten gerade die Sonaten in den verschiedenen Staaten der Union gewaltiges Aufsehen. Man bezahlte sie willig Note für Note, die halbe mit 20, die viertel mit 10, die achte Note mit 5 Dollar.

Über diese Modetorheit informiert, unternahmen es vier hochangesehene Instrumentalisten, sich in den Vereinigten Staaten von Amerika Ruhm und Schätze zu erringen. Es waren vier gute Kameraden, frühere Schüler des Pariser Konservatoriums, und in der französischen Hauptstadt sehr bekannte Leute, die vorzüglich von den Liebhabern der in Amerika noch wenig verbreiteten sogenannten »Kammermusik« besonders geschätzt wurden. Mit welcher seltener Vollendung, welchem herrlichem Zusammenspiel und tiefem Verständnis brachten sie aber auch die Werke eines Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Haydn und Chopin zu Gehör, diese unsterblichen Kompositionen, die für vier Streichinstrumente, eine

erste und eine zweite Geige, eine Bratsche und ein Violoncell geschrieben sind! Da gab es keinen Lärm, nichts Geschäftsmäßiges, wohl aber eine tadellose Ausführung, eine unvergleichliche Virtuosität! Die Erfolge des Quartetts erscheinen um so begreiflicher, als man zu jener Zeit gerade anfing, der ungeheuren harmonischen und symphonischen Orchester müde zu werden. Ist die Musik auch immer eine aus kunstvoll kombinierten sonoren Wellen erzeugte Seelenerschütterung, so braucht man diese Wellen doch nicht zu betäubenden Sturmfluten zu entfesseln.

Kurz, unsere vier Musiker beschlossen, die Amerikaner in die sanften und unaussprechlichen Genüsse der Kammermusik einzuführen. Sie reisten zusammen nach der Neuen Welt, und seit 2 Jahren sparten ihnen gegenüber die Yankee-Dilettanten auch in keiner Weise, weder mit Hurras, noch mit ebenso erhebend klingenden Dollars. Ihre musikalischen Matineen oder Soireen waren außerordentlich begehrt. Das »Konzert-Quartett« – so lautete die übliche Bezeichnung – war kaum imstande, den Einladungen der reichen Leute nachzukommen. Ohne jenes gab es kein Fest, keine Réunion, keinen Raout, keinen Five o'clock-Tea, ja keine Gardenparties, die der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen zu werden verdient hätten. Bei dieser allgemeinen Begeisterung hatte genanntes Quartett schon ganz gewaltige Summen eingeheimst, die, wenn sie sich in den Panzerschränken der Bank von New York aufgesammelt hätten, schon ein recht hübsches Kapital dargestellt haben würden. Doch, warum sollten wir es verheimlichen? ... Unsere amerikanischen Pariser streuten das Geld auch mit vollen Händen wieder aus. Die Fürsten des Bogens, die Könige von vier Saiten, dachten gar nicht ans Aufspeichern von Schätzen. Sie hatten an ihrem etwas abenteuerlichen Leben Geschmack gefunden in der Gewißheit, überall gute Aufnahme und reichlichen Verdienst zu finden, und so flatterten sie von New York nach San Francisco, von Quebec nach New Orleans, von Neu-Schottland nach Texas – vielleicht etwas à la Boheme, aber in der Boheme der Jugend, die ja die älteste, lebenswürdigste und beneidenswerteste überall auf Erden ist.

Wenn wir uns nicht arg täuschen, ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, die Leutchen persönlich und mit Namen denen unserer freundlichen Leser vorzustellen, die das Vergnügen, jene zu hören, weder gehabt haben, noch je haben werden.

*Yvernes* – die erste Violine – 32 Jahre alt, von etwas übermittlerer Statur, bestrebt mager zu bleiben, hat blondes, unten etwas gelocktes Haar, glattes Gesicht, große dunkle Augen, lange Hände, die dazu geschaffen scheinen, auf seiner Guarnerio alles mögliche zu greifen, zeigt elegantes Auftreten, liebt es, sich in einen dunkelfarbigen Mantel zu hüllen, trägt gern einen hochköpfigen Seidenhut, ist vielleicht etwas schauspielerischer »Poseur«, doch auf jeden Fall der Harmloseste der Gesellschaft, der sich um Geldangelegenheiten nicht kümmert, sondern vor allem anderen Künstler, begeisterter Bewunderer alles Schönen und Virtuose von großem Talent und glänzender Zukunft ist.

*Frascolin* – die zweite Violine – 30 Jahre alt, klein, mit Neigung zur Fettleibigkeit, worüber er oft in helle Wut gerät, braun von Bart- und Kopfhaar, mit starkem Kopf, dunklen Augen, langer Nase mit sehr beweglichen Flügeln und geröteten Flecken an den Stellen, wo die Federn seines goldgefaßten Lorngons mit stark konkaven Gläsern, das er leider nicht entbehren kann, aufsitzen; übrigens ein gutmütiger, zuvorkommender, dienstwilliger Mann, der sich jeder Mühe unterzieht, um sie seinen Kollegen zu ersparen, führt er die Kasse für das Quartett und empfiehlt immer äußerste Sparsamkeit, freilich ohne damit je Gehör zu finden. Ohne jeden Neid auf den Erfolg seines Kollegen Yvernes und ohne den Ehrgeiz, das Pult der ersten Violine jemals für sich zu erobern, ist er doch ein vortrefflicher Künstler. Über dem Reiseanzug trägt er stets einen weiten Staubmantel.

*Pinchinat* – die Bratsche – gewöhnlich »Seine Hoheit«<sup>1</sup> genannt, 27 Jahre alt, der Jüngste der Truppe und auch ihr witzigster, lustigster Patron, einer jener unverbesserlichen Typen, die ihr Leben lang übermütige Straßenjungen bleiben, mit seinem Kopf, geistvollen, stets aufmerksamen Augen, ins Rötliche spielendem Haar

---

<sup>1</sup>Französisch »Son Altesse«, hier als unübertragbares Wortspiel von »alto« (Bratsche) abgeleitet. Anm. d. Übersetzers.

– und mit spitzauslaufendem Schnurrbart. Er schnalzt gern mit der Zunge an den weißen, scharfen Zähnen und ist eingefleischter Liebhaber von Kalauern und Calembours, ebenso bereit zum Angriff wie zur Abwehr, das Gehirn voller Schnurren – »eine vollständige Ausstattung«, sagt er – von unverwüstlichem Humor, immer Possen treibend und ohne sich deshalb, weil sie seine Kollegen zuweilen in Verlegenheit bringen, ein graues Haar wachsen zu lassen. Darum treffen ihn auch häufig die Vorwürfe und väterlichen Strafpredigten des Führers und Oberhaupts des Quartetts.

Es gibt hier natürlich auch einen Führer, den Violoncellisten *Sebastian Zorn*, ein Oberhaupt ebenso durch sein Talent wie durch sein Alter – er zählt bereits 52 Sommer – dieser ist klein, dick und fett, blond, mit reichlichem, den Schläfen mit Herzenshäkchen anliegendem Haar und starrem Schnurrbart, der sich im Gewirr des spitzauslaufenden Backenbarts verliert. Sein Teint spielt ins Backsteinfarbige und seine Augen glänzen durch die Gläser der Brille, die er beim Lesen und ähnlichem noch durch eine Lorgnette verschärft. Dabei hat er fleischige, runde Hände, von denen die rechte, der man die Gewohnheit an die wiegenden Bogenbewegungen anmerkt, am Gold- und am kleinen Finger mit großen Ringen geschmückt ist.

Diese flüchtige Skizze genügt wohl, den Mann und den Künstler zu kennzeichnen. Man hält aber nicht ungestraft 40 Jahre hindurch einen klingenden Kasten zwischen den Knien. Das beeinflusst das ganze Leben und modelt den Charakter. Die allermeisten Violoncellspieler sind redselig und auffahrend, haben gern das große Wort und reden über allerlei – übrigens nicht ohne Geist. Ein solches Exemplar ist auch Sebastian Zorn, dem Yvernes, Frascolin und Pinchinat die Leitung ihrer musikalischen Streifzüge willig überlassen haben. Sie lassen ihn reden und nach Gutdünken handeln, denn er versteht sich aufs Geschäft. An sein etwas befehlshaberisches Wesen gewöhnt, lachen sie darüber nur, wenn er einmal »über den Steg hinausgreift«, was für einen Streichinstrumentenspieler, wie Pinchinat respektlos bemerkte, sehr bedauerlich ist. Die Zusammenstellung der Programme, die Leitung der Reisen, die schriftlichen Verhandlungen mit den Impresarios

... all diese vielfachen Arbeiten lagen auf seinen Schultern und gaben ihm vollauf Gelegenheit, sein aggressives Temperament zu betätigen. Nur um die Einnahmen kümmerte er sich nicht, ebensowenig wie um die Verwaltung der gemeinschaftlichen Kasse, die der Obhut des zweiten Violinisten und in erster Linie haftbaren, des sorgsam und peinlich ordentlichen Frascolin anvertraut war.

Das Quartett wäre nun vorgestellt, als stände es am Rand eines Podiums vor unseren Augen. Der Leser kennt die einzelnen, die zwar nicht sehr originelle, doch wenigstens scharf voneinander getrennte Typen bilden, und er gestatte freundlichst, diese Erzählung sich abspielen zu lassen, wobei er sehen wird, welche Rolle darin zu spielen die vier Pariser Kinder berufen sind, sie, die nach so reichlich in den Staaten des amerikanischen Bundes geerntetem Beifall jetzt auf dem Weg waren nach ... Doch greifen wir nicht voraus, »überstürzen wir den Takt nicht!«, würde Seine Hoheit rufen, und fassen wir uns in Geduld.

Die vier Pariser befanden sich also gegen 8 Uhr abends auf einer verlassenem Straße – wenn man dem Weg so schmeicheln darf – Nieder-Kaliforniens neben den Trümmern ihres »umgestürzten Wagens« ... Musik von Boieldieu, hat Pinchinat gesagt. Wenn Frascolin, Yvernes und er das kleine Abenteuer mit philosophischem Gleichmut hingenommen hatten und sich sogar mit einigen Scherzreden darüber wegzuhelfen suchten, so liegt es doch auf der Hand, daß wenigstens der Anführer des Quartetts Ursache genug hatte, in hellen »Zorn« zu geraten. Wir wissen ja, der Violoncellist hat eine leicht kochende Galle und, wie man zu sagen pflegt, Blut unter den Nägeln. Yvernes behauptet von ihm auch steif und fest, daß er aus der Familie eines Ajax oder Achilles abstamme, die auch nicht gerade sanftmütiger Natur waren.

Um nichts zu vergessen, fügen wir jedoch hinzu, daß, wenn Sebastian Zorn cholerisch, Yvernes phlegmatisch, Frascolin friedlich und Pinchinat von übersprudelnder Lustigkeit war, doch alle gute Kameradschaft hielten und füreinander eine wahrhaft brüderliche Freundschaft hegten. Sie fühlten sich vereinigt durch ein Band,

das keine Meinungsverschiedenheit, keine Eigenliebe zu zerreißen vermochte, durch eine Übereinstimmung der Neigungen und des Geschmacks, die ein und derselben Quelle entstammte. Ihre Herzen bewahrten wie gute Instrumente stets eine ungestörte Harmonie.

Während Sebastian Zorn darauf loswettert, indem er seinen Violoncellkasten betastet, um sich zu versichern, daß er noch heil und ganz ist, tritt Frascolin an den Wagenführer heran.

»Nun, lieber Freund«, fragt er, »was meint Ihr denn, was wir jetzt beginnen?«

»Beginnen?« antwortet der Mann. »Wenn man weder Pferde noch Wagen mehr hat ... Da wartet man eben ...«

»Warten, bis zufällig einer kommt!« ruft Pinchinat. »Und wenn nun keiner käme?«

»Da sucht man nach einem«, bemerkt Frascolin, den sein praktischer Sinn niemals verläßt.

»Doch wo?« poltert Zorn hervor, der wütend auf der Straße hin- und herläuft.

»Wo? ... Na da, wo sich einer befindet«, erwidert der Rossenlenker.

»Sapperment, Sie Kutschbockbewohner«, fährt der Violoncellist mit einer Stimme auf, die schon allmählich in die höchsten Register übergeht, »soll das etwa eine Antwort sein? So ein ungeschickter Mensch, der uns umwirft, seinen Wagen zertrümmert und die Pferde zu Krüppeln macht, und der begnügt sich zu erklären: ›Ziehen Sie sich aus der Klemme, so gut und so schlecht es eben geht!‹«

Von seiner angeborenen Zungenfertigkeit fortgerissen, verirrt sich Sebastian Zorn in eine endlose Reihe mindestens nutzloser Verwünschungen, bis Frascolin ihn unterbricht mit den Worten:

»Na, überlaß das nur mir, alter Freund!«

Dann wendet er sich nochmals an den Wagenführer.

»Wo befinden wir uns denn jetzt, guter Mann?«

»5 Meilen<sup>1</sup> von Freschal.«

»Ist das etwa Eisenbahnstation?«

---

<sup>1</sup>Amerikanische Meilen.

»Nein . . . ein Dorf in der Nähe der Küste.«

»Würden wir dort einen Wagen finden?«

»Einen Wagen wohl nicht, vielleicht aber einen Karren . . .«

»Einen Ochsenkarren, wie zur Zeit der Merowinger!« ruft Pinchinat.

»Das kann uns auch egal sein«, meint Frascolin.

»Frag lieber«, ergreift Sebastian Zorn wieder das Wort, »ob sich in dem Nest, dem Freschal, ein Gasthaus befindet.«

»Ja, das gibt's; dort hätten wir einen kurzen Halt gemacht.«

»Und um nach diesem Dorf zu gelangen, brauchen wir nur der Landstraße zu folgen?«

»Genau geradeaus.«

»Dann also marsch!« befiehlt der Violoncellist.

»Es wäre doch grausam, den wackeren Mann hier in seiner Not liegen zu lassen«, bemerkt Pinchinat. »He, guter Freund, wenn wir Sie nun unterstützen, könnten Sie dann nicht . . .«

»Ganz unmöglich!« antwortet der Kutscher. »Übrigens ziehe ich es vor, hier, bei meinem Wagen zu bleiben. Wenn's erst wieder Tag wird, werd' ich schon sehen, wie ich fortkomme.«

»Wenn wir in Freschal sind«, bemerkt Frascolin, »könnten wir Ihnen ja Hilfe schicken.«

»Ja, der dortige Gastwirt kennt mich und wird mich nicht in der Not sitzenlassen.«

»Geht's nun fort?« mahnt der Violoncellist, der seinen Instrumentenkasten schon aufgerichtet hat.

»Sofort«, erwidert Pinchinat. »Vorher wollen wir unsern Kutscher nur dort an die Erdwand hinüberschaffen.«

Natürlich war es einfache Menschenpflicht, den Mann von der Landstraße wegzubringen, und da er sich seiner schwerverletzten Beine nicht bedienen konnte, hoben Pinchinat und Frascolin ihn auf, trugen ihn an die Seite des Weges und lagerten ihn zwischen die oberirdischen Wurzeln eines dicken Baums, dessen herabhängende, unterste Zweige fast eine Blätterlaube bilden.

»Na, wird's nun endlich?« drängt Sebastian Zorn zum dritten Mal, nachdem er sich den Violoncellkasten schon mithilfe mehrerer Riemen so gut wie möglich auf den Rücken geschnallt hatte.

»So, das wäre geschehen«, sagte Frascolin gelassen.

Dann wendet er sich noch mal an den Wagenführer.

»Es bleibt also dabei; der Gastwirt von Freschal schickt Ihnen Hilfe. Haben Sie bis dahin noch ein besonderes Bedürfnis, guter Freund?«

»Ach ja«, antwortet der Mann, »nach einem tüchtigen Schluck Gin, wenn in Ihren Korbflaschen davon noch etwas übrig ist.«

Pinchinats Flasche ist noch ganz voll, und Seine Hoheit bringt willig das kleine Opfer.

»Nun, Männchen«, sagt er lächelnd, »damit werden Sie die Nacht über wenigstens innerlich nicht frieren!«

Eine letzte dringliche Mahnung des Violoncellisten bestimmt seine Gefährten endlich, sich in Bewegung zu setzen. Es ist ein Glück, daß ihr sonstiges Gepäck im Güterwagen des Zugs geblieben ist, statt daß sie es mit auf die Kutsche verladen hätten. Trifft es in San Diego auch mit einiger Verspätung ein, so bleibt unsern Musikern doch die Beschwerde erspart, es jetzt nach dem Dorf Freschal zu befördern. Es ist schon genug an den Violinenkästen, und an dem Violoncellkasten mehr als genug. Ein seines Namens würdiger Instrumentalist trennt sich freilich niemals von seinem Instrument – so wenig, wie ein Soldat von seinen Waffen oder eine Schnecke von ihrem Haus.

## 2. KAPITEL

### *Die Wirkung einer kakophonischen Sonate*

Im Finstern und zu Fuß auf unbekannter Straße hinzuziehen, obendrein inmitten einer fast öden Gegend, wo Übeltäter im allgemeinen weniger selten sind als Reisende, hat immer etwas Beruhigendes an sich. In dieser Lage befand sich nun unser Quartett. Franzosen sind ja am Ende mutig, und die hier sind es in besonderem Maß. Doch zwischen dem Mut und der Furchtsamkeit verläuft noch eine Trennlinie, die von der gesunden Vernunft nicht übersehen werden darf. Wäre die Eisenbahn nicht durch eine von plötzlichem Hochwasser überflutete Gegend verlaufen und wäre die Kutsche 5 Meilen vor Freschal nicht umgestürzt, dann hätte sich unsere kleine Künstlerschar nicht in die Zwangslage versetzt

gesehen, des Nachts auf dieser verdächtigen Straße hinzuwandern. Hoffen wir indes, daß ihnen dabei kein Unheil zustößt.

Es ist etwa 8 Uhr, als Sebastian Zorn und seine Kameraden, den Weisungen des Wagenführers entsprechend, die Richtung nach der Küste zu einschlagen. Da die Violinen nur in leichten, nicht sonderlich großen Lederkoffern stecken, haben die Geiger keine besondere Ursache, sich zu beklagen. Sie tun das auch nicht, weder der weise Frascolin, noch der lustige Pinchinat oder der idealistisch angehauchte Yvernes. Der Violoncellist aber mit seinem großen Instrumentenkasten, der hat etwas wie einen Schrank auf dem Rücken. Bei seinem uns bekannten Charakter ist es nicht zu verwundern, daß er darüber weidlich wettet und schimpft. Daneben ächzt und stöhnt der Mann, was sich in der onomatopoetischen Form von Ahs! Ohs! und Uffs! ausdrückt.

Schon herrscht tiefe Finsternis. Dicke Wolken jagen über das Himmelsgewölbe, die manchmal da und dort ein wenig zerreißen und dann eine spöttische Mondsichel kaum im ersten Viertel hindurchscheinen lassen. Man weiß nicht, warum – wenn nicht deswegen, weil er einmal in bissiger, reizbarer Stimmung ist – die blonde Phöbe nicht das Glück hat, unserem Sebastian Zorn zu gefallen. Er streckt ihr aber die geballte Faust entgegen und ruft:

»Na, was hast denn du mit deinem einfältigen Gesicht vor? . . . Nein, wirklich, ich kenne nichts Alberneres, als diese Schnitte einer unreifen Melone, die da oben hinspaziert!«

»Es wäre freilich besser, wenn der Mond uns das volle Gesicht zukehrte«, meinte Frascolin.

»Und warum das?« fragte Pinchinat.

»Weil wir da besser sehen könnten.«

»O, du keusche Diana, du friedliche Nachtwandlerin, du bleicher Satellit der Erde, o du angebetetes Ideal des anbetungswürdigen Endymion . . .

»Bist du fertig mit deiner Verhimmelung?« ruft der Violoncellist. »Wenn diese ersten Geigen erst anfangen, weit auf der Quinte herunterzurutschen . . . « –

»Etwas schneller vorwärts«, fiel Frascolin ein, »sonst haben wir das Vergnügen, noch unter freiem Himmel zu übernachten . . . «

»Wenn freier Himmel wäre . . . und dazu noch unser Konzert in San Diego zu versäumen!« bemerkt Pinchinat.

»Wahrhaftig, ein hübscher Gedanke!« ruft Sebastian Zorn, der seinen Kasten schüttelt, daß er einen kläglichen Ton von sich gibt.

»Doch dieser Gedanke, mein alter Kamerad«, sagt Pinchinat, »stammt ursprünglich von dir . . .«

»Von mir . . . ?«

»Gewiß! Warum sind wir nicht in San Francisco geblieben, wo wir Gelegenheit hatten, eine ganze Sammlung kalifornischer Ohren zu ergötzen!«

»Nun«, fragt der Violoncellist, »warum sind wir dann fortgegangen?«

»Weil du es so wolltest.«

»Dann muß ich gestehen, eine beklagenswerte Eingebung gehabt zu haben, und wenn . . .«

»Ah, seht einmal da!« fällt Yvernes ein, der mit der Hand nach einem bestimmten Punkt des Himmels weist, wo ein dünner Mondstrahl die Ränder einer Wolke mit weißlicher Einfassung säumt.

»Was gibt's denn, Yvernes?«

»Zeigt jene Wolke nicht genau die Form eines Drachen mit ausgebreiteten Flügeln und einem Pfauenschwanz mit hundert Argusaugen darauf?«

Jedenfalls ist Sebastian Zorn nicht mit der Fähigkeit ausgerüstet, hundertfältig zu sehen, die den Hüter der Tochter des Inachos auszeichnete, denn er bemerkt nicht ein tief ausgefahrenes Gleis, worin er unglücklicherweise mit dem Fuß hängenbleibt. Dadurch fällt er platt auf den Leib, so daß er mit seinem Kasten auf dem Rücken einer großen Coleoptere gleicht, die auf der Erde hinkriecht.

Natürlich kommt der Instrumentalist wieder in Rage – er hat ja auch alle Ursache dazu – und schimpft auf die erste Violine wegen deren Bewunderung ihres in der Luft schwebenden Ungeheuers.

»Da ist nur Yvernes dran schuld!« fährt Sebastian Zorn auf. »Hätte ich nicht nach seinem verwünschten Drachen gesehen . . .«

»Es ist gar kein Drache mehr, liebe Freunde, sondern jetzt nur noch eine Amphore! Mit einigermaßen entwickelter Fantasie bemerkt man sie in der Hand der Nektar einschenkenden Hebe . . . «

»Doch denken wir daran, daß in jenem Nektar verteufelt viel Wasser ist«, ruft Pinchinat, »und hüten wir uns, daß deine reizende Göttin der Jugend nicht ein Sturzbad über uns ausgießt!«

Das hätte die Lage der Wanderer freilich noch verschlimmert, und tatsächlich fängt das Wetter an, mit Regen zu drohen. Die Vorsicht treibt also zur Eile, um in Freschal rechtzeitig Schutz zu finden.

Man hebt den zornschnaubenden Violoncellisten auf und stellt den Brumbär wieder auf die Füße. Der gefällige Frascolin bietet an, ihm seinen Kasten abzunehmen. Sebastian Zorn will das zuerst nicht zulassen . . . er, sich von seinem Instrument trennen . . . einem Violoncell von Gaud und Bernardel . . . das heißt ja, von einer Hälfte seines Selbst . . . Er muß sich aber fügen, und somit geht diese kostbare Hälfte auf den Rücken des dienstwilligen Frascolin über, der dafür sein leichtes Etui genanntem Zorn anvertraut. Nun geht es weiter und raschen Schrittes 2 Meilen vorwärts, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet. Die mit Regen drohende Nacht wird immer finsterer. Schon fallen einige große Tropfen, der Beweis, daß sie aus hochziehenden, gewitterhaften Wolken stammen. Die Amphore der hübschen Hebe unseres Yvernes entleert sich jedoch nicht weiter, und die vier Nachtwandler dürfen hoffen, Freschal im Zustand vollständiger Trockenheit zu erreichen.

Immerhin bedarf es noch peinlichster Aufmerksamkeit, um auf dieser finsternen Straße nicht zu Fall zu kommen, denn abgesehen von den tiefen Wagenspuren verläuft sie oft in scharfen Krümmungen um vorspringende Felsmassen oder führt neben düsteren Schluchten hin, aus denen der Trompetenton der Berggewässer heraufschallt. Wenn Yvernes das bei seiner Sinnesveranlagung poetisch findet, so nennt es Frascolin bei der seinigen mindestens beunruhigend.

Daneben waren noch unliebsame Begegnungen zu fürchten, die die Sicherheit aller Reisenden auf den Landstraßen Niederkaliforniens sehr zweifelhaft machen. Das Quartett besaß an Waffen aber nur die drei Violin- und den einen Violoncellbogen, die in einem Land, wo der Colt'sche Revolver erfunden und damals noch erheblich verbessert worden war, doch als etwas unzureichend erscheinen dürften. Wären Sebastian Zorn und seine Kameraden Amerikaner gewesen, dann würden sie sich auf jeden Fall mit dieser handlichen Schutzwaffe versehen haben, die man dortzulande immer in einer besonderen kleinen Hosentasche bei sich trägt. Um auch nur auf der Bahn von San Francisco nach San Diego zu fahren, würde sich kein waschechter Yankee ohne diesen sechsschüssigen Begleiter auf die Reise begeben haben. Unsere Franzosen hatten das freilich nicht für nötig gehalten. Fügen wir hinzu, daß sie daran gar nicht gedacht und es doch vielleicht zu bereuen haben dürften.

Pinchinat marschiert an der Spitze und behält die Böschungen der Straße scharf im Auge. Wo diese von rechts und links her sehr eingeengt erscheint, ist ein unerwarteter Überfall weniger zu fürchten. Als Bruder Lustig wandelt ihn immer einmal das Verlangen an, seinen Kameraden »einen gelinden Schrecken einzujagen«, zum Beispiel dadurch, daß er plötzlich stehenbleibt und mit vor Schreck bebender Stimme murmelt:

»Halt! ... Da unten ... was seh' ich da? ... Halten wir uns bereit, Feuer zu geben!«

Wenn der Weg sich aber durch einen dichten Wald hinzieht, inmitten der Mammutbäume, der 150 Fuß hohen Sequoias, jener Pflanzenriesen des kalifornischen Landes ... dann vergeht ihm selbst die Lust zum Scherzen. Hinter jedem dieser ungeheuren Stämme können sich bequem zehn Mann verbergen. Sollten sie hier nicht das Aufblitzen eines hellen Scheins, dem ein trockner Knall folgt, zu sehen, nicht das schnelle Pfeifen einer Kugel zu hören bekommen? An solchen, für einen nächtlichen Überfall wie geschaffenen Stellen heißt es die Augen offen halten. Und wenn man zum Glück nicht mit Banditen zusammenstößt, dann liegt das daran, daß diese ehrsame Zunft aus dem Westen Amerikas

ganz verschwunden ist oder sich jetzt nur noch Finanzoperationen an den Börsen der Alten und der Neuen Welt widmet. Welches Ende für die Nachkommen eines Karl Moor, eines Johann Sbogar! Und wem sollten derlei Gedanken kommen, wenn nicht unserm Yvernes? Entschieden – meint er – ist das Stück der Dekoration nicht wert!

Plötzlich bleibt Pinchinat wie angewurzelt stehen.

Frascolin tut desgleichen.

Sebastian Zorn und Yvernes gesellen sich sofort zu beiden.

»Was gibt's?« fragt die zweite Violine.

»Ich glaubte, etwas zu sehen . . .«, antwortete die Bratsche.

Diesmal handelt es sich nicht um einen Scherz seinerseits. Offenbar bewegt sich eine Gestalt zwischen den Bäumen hin.

»Eine menschliche oder tierische?« erkundigt sich Frascaolin.

»Das weiß ich selbst nicht.«

Was jetzt am besten zu tun war, das unterfing sich niemand zu sagen. Dicht aneinandergedrängt starren alle laut- und bewegungslos vor sich hin.

Durch einen Wolkenspalt fließen die Strahlen des Mondes auf den Dom des dunklen Waldes herab, dringen durch die Äste der Sequoias und erreichen noch den Erdboden. Im Umkreis von 100 Schritten ist dieser etwas sichtbar.

Pinchinat hat sich nicht getäuscht. Zu groß für einen Menschen, kann diese Masse nur einem gewaltigen Vierfüßler gehören. Doch welchem Vierfüßler? . . . Einem Raubtier? . . . Jedenfalls einem solchen . . . doch welchem Raubtier?

»Ein Sohlengänger!« sagt Yvernes.

»Zum Teufel mit dem Vieh«, murmelt Sebastian Zorn mit verhaltener, aber grimmiger Stimme, »und mit dem Vieh meine ich mehr dich, Yvernes! . . . Kannst du nicht wie andere vernünftige Menschen reden! Was ist denn das, ein Sohlengänger?

»Ein Tier, das auf vier Tatzen, und zwar auf den ganzen Sohlen läuft«, erklärt Pinchinat.

»Ein Bär!« fügt Frascaolin hinzu.

Es war in der Tat ein Bär, und zwar ein ganz gewaltiges Exemplar. Löwen, Tigern oder Panthern begegnet man in den Wäldern

Nieder-Kaliforniens nicht. Deren gewöhnliche Bewohner sind nur die Bären, mit denen, wie man zu sagen pflegt, nicht gut Kirschen essen ist.

Man wird sich nicht wundern, daß unsere Pariser in voller Übereinstimmung den Gedanken hatten, diesem Sohlengänger den Platz zu überlassen, der ja eigentlich »bei sich zu Hause« war. So drängt sich unsere Gruppe denn noch dichter zusammen und marschirt langsam, doch in strammer Haltung und das Aussehen von Fliehenden vermeidend, mit dem Gesicht nach dem Raubtier gewendet rückwärts.

Der Bär trottet kurzen Schrittes den Männern nach, wobei er die Vordertatzen gleich Telegrafearmen bewegt und in den Pranken schwerfällig hin- und herschwankt. Allmählich kommt er näher heran und sein Verhalten wird etwas feindseliger . . . sein heiseres Brummen und das Klappen der Kinnladen sind ziemlich beunruhigend.

»Wenn wir nun alle nach verschiedenen Seiten Fersengeld geben?« schlägt Seine Hoheit vor.

»Nein, das lassen wir bleiben«, antwortet Frascolin. »Einer von uns würde doch von dem Burschen erwischt und müßte allein für die andern zahlen.«

Diese Unklugheit wurde nicht begangen, und es liegt auch auf der Hand, daß sie schlimme Folgen hätte haben können.

Das Quartett gelangt so als »Bündel« an die Grenze einer weniger dunklen Waldparzelle. Der Bär hat sich jetzt bis auf 10 Schritte genähert. Sollte er den Ort für günstig zu einem Angriff halten? . . . Fast scheint es so, denn er verdoppelt sein Brummen und beschleunigt seinen Schritt noch mehr.

Die kleine Gruppe weicht deshalb noch schneller zurück, und die zweite Violine mahnt dringend: »Kaltes Blut! . . . Nicht den Kopf verlieren!« Die Lichtung ist überschritten und der Schutz der Bäume wieder erreicht. Vermindert ist die Gefahr hierdurch doch eigentlich nicht. Von einem Stamm zum anderen schleichend, kann das Tier die Verfolgten plötzlich anspringen, ohne daß diese seinem Angriff zuvorzukommen vermögen, und das mochte der

Bär wohl auch vorhaben, als er sein Brummen einstellte und sich etwas zusammenkrümmend fast still hielt . . .

Da ertönt laute Musik in der dicken Finsternis, ein ausdrucksvolles Largo, in dem die ganze Seele des Künstlers aufzugehen scheint.

Yvernes ist es, der die Violine aus dem Etui gezogen hat und sie unter mächtigem Bogenstrich erklingen läßt. Wahrlich, ein Geniestreich! Warum sollten auch Musiker ihr Heil nicht in der Musik suchen? Sammelten sich die von den Akkorden Amphions bewegten Steine nicht freiwillig um Theben an? Legten sich nicht die mit lyrischem Sinn begabten wilden Tiere besänftigt zu Orpheus' Füßen nieder? Nun, hier kam man zu dem Glauben, daß dieser kalifornische Bär unter atavistischer Beeinflussung ebenso künstlerisch veranlagt gewesen sei, wie seine Kameraden aus der Sage, denn seine Wildheit erlischt unter der hervortretenden Neigung für Melodien, und ganz entsprechend dem Zurückweichen des Quartetts folgt er diesem in gleichem Tempo und läßt wiederholt ein leises Zeichen dilettantischer Befriedigung hören. Es fehlte gar nicht viel, daß er »Bravo!« gerufen hätte.

Eine Viertelstunde später befindet sich Sebastian Zorn mit seinen Gefährten am Saum der Waldung. Sie überschreiten ihn, während Yvernes immer flott drauflosgeht.

Das Tier hat haltgemacht. Es scheint keine Lust zu haben, noch weiter mitzutrotten; dagegen schlägt es die plumpen Vordertatzen aneinander.

Da ergreift auch Pinchinat sein Instrument und ruft:

»Den Bärenanz! Und in flottem Tempo!«

Während nun die erste Violine die weltbekannte Melodie in Dur mit vollen Bogenstrichen heruntergeht, begleitet sie die Bratsche scharf und falsch in Moll . . .

Da fängt das Tier zu tanzen an, hebt einmal die rechte, einmal die linke Tatze hoch auf, dreht und schwenkt sich hin und her und läßt die kleine Gesellschaft unbehelligt sich weiter auf der Straße entfernen.

»Pah!« stößt Pinchinat hervor, »das war nur ein Zirkusbär!«

»Macht nichts«, antwortet Frascolin, »der Teufelskerl, der Yvernes, hat doch eine famose Idee gehabt.«

»Nun trabt aber davon . . . allegretto«, mahnt der Violoncellist, »und ohne euch umzusehen.«

Es ist gegen 9 Uhr abends, als die vier Jünger Apolls heil und gesund in Freschal eintreffen. Sie haben die letzte Wegstrecke in stark beschleunigtem Schritt zurückgelegt, obgleich der Bär ihnen nicht mehr folgte.

Etwa 40 Häuschen oder richtiger Hütten aus Holz rund um einen mit Buchen bestandenen Platz . . . das ist Freschal, ein vereinsamtes Dorf, das an die 2 Meilen von der Küste liegt.

Unsere Künstler schlüpfen zwischen zwei von großen Bäumen beschatteten Wohnstätten hindurch, gelangen damit nach einem freien Platz, in dessen Hintergrund sich der bescheidene Glockenturm eines Kirchleins erhebt, sie treten zusammen, als wollten sie ein Musikstück aus dem Stegreif vortragen, und bleiben an der Stelle stehen, um zu beratschlagen.

»Das . . . das soll ein Dorf sein?« fragte Pinchinat.

»Na, du hast doch nicht erwartet, hier eine Stadt von der Art New Yorks oder Philadelphias zu finden!« erwidert Frascolin.

»Unser Dorf liegt aber bereits im Bett!« bemerkt Sebastian Zorn wegwerfend.

»O, wir wollen ein schlummerndes Dorf ja nicht wecken!« seufzt Yvernes melodisch.

»Im Gegenteil, laßt es uns munter machen!« ruft Pinchinat.

Freilich, wenn sie die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen wollten, blieb ihnen am Ende nichts anderes übrig.

Im übrigen ist der Ort völlig verlassen und totenstill – kein Laden geöffnet, kein Licht hinter einem Fenster. Für das Schloß Dornröschens wären hier alle Vorbedingungen ungestörter Ruhe gegeben gewesen.

»Wo ist denn nun das Gasthaus?« fragt Frascolin.

Ja, das Gasthaus, von dem der Kutscher sprach, wo seine verunglückten Fahrgäste freundliche Aufnahme und gutes Nachtlager finden sollten? . . .

Und der Gastwirt, der sich beeilen würde, dem noch schlimmer verunglückten Kutscher Hilfe zu schicken? ... Sollte der arme Kerl das alles nur geträumt haben? ... Oder – eine andere Hypothese – sollten sich Sebastian Zorn und seine Gesellschaft verirrt haben? ... Wäre das gar nicht die Dorfschaft Freschal? ...

Diese verschiedenen Fragen verlangen schleunige Beantwortung. Es ergibt sich also die Notwendigkeit, einen der Landesbewohner zu befragen und, um das zu können, an die Tür eines der kleinen Häuser zu klopfen ... womöglich an die des Gasthofs, wenn ein glücklicher Zufall ihn entdecken läßt.

Die vier Musiker beginnen also eine Untersuchung der finsternen Ortschaft und streifen an den Häuserfronten hin, um vielleicht irgendwo ein heraushängendes Schankzeichen zu erspähen. Von einem Gasthof findet sich aber keine Spur.

Gibt es auch keine Herberge, so ist doch gar nicht anzunehmen, daß sich nicht wenigstens eine gastfreundliche Hütte fände, und da man hier nicht in Schottland ist, kann man auf amerikanische Weise vorgehen. Welcher Eingeborene von Freschal würde es wohl abschlagen, 1 oder auch 2 Dollar pro Person für ein Abendessen und ein Nachtlager anzunehmen?

»Also vorwärts, wir klopfen«, sagte Frascolin.

»Doch im Takt«, fügte Pinchinat hinzu, »und zwar im Sechssteltakt!«

Hätten sie auch im Drei- oder Viervierteltakt gepocht, der Erfolg wäre doch derselbe gewesen. Keine Tür, kein Fenster öffnet sich, und das Konzert-Quartett hatte schon ein Dutzend Häuser in gleicher Weise um Antwort ersucht.

»Wir haben uns getäuscht«, erklärt Yvernes. »Das ist gar kein Dorf, sondern ein Friedhof, und was man hier schläft, ist der ewige Schlaf ... *Vox clamantis in deserto.*«

»Amen!« antwortete Seine Hoheit mit der tiefen Stimme eines Kirchenkantors.

Was war nun zu tun, da dieses Grabeschweigen beharrlich anhält? Etwa Richtung San Diego weiterzumarschieren? Die Musiker kommen vor Hunger und Erschöpfung bald um. Und dann, welchen Weg sollten sie, ohne Führer und in stockfinsterner Nacht,

einschlagen? ... Sollten sie vielleicht versuchen, ein anderes Dorf zu erreichen? ... Ja, welches denn? Nach Aussage des Kutschers lag kein weiteres an der Küste. Voraussichtlich verirrteten sie sich dabei nur noch mehr. Am ratsamsten schien es, den Tag abzuwarten. Und doch, ein halbes Dutzend Stunden ohne Obdach hinzubringen, unter einem Himmel, der sich mit dicken Wolken überzieht, die früher oder später mit einer Sündflut drohen, das kann man doch niemandem zumuten, nicht einmal Künstlern.

Da hatte Pinchinat eine Idee. Seine Ideen sind zwar nicht immer die besten, sprudeln aber massenhaft in seinem Gehirn auf. Die jetzige hatte sich übrigens der Zustimmung des weisen Frascolin zu erfreuen.

»Kameraden«, sagte er, »warum sollte das Mittel, das gegen einen wilden Bären von Erfolg war, nicht auch gegenüber einem kalifornischen Dorf erfolgreich sein? Wir haben den Sohlengänger durch ein bißchen Musik gezähmt ... erwecken wir nun das Landvolk hier durch ein lärmendes Konzert, wobei wir's an einem Forte und einem Allegro nicht fehlen lassen ... «

»Das wäre einen Versuch wert«, meinte Frascolin.

Sebastian Zorn hat Pinchinat nicht einmal seine Worte vollenden lassen, sondern bereits das Violoncell aus dem Kasten geholt, es auf der eisernen Spitze aufgerichtet vor sich hingestellt, und steht, da er keinen Sitz zur Verfügung hat, mit dem Bogen in der Hand schon bereit, dessen klingendem Bauch alle darin aufgespeicherten Töne zu entlocken.

Fast gleichzeitig sind seine Kameraden fertig, seinem Beispiel, wohin es sei, zu folgen.

»Das H-moll-Quartett von Onslow«, ruft er. »Anfangen! Ein paar Takte umsonst!«

Dieses Quartett von Onslow kannten sie auswendig, und geübte Streichmusikanten brauchten gewiß auch keine Beleuchtung dazu, ihre geschickten Finger über das Griffbrett eines Violoncells, zweier Violinen und einer Bratsche gleiten zu lassen.

So folgen sie denn alle ihrer künstlerischen Eingebung. Noch nie haben sie wohl in den Kasinos oder auf den Bühnen des amerikanischen Bundesstaates mit mehr Talent und Innigkeit gespielt.

Da ertönt eine wahrhaft himmlische Harmonie, der menschliche Wesen, wenn sie nicht gerade mit Taubheit geschlagen sind, unmöglich widerstehen können. Ja, befanden sie sich auch, wie Yvernes vermutete, auf einem Friedhof, so hätten sich die Gräber öffnen, die Toten aufrichten müssen, und die Skelette hätten gewiß die Hände zusammengeschlagen . . .

Und dennoch bleiben die Häuser geschlossen, die Schläfer erwachen auch jetzt nicht. Das Musikstück endet mit den Prachtsätzen seines mächtigen Finales, ohne daß Freschal ein Lebenszeichen von sich gibt.

»Da sitzt doch der Teufel drin!« polterte Sebastian Zorn auf dem Gipfel der Wut hervor. »Bedarf es denn für die Ohren dieser Wilden eines Charivari, wie für den Bären? . . . Auch gut, wir fangen noch einmal von vorn an, doch du, Yvernes spielst in D-, du, Frascolin in E- und Pinchinat in G-dur. Ich selbst bleibe in H-moll, und nun aus Leibeskräften los!«

Das gab aber einen Mißklang zum Trommelfellzersprengen! Es erinnerte an das improvisierte Orchester, das der Prinz von Joinville einst in einem unbekanntem Dorf des brasilianischen Gebiets dirigierte. Es klang, als ob man auf »Essigkannen« eine entsetzliche Symphonie mit verkehrtem Bogenstrich exekutiert hätte.

Pinchinats Gedanke erwies sich übrigens als vortrefflich. Was ein ganz ausgezeichnete musikalischer Vortrag nicht erzielte, das erzielt dieses greuliche Durcheinander. Freschal fängt an aufzuwachen. Da und dort erhellen sich die Fenster. Die Bewohner des Dorfes sind also nicht tot, da sie jetzt Lebenszeichen verraten. Sie sind auch nicht taub, da sie hören und lauschen.

»Die Leute werden uns mit Äpfeln bombardieren«, sagt Pinchinat während einer Pause, denn trotz mangelnder Harmonie des Tonstücks ist dessen Takt doch eingehalten worden.

»O, desto besser; dann essen wir sie«, antwortet der praktische Frascolin.

Und auf Sebastian Zorns Kommando beginnt das kakophonische Konzert von neuem. Nach seiner Beendigung mit einem mächtigen »Dis«-Akkord in vier verschiedenen Tonlagen halten die Musiker inne.

Nein, mit Äpfeln wirft hier keiner aus den zwanzig oder dreißig geöffneten Fenstern, sondern laute Beifallsbezeugungen, kräftige Hurras und scharftönende Hips schallen daraus hervor. Die freschalischen Ohren haben sich jedenfalls noch niemals eines solchen musikalischen Hochgenusses erfreut, und es unterliegt keinem Zweifel, daß jetzt jedes Haus willig ist, so unvergleichliche Virtuosen gastlich aufzunehmen.

Doch während diese sich ihrer musikalischen Verzückung völlig hingaben, ist ein Zuschauer und Zuhörer, ohne daß sie seine Annäherung bemerkten, bis auf wenige Schritte herantreten. Diese aus einer Art elektrischen Kremsers ausgestiegene Persönlichkeit wartet an einer Ecke des Platzes. Es ist ein hochgewachsener wohlbeleibter Mann, soweit das bei der Dunkelheit zu erkennen war.

Während sich dann unsere Pariser Kinder noch fragen, ob sich nach den Fenstern auch die Türen der Häuser öffnen werden, um sie aufzunehmen – was zumindest noch ungewiß ist –, nähert sich der neue Ankömmling noch weiter und spricht in liebenswürdigstem Ton und im reinsten Französisch:

»Ich bin Kunstliebhaber, meine Herren, und eben jetzt so glücklich gewesen, Ihnen Beifall zollen zu dürfen.«

»Während unseres letzten Musikstücks?« erwidert Pinchinat ironisch.

»Nein, meine Herren, während des ersten; ich habe das Quartett von Onslow selten in so vollendeter Weise spielen hören.«

Der Mann ist offenbar ein Kenner.

»Mein Herr«, antwortet ihm Pinchinat im Namen seiner Gefährten, »wir sind Ihnen für Ihre Anerkennung sehr verbunden. Hat unsere zweite Nummer Ihre Ohren zerrissen, so kommt das daher . . . «

»Mein Herr«, fällt ihm der Unbekannte ins Wort und schneidet damit einen Satz ab, der höchstwahrscheinlich sehr lang geworden wäre, »ich habe niemals mit gleicher Vollendung so falsch spielen hören. Ich durchschaue es aber, weshalb Sie zu diesem Ausweg griffen: Sie wollten die wackeren Bewohner von Freschal,

die schon im tiefsten Schlaf liegen, aufwecken. Nun, meine Herren, gestatten Sie mir, Ihnen das anzubieten, was Sie mit jenem seltsamen Mittel erstrebten . . . «

»Gastliche Aufnahme?« fragt Frascolin.

»Gewiß, eine ultraschottische Gastfreundschaft. Irre ich mich nicht, so steht vor mir das Konzert-Quartett, das in unserem herrlichen Amerika überall berühmt ist, und gegen das es mit seinem Enthusiasmus nicht geizt hat . . . «

»Verehrter Herr«, glaubt Frascolin hier einflechten zu müssen, »wir fühlen uns aufs höchste geschmeichelt. Doch . . . die gastliche Aufnahme . . . wo könnten wir die durch Ihre Güte finden?«

»2 Meilen von hier.«

»In einem anderen Dorf?«

»Nein . . . Nein, in einer Stadt.«

»Einer bedeutenderen Stadt . . . ?«

»Gewiß.«

»Erlauben Sie, man hat uns gesagt, daß hier und vor San Diego keine Stadt liege . . . «

»Ein Irrtum . . . wirklich ein Irrtum, den ich nicht zu erklären vermag.«

»Ein Irrtum . . . ?« wiederholt Frascolin.

»Ja, meine Herren, und wenn Sie mir nur folgen wollen, verspreche ich Ihnen einen Empfang, wie er sich für so hervorragende Künstler gebührt.«

»Ich denke, das erschiene annehmbar«, ließ sich Yvernes vernehmen.

»Ganz meine Ansicht«, bestätigt Pinchinat.

»Halt, halt . . . noch einen Augenblick«, ruft Pinchinat; »niemals schneller als der Leiter des Orchesters.«

»Das bedeutet?« fragt der Amerikaner.

»Daß wir in San Diego erwartet werden«, antwortet Frascolin.

»In San Diego«, fügt der Violoncellist hinzu, »wo die Stadt uns zu einer Reihe von musikalischen Matinees engagiert hat, deren erste bereits übermorgen Sonntag stattfinden soll.«

»Ah so!« versetzt der Fremde mit dem Ausdruck der Enttäuschung.

Gleich darauf ergreift er jedoch wieder das Wort:

»Nun, das macht nichts, meine Herren«, fügt er hinzu. »Binnen einem Tag werden Sie Zeit genug haben, eine Stadt zu sehen, die des Besuchs wert ist, und ich verpflichte mich, Sie bis zur nächsten Station zurückzubefördern, so daß Sie am Sonntag in San Diego sein können.«

In der Tat, das Angebot ist ebenso verführerisch, wie unter den gegebenen Umständen willkommen. Das Quartett kann sicher sein, in einem guten Hotel ein treffliches Zimmer zu finden, ohne von den weiteren Vorteilen zu reden, die sie von und durch diesen zuvorkommenden Herrn erwarten dürfen.

»Nehmen Sie meinen Vorschlag an, meine Herren?«

»Mit Vergnügen«, versichert jetzt Sebastian Zorn, den der Hunger und die Ermüdung veranlassen, eine derartige Einladung nicht abzuweisen.

»Also abgemacht!« erwidert der Amerikaner. »Wir brechen sofort auf, sind binnen 20 Minuten am Ziel, und ich weiß, daß Sie mir dafür dankbar sein werden.«

Selbstverständlich hatten sich nach den Hurras, die der exekutierten Katzenmusik folgten, die Fenster der Häuser sogleich wieder geschlossen. Die Lichter erloschen und Freschal fiel aufs neue in tiefen Schlaf.

Von dem Amerikaner geführt, begeben sich die Musiker zu dem Kremser, bringen darauf ihre Instrumente unter und nehmen im hinteren Teil des Gefährts Platz, während sich ihr gefälliger Führer ganz vorn neben den Mechaniker setzt. Dann wird ein Hebel umgelegt, die elektrischen Akkumulatoren treten in Wirkung, der Wagen rückt von der Stelle und kommt sehr bald in rasche Bewegung nach Westen hinaus.

Nach einer Viertelstunde leuchtet ein ausgebreiteter weißlicher Schein auf, ein die Augen blendendes Durcheinander von leuchtenden Strahlen. Da liegt also eine Stadt, von deren Vorhandensein unsere Pariser gar keine Ahnung hatten.

Der Kremser hält an und Frascalini sagt:

»Aha, da wären wir ja an der Küste.«

»An der Küste . . . nein«, entgegnet der Amerikaner. »Das ist ein Strom, den wir zu überschreiten haben.«

»Doch auf welche Weise?« fragt Pinchinat.

»Mit der Fähre hier, die gleich unsern Wagen aufnimmt.«

In der Tat liegt vor ihnen eines der in den Vereinigten Staaten so häufigen Ferry-boats, auf das der Wagen samt Insassen hinüberrollt. Ohne Zweifel wird dieses Ferry-boat durch Elektrizität angetrieben, denn es stößt keinen Dampf aus, und schon 2 Minuten später legt es nach Überschreitung des Wassers an der Kai-mauer eines Bassins im Hintergrund eines Hafens an.

Der Kremser rollt nun durch über Land führende Alleen weiter und dringt in eine Parkanlage ein, über die hoch oben angebrachte elektrische Lampen helles Licht ausgießen.

Am Gitter dieses Parks öffnet sich ein Tor, der Zugang zu einer breiten und langen, mit tönenden Platten belegten Straße. 5 Minuten später steigen unsere Künstler am Vorbau eines eleganten Hotels aus, wo sie auf ein Wort des Amerikaners hin mit vielversprechender Zuvorkommenheit empfangen werden. Man geleitet sie sofort an eine luxuriös ausgestattete Tafel, und sie nehmen – wie sich wohl voraussetzen läßt, mit bestem Appetit – ein reichliches Abendessen ein.

Nach dessen Beendigung führt sie der Oberkellner nach einem sehr geräumigen Zimmer mit mehreren Glühlampen, die durch niederzulassende Schirme in mild leuchtende Nachtlampen verwandelt werden können. Die Erklärung all dieser Wunder vom kommenden Morgen erwartend, schlummern sie endlich in den die vier Zimmerecken einnehmenden bequemen Betten ein und schnarchen mit dem außergewöhnlichen Einklang, dem das Konzert-Quartett seinen künstlerischen Ruhm verdankt.

### 3. KAPITEL

#### *Ein redseliger Cicerone*

Am frühen Morgen, gegen 7 Uhr, erschallen nach täuschender Nachahmung des Tons einer Trompete – gleich dem ersten Signal bei der Reveille eines Regiments – im gemeinschaftlichen Zimmer folgende Worte oder richtiger Rufe:

»Allons! ... Hopp! ... Auf die Füße ... und in zwei Tempos!« womit Pinchinat den jungen Tag einleitet.

Yvernes, das bequemste Mitglied des Quartetts, hätte gewiß drei, oder noch lieber vier, Tempos vorgezogen, um sich aus den molligen Hüllen des Bettes zu schälen. Doch auch er muß dem Beispiel seiner Kameraden folgen und die horizontale Lage gegen die vertikale Haltung vertauschen.

»Wir dürfen keine einzige Minute verlieren!« bemerkt Seine Hoheit.

»Freilich«, schließt Sebastian Zorn sich ihm an, »denn morgen müssen wir unbedingt in San Diego sein.«

»Schon recht«, erwidert Yvernes, »ein halber Tag wird ja ausreichen, die Stadt unseres lebenswürdigen Amerikaners zu besuchen.«

»Was mich wundert«, läßt sich Frascolin vernehmen, »ist, daß überhaupt eine so bedeutende Stadt in der Nähe von Freschal liegt! ... Wie mochte es nur kommen, daß unser Kutscher davon kein Sterbenswörtchen gesagt hat?«

»Die Hauptsache bleibt doch, daß wir hier sind, alter G-Schlüssel«, bemerkt Pinchinat.

Durch zwei große Fenster dringt reichliches Licht ins Zimmer, das auf etwa 1 Meile Länge Aussicht auf eine schöne, mit doppelter Baumreihe geschmückte Straße bietet.

Die vier Freunde beginnen nun in einem behaglichen Nebenraum ihre Toilette, übrigens eine kurze und leichte Arbeit, denn alles ist hier nach den neuesten Verbesserungen eingerichtet: Drehhähne für warmes und kaltes Wasser zur beliebigen Mischung, Waschgeschirre, die sich durch Achsendrehung selbsttätig entleeren, Fuß- und Handwärmer, Zerstäuber mit wohlriechenden Flüssigkeiten, die nach Belieben in Funktion treten, durch den elektrischen Strom bewegte Ventilatoren, mechanisch bewegte Bürsten, so daß man an die einen nur den Kopf, an die andern die Kleidung oder die Stiefel zu halten braucht, um erstere gereinigt, letztere blankgewischt zu bekommen.

Des weiteren, ohne die elektrische Uhr und die elektrischen Ölfäschchen, die sich durch einen Fingerdruck nach Bedarf ergießen, zu rechnen, setzen Klingeltasten oder Telefone die verschiedenen Teile der ganzen Anlage mit dem Zimmer in sofortige Verbindung.

Und Sebastian Zorn nebst seinen Kameraden kann von hier aus nicht nur mit dem Hotel sprechen, sondern auch mit den verschiedenen Teilen der Stadt, ja vielleicht gar – das ist wenigstens Pinchinats Ansicht – mit jeder beliebigen Stadt der Vereinigten Staaten.

»Wenn nicht der beiden Welten«, fügt Yvernes hinzu.

In der Erwartung, sich hiervon noch später zu überzeugen, läßt sich 2 Minuten nach viertel vor 8 in englischer Sprache folgende telefonische Mitteilung vernehmen:

»Calistus Munbar entbietet seinen Guten Morgen allen verehrlichen Mitgliedern des Konzert-Quartetts und ersucht sie, sobald sie dazu fertig sind, herunterzukommen, um im Dining-room des Excelsior Hotels das erste Frühstück einzunehmen.«

»Excelsior Hotel!« rief Yvernes. »Der Name dieser Karawanserei klingt vielversprechend!«

»Calistus Munbar, das ist unser so ungemein zuvorkommender Amerikaner«, bemerkt Pinchinat, »und der Name ist großartig!«

»Liebe Freunde«, ruft der Violoncellist, dessen Magen ebenso selbstwillig ist wie sein Eigentümer, »da der Morgenimbiß aufgetragen ist, wollen wir frühstücken, und nachher . . . «

»Nachher . . . spazieren wir durch die Stadt«, fällt Frascolin ein. »Doch welche Stadt in aller Welt kann das sein?«

Nachdem unsere Pariser ihre Morgentoilette so ziemlich vollendet haben, antwortet Pinchinat telefonisch, daß sie sich binnen 5 Minuten die Ehre geben werden, Herrn Calistus Munbars Einladung nachzukommen.

Bald darauf begeben sie sich nach dem Personenaufzug, der sich sofort in Bewegung setzt und sie in die monumentale Vorhalle des Hotels hinunterbefördert. An der Rückseite des Flurs liegt die Tür nach dem Dining-room, einem großen, in reichem Goldschmuck erglänzenden Saal.

»Ganz zu Ihren Diensten, meine Herren, ganz zu Ihrem Befehl!«

Der Herr vom vorigen Abend ist es, der diesen Satz von zehn Wörtern ausspricht. Er gehört dem Typus von Persönlichkeiten an, von denen man sagen kann, daß sie sich gleich selbst vorstellen. Erscheint es nicht, als ob man mit ihnen schon lange oder richtiger, schon »von jeher« bekannt wäre?

Calistus Munbar kann zwischen 50 und 60 Jahre zählen. Er ist über mittelgroß, ziemlich beleibt und hat starke Gliedmaßen. Gesund und kräftig, zeigt er sichere Bewegungen – kurz, er »platzt« vor Gesundheit, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist.

Sebastian Zorn und seinen Kollegen sind solche Leute – davon gibt es ja in den Vereinigten Staaten nicht so wenige – schon oft über den Weg gelaufen. Der gewaltige, kugelrunde Kopf Calistus Munbars strotzt von noch blondem, üppigem Haar, das auf- und abschwankt, wie Baumlaub im Wind; sein Teint ist recht frisch; der ziemlich lange, rotgelbe Bart läuft in zwei Spitzen aus; den Schnurrbart hat er wegrasiert; der an den Lippenwinkeln etwas hinaufgezogene Mund erscheint lächelnd, sogar scherzhaft; die Zähne gleichen blendendweißem Elfenbein; die an der Spitze etwas verdickte Nase, mit leicht beweglichen Flügeln und mit zwei lotrechten Falten unter der Stirn solid befestigt, trägt einen Klemmer, der von einer feinen, gleich einem Seidenfaden schmiegsamen silbernen Schnur gehalten wird. Hinter den Gläsern des Klemmers blitzt ein bewegliches Auge mit grünlicher Iris auf, deren Pupille wie von Kohlenglut erleuchtet aussieht. Dieser Kopf ist mit den Schultern durch einen wirklichen Stiernacken verbunden und der Rumpf auf fleischigen Ober-, nebst tüchtigen Unterschenkeln über etwas großen Füßen aufgebaut.

Calistus Munbar trägt ein weites, katechufarbenes Jackett aus Diagonalstoff. Aus der Tasche an der Seite lugt der Zipfel des Taschentuchs hervor. Die stark ausgeschnittene Weste wird von drei goldenen Knöpfen geschlossen gehalten. Von einer Tasche zur andern hängt bogenförmig eine schwere Kette, die an dem einen Ende einen Chronometer, am andern einen Pedometer trägt, ohne die Breloques, die in ihrer Mitte klimpern und klirren. Dieser

Goldschmuck wird noch vervollständigt durch einen wahren Rosenkranz von Ringen, womit die vollen, rosenroten Finger verziert sind. Das tadellos weiße, steife und glanzgeplättete Hemd läßt drei schöne Diamanten sehen und läuft in einen breit zurückgeschlagenen Kragen aus, unter dem eine nicht recht zu bezeichnende Krawatte, mehr nur ein braunroter Galon, herabhängt. Das Beinkleid aus streifigem Stoff mit weiten Falten verengt sich nur über den mit Aluminiumagraffen geschlossenen Schuhen.

Die Physiognomie dieses Yankees ist im höchsten Maß ausdrucksvoll – die Physiognomie der Leute, die an nichts zweifeln und »die noch ganz andre Dinge gesehen haben«, wie man zu sagen pflegt. Der brave Mann weiß offenbar, was er will, und ist obendrein energisch, was man an der Spannkraft seiner Muskeln und an der sichtbaren Zusammenziehung seines Kaumuskels erkennt. Endlich lacht er gern, und das recht laut, doch mehr durch die Nase als durch den Mund, also in einer Art Kichern, einem »hennitus«, wie es die Physiologen nennen.

Das ist dieser Calistus Munbar. Beim Eintritt des Quartetts lüftet er den breitkrepfigen Hut, dem eine Feder à la Ludwig XIII. nicht übel angestanden hätte. Er drückt den vier Künstlern die Hände und führt sie dann nach einer Tafel, worauf der Teekessel siedet und der landesübliche Braten dampft. Er spricht unausgesetzt und läßt überhaupt keine Frage aufkommen – vielleicht um einer Antwort auszuweichen –, indem er die Vorzüge seiner Stadt hervorhebt, ihre wunderbare Gründung rühmt, ohne Unterlaß in seinem Monolog fortfährt und diesen nach Beendigung des Frühstückes mit den Worten schließt:

»Wollen Sie mir nun gefälligst folgen, meine Herren! Doch eine Warnung . . . «

»Und die wäre?« fragt Frascolin.

»Es ist hier strengstens verboten, auf den Straßen auszuspuken.«

»Das ist nie unsere Gewohnheit gewesen«, protestiert Yvernes.

»Desto besser, dann werden Sie vor Geldstrafen sicher sein.«

»In Amerika . . . und nicht ausspucken!« murmelt Pinchinat mit einem Ton, in dem sich Überraschung und Unglauben vermischen.

Es wäre schwierig gewesen, sich einen Führer zu verschaffen, der gleichzeitig ein Erklärer wie Calistus Munbar gewesen wäre. Er kennt diese Stadt gründlichst. Hier gibt es kein Hotel, das er nicht zu nennen, kein Haus, von dem er nicht zu sagen wüßte, wer es bewohnte, gibt es keinen Vorüberkommenden, der ihn nicht freundlich begrüßt hätte.

Die ganze Stadt ist sehr regelmäßig angelegt. Alleen und Straßen, letztere auch mit Schutzdach über den Trottoirs, schneiden sich, wie die Linien eines Schachbretts, in rechten Winkeln. Gleichmäßigkeit beherrscht den ganzen geometrischen Plan; doch auch an Abwechslung fehlt es nicht, denn die Häuser folgen, was Stil und äußeres Aussehen wie innere Einrichtung betrifft, keiner anderen Regel, als der Fantasie der Architekten. Mit Ausnahme einiger, mehr dem Handel dienenden Straßen, bilden die Häuser der übrigen mehr eine Art Paläste mit ihren von eleganten Nebengebäuden begrenzten Vorhöfen, dem architektonischen Reichtum ihrer Fassaden, mit der luxuriösen Ausstattung der Wohnräume und den Gärten oder richtiger den Parks, die zu jedem Grundstück gehören. Immerhin fällt es auf, daß die Bäume darin nirgends ihre volle Entwicklung erreicht haben. Dasselbe gilt für die an den Kreuzungen der Hauptverkehrsadern ausgesparten Squares, auf denen man zwar Rasenflächen von entzückender Frische findet, während die Baumgruppen mit ihrem Gemisch von Arten aus der gemäßigten und der heißen Zone dem Erdboden noch nicht genug Nährstoffe abgesaugt zu haben scheinen. Gerade diese Eigentümlichkeit bildet einen scharfen Gegensatz zu dem Teil des westlichen Amerika, wo in der Umgebung der großen kalifornischen Städte geradezu Riesenwälder die Regel sind.

Das Quartett schlenderte so für sich hin, wobei sie das betreffende Stadtviertel jeder nach seiner Neigung in Augenschein nahmen, Yvernes angezogen von dem, was Frascolin weniger interessierte, Sebastian Zorn von dem, was Pinchinat mehr gleichgültig ließ ... alle jedoch höchst begierig, das Geheimnis zu durchdringen, das die ihnen unbekannte Stadt umhüllte. Die Verschiedenheit der Anschauungen mußte gerade eine Menge recht bezeichnender Beobachtungen ergeben. Übrigens ist ja auch Calistus Munbar bei der Hand, der auf jede Frage eine Antwort weiß. Doch was sagen wir ... eine Antwort? ... Er wartet gar nicht ab, bis man ihn fragt, er spricht, plaudert, erklärt in einem fort. Seine Wörtermühle dreht sich schon beim leisesten Lufthauch. Eine Viertelstunde nach dem Weggang aus dem Excelsior Hotel sagt Calistus Munbar:

»Wir befinden uns jetzt in der 3. Avenue, und davon hat die Stadt dreißig. Diese hier, die an Verkaufsläden reichste, bildet unsern Broadway, unsere Regent Street, unsere Große Friedrichsstraße oder unsern Boulevard des Italiens. In ihren Magazinen und Bazaren findet man das Überflüssige neben dem Notwendigen, alles, was für verfeinerten Luxus und modernen Komfort nur irgend verlangt werden kann.«

»Die Magazine sehe ich wohl«, bemerkt Pinchinat, »doch keine Käufer ... «

»Vielleicht ist es noch zu früh am Morgen ... ?« fügt Yvernes hinzu.

»Nein, das kommt daher«, antwortet Calistus Munbar, »daß die meisten Bestellungen telefonisch oder auch telautografisch erfolgen ... «

»Telautografisch? ... Was bedeutet das?« fragt Frascolin.

»Das bedeutet, daß wir häufig den Telautografen benutzen, einen sinnreichen Apparat, der die Handschrift ebenso überträgt, wie das Telefon die Sprache, ohne den Kinetografen zu vermissen, der alle Bewegungen nachbildet und für das Auge dasselbe ist, was der Phonograph für das Ohr ist – und endlich das Telephot,

das jedes Bild wiedergibt. Der Telautograf bietet eine weit größere Sicherheit als die einfache Depesche, mit der jeder Beliebige Mißbrauch treiben kann, deshalb können wir auf elektrischem Weg Bestellungen aufgeben und Rechnungen senden oder Verträge schließen ...«

»Auch Eheverträge vielleicht ...«, unterbricht ihn Pinchinat ironischen Tons.

»Gewiß, Herr Bratschist. Warum sollte man sich nicht mittels elektrischen Drahts verheiraten können ...«

»Und auch wieder scheiden ...?«

»Auch wieder scheiden! Das kommt sogar noch häufiger vor!«

Der Cicerone lacht dazu so unbändig, daß alle Schmuckgegenstände an seiner Weste zittern und klirren.

»Sie sind recht lustiger Natur, Herr Munbar«, sagt Pinchinat, der von der Heiterkeit des Amerikaners angesteckt wird.

»Warum auch nicht? Wie ein Schwarm Buchfinken an einem sonnigen Tag!«

Jetzt zeigt sich eine größere Querstraße. Es ist die 19. Avenue, aus der jeder Handelsverkehr verbannt ist. Durch sie verlaufen, wie durch die andern, zwei Trambahngleise. Schnell rollen die Wagen darüber hin, ohne ein Körnchen Staub aufzuwirbeln, denn die mit einem unveränderlichen Belag von Karry oder australischem Jarrahholz – warum nicht von brasilianischem Mahagoni? – versehene Straßenfläche ist so sauber, als hätte man sie mit Schmirgelpapier abgerieben. Frascaolin, der alle physikalischen Erscheinungen scharf beobachtet, meint, daß sie unter den Füßen fast einen metallischen Klang hören lasse.

»Das sind offenbar großartige Eisenindustrielle!« sagt er für sich. »Nun stellen sie gar die Fahrwege aus Eisenguß her!«

Eben wollte er sich bei Calistus Munbar darüber näher informieren, als dieser ausrief:

»Sehen Sie sich dieses Hotel an, meine Herren!«

Er zeigt dabei auf ein großes und großartiges Bauwerk, dessen Seitenflügel, die einen Schmuckhof begrenzen, durch ein Gitter aus Aluminium verbunden sind.

»Dieses Hotel, man könnte sagen, dieser Palast wird von einer der ersten Familien der Stadt bewohnt. Ich erwähnte Ihnen bereits Jem Tankerdon. Der Mann ist Eigentümer unerschöpflicher Petroleumquellen in Illinois und der reichste und deshalb der ehrbarste und verehrteste unserer Mitbürger . . .

»Mit einem Vermögen von Millionen?« fragt Sebastian Zorn.

»Pah!« stieß Calistus Munbar hervor. »Eine Million ist für uns so viel wie ein Dollar, und davon gibt's hier Hunderte! In unserer Stadt wohnen manche überreiche Nabobs. Damit erklärt es sich, daß die Kaufleute in den Handelsvierteln bald ein Vermögen machen . . . ich meine die Einzelhändler, denn von Großhändlern findet sich auf diesem, in der Welt einzig dastehenden Mikrokosmos kein einziger . . .«

»Aber Industrielle?« fragte Pinchinat weiter.

»Industrietreibende gibt es hier nicht!«

»So doch wohl Reeder!« ließ sich Frascolin vernehmen.

»Ebensowenig!«

»Also lauter Rentiers!« sagte darauf Sebastian Zorn.

»Nichts als Rentiers, neben Kaufleuten, die im besten Zuge sind, sich eine schöne Rente anzusammeln.«

»Nun, aber Handwerker doch auch?« bemerkte Yvernes.

»Wenn man Handwerker braucht, läßt man sie von auswärts kommen, und wenn die Leute fertig sind, kehren sie wieder zurück . . . natürlich mit einem hübschen Batzen Geld in der Tasche.«

»Doch selbstverständlich, Herr Munbar«, sagte Frascolin, »haben Sie auch einige Arme in Ihrer Stadt, und wäre es nur, um die Rasse nicht ganz aussterben zu lassen.«

»Arme, mein Herr zweiter Geiger? . . . Davon würden Sie keinen einzigen entdecken!«

»So ist das Betteln wohl strengstens verboten . . . ?«

»Für ein solches Verbot fehlte jede Veranlassung, da die Stadt Bettlern gar nicht zugänglich ist. So etwas paßt für die Städte der Union mit ihren Stiften, Asylen und Arbeitshäusern . . . und mit den Besserungsanstalten, die jene vervollständigen . . .«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie keine Gefängnisse hätten?«

»So wenig, wie wir Gefangene haben.«

»Aber doch Verbrecher oder Übeltäter?«

»Diese ersuchen wir, in der Alten oder der Neuen Welt zu bleiben, wo sie ihrem Beruf unter günstigeren Umständen obliegen können.«

»Wahrhaftig, Herr Munbar«, rief Sebastian Zorn, »Ihren Worten nach würde man kaum glauben, sich in Amerika zu befinden.«

»Da waren Sie noch gestern, Herr Violoncellist«, antwortet dieser merkwürdige Cicerone.

»Gestern?« versetzt Frascaolin, bemüht, sich den Sinn dieser dunklen Rede zu deuten.

»Gewiß! Heute befinden Sie sich in einer ganz unabhängigen, freien Stadt, auf die die Union gar kein Recht hat, die nur sich selbst regiert ... «

»Und deren Name lautet ... ?« fragt Sebastian Zorn, bei dem schon die angeborene Reizbarkeit durchzubrechen anfängt.

»Deren Name?« antwortet Calistus Munbar. »Gestatten Sie mir, ihn vorläufig noch zu verschweigen.«

»Und wann werden wir ihn erfahren?«

»Wenn Sie den Besuch der Stadt vollendet haben, worüber sie sich übrigens sehr geschmeichelt fühlen wird.«

Dieser so zurückhaltende Amerikaner ist mindestens ein eigenartiger Mann. Alles in allem kommt nicht so viel darauf an. Vor der Mittagsstunde wird das Quartett seinen merkwürdigen Spaziergang vollendet haben, und wenn es den Namen der Stadt auch erst im Augenblick der Abreise erfährt, kann es sich ja wohl damit begnügen. Auffällig an der Sache ist nur eines: Wie kommt es, daß eine so bedeutende Stadt an der Küste Kaliforniens liegt, ohne der Föderation der Vereinigten Staaten anzugehören, und ferner, wie sollte man es erklären, daß der Führer der Kutsche nicht darauf gekommen war, sie zu erwähnen? Das wichtigste bleibt es immerhin, daß die vier Künstler vor Ablauf von 24 Stunden in San Diego eintreffen, wo ihnen dieses Rätsel schon gelöst werden wird, für den Fall, daß Calistus Munbar sich nicht dazu herbeiließe.

Diese wunderliche Persönlichkeit hat sich aufs neue ihrer wortreichen Beschreibungslust hingegeben, nicht ohne durchblicken

zu lassen, daß sie sich auf weitere Erklärungen nicht einzulassen wünscht.

»Meine Herren«, sagt der Amerikaner, »hier stehen wir nun am Eingang zur 37. Avenue. Betrachten Sie die bezaubernde Perspektive! Auch hier gibt es keine Magazine oder Bazare, so wenig wie den Straßentrubel, der sonst die Handelstätigkeit kennzeichnet. Nur große Privatwohnungen; ihre Bewohner sind aber nicht so vermögend, wie die der 19. Avenue, es sind mehr kleine Rentiers mit 10 bis 12 Millionen . . .«

»Arme Schlucker, nicht wahr?« spöttelt Pinchinat, dessen Lippen sich zu einem mitleidigen Lächeln verziehen.

»Oho, Herr Bratschist«, erwidert Calistus Munbar, »einem andern gegenüber kann man immer ein halber Bettler sein. Ein Millionär ist ja schon reich gegen den, der nur 100.000 Franc besitzt; er ist es aber nicht gegen den, der 100 Millionen sein eigen nennt!«

Wiederholt konnten unsere Künstler bemerken, daß von allen Wörtern, die ihr Cicerone gebrauchte, das Wort »Million« – ein Wort von wahrhaft magischer Wirkung – am häufigsten wiederkehrte. Beim Aussprechen blies er die Backen so stark auf, daß es einen richtig metallischen Klang bekam. Es schien fast, als prägte er beim Sprechen schon Goldstücke aus. Sind es auch keine Diamanten, die seinen Lippen, wie dem Mund des Patenkindes der Feen Perlen und Smaragde, entquellen, so sind es mindestens vollwertige Goldstücke.

Noch immer spazieren Sebastian Zorn, Pinchinat, Frascalin und Yvernes durch die merkwürdige Stadt, deren geographische Bezeichnung ihnen noch unbekannt ist. Hier belebte Straßen mit einer Menge Menschen in höchst anständiger Kleidung, ohne daß das Auge jemals durch die Lumpen eines Verarmten verletzt wird. Überall Tramwagen, Karren und andere Gefährte, die alle durch Elektrizität bewegt werden. Einzelne große Verkehrsadern sind mit beweglichen Trottoirs versehen, die mittels einer endlosen Kette im Kreis laufen und worauf die Leute so herumspazieren, als ob sie in einem fahrenden Zug hin und her gingen, an dessen Eigenbewegung sie natürlich teilnehmen.

Außerdem verkehren besondere elektrische Wagen, die auf der Straße so sanft wie die Bälle auf der Billardtafel dahinrollen. Equipagen im eigentlichen Sinn des Wortes, also Wagen ausschließlich für die Personenbeförderung, die von Pferden gezogen werden, trifft man nur in den allerreichsten Stadtteilen.

»Ah, da ist auch eine Kirche!« ruft Frascaolin.

Er zeigt dabei auf ein sehr massives Bauwerk ohne hervortretenden architektonischen Stil, eine Art »Savoyischer Pastete«, die man in die Mitte eines Platzes mit üppigen Rasenflächen gesetzt hat.

»Das ist die protestantische Kirche«, erklärt Calistus Munbar, während er vor dem Gebäude haltmacht.

»Gibt es in Ihrer Stadt auch katholische Kirchen?« fragt Yvernes.

»O ja. Übrigens muß ich Ihnen bemerken, daß wir in unserer Stadt, obwohl es auf der Erde an die 1.000 verschiedene Religionen gibt, nur dem Katholizismus oder dem Protestantismus huldigen. Es ist hier nicht so wie in den Vereinigten Staaten, die durch die Religion – wenn nicht schon durch die leidige Politik – veruneinigt werden und wo es ebenso viele Sekten wie Familien gibt, wie zum Beispiel Methodisten, Anglikaner, Presbyterianer, Anabaptisten, Wesleyaner usw. – Hier leben nur Protestanten vom calvinistischen Bekenntnis oder römische Katholiken.«

»Und welcher Sprache bedient man sich meist?«

»Englisch und französisch werden gleich geläufig gesprochen.«

»Unsern Glückwunsch dazu!« sagt Pinchinat.

»Die Stadt ist deshalb«, fährt Calistus Munbar fort, »in zwei annähernd gleiche Hälften geteilt. Hier befinden wir uns . . . «

»In der westlichen Hälfte, glaub' ich?« fällt Frascaolin ein, der sich nach dem Stand der Sonne orientiert.

»In der westlichen? . . . Nun ja, wenn Sie wollen . . . «

»Wie? . . . Wenn ich will?« erwidert die zweite Geige, sehr erstaunt über eine solche Antwort. »Verändern sich denn die Himmelsrichtungen der Stadt nach dem Wunsch jedes Beliebigen?«

»Ja und nein . . . « antwortet Calistus Munbar. »Doch davon später. Ich komme also auf diese Stadthälfte zurück . . . auf die westliche, wenn es Ihnen so beliebt, ausschließlich bewohnt von Protestanten, die auch hier immer praktische Leute geblieben sind, während die raffinierteren, mehr der Fantasie nachgebenden Katholiken die andere Hälfte einnehmen. Ich sagte Ihnen schon, daß das Gebäude vor uns die protestantische Kirche ist.«

»So sieht er auch aus. Bei seinem schwerfälligen Baustil kann das Gebet darin keine Erhebung empor zum Himmel, sondern muß eine Herniederbeugung zur Erde sein . . . «

»Gut gebrüllt, Löwe!« ruft Pinchinat. »Doch in einer so modern ausgestatteten Stadt, Herr Munbar, kann man wohl auch die Predigt oder die Messe durch das Telefon anhören?«

»Ganz richtig.«

»Und kann auch telefonisch beichten . . . ?«

»So wie man sich mittels Telautografen verheiraten kann, und Sie werden zugeben, daß das eine sehr praktische Einrichtung ist.«

»Das will ich meinen, Herr Munbar«, bestätigt Pinchinat, »praktisch aus dem Effeff!«

#### 4. KAPITEL

##### *Das verblüffte Konzert-Quartett*

Um 11 Uhr und nach einem so langen Spaziergang ist es gestattet, Hunger zu haben. Unsere Künstler machen von dieser Erlaubnis auch überreichlich Gebrauch. Ihre Mägen knurren im Ensemble und sie selbst harmonisieren alle darin, um jeden Preis frühstücken zu müssen.

Das ist auch die Ansicht Calistus Munbars, der ebenso wie seine Gäste der täglichen Nahrungszufuhr bedarf. Da fragten sich die Künstler, ob sie bis zum Excelsior Hotel zurückkehren sollten.

Ja, denn in der Stadt scheint es nicht viele Restaurants zu geben, und offenbar zieht es jedermann vor, sich auf sein Home zu beschränken. Der Verkehr von Touristen aus beiden Welten ist allem Anschein nach auch sehr gering.

Binnen wenigen Minuten befördert ein Tramwagen die Hungernden nach ihrem Hotel, wo sie an einer vollbedeckten Tafel Platz nehmen. Hier zeigt sich ein erstaunlicher Gegensatz zu den gewöhnlichen amerikanischen Mahlzeiten, bei denen die Vielheit der Gerichte über deren mangelnde Güte hinwegtäuschen muß. Das Rind- und Hammelfleisch ist vorzüglich; das Geflügel zart und duftend; der Fisch von verlockender Frische. Dazu gibt es, statt des Eiswassers in den Restaurants der Union, verschiedene treffliche Biere und Weine, die unter den Sonnenstrahlen der Rebenhügel von Médoc und Burgund gereift waren.

Pinchinat und Frascalin tun diesem Frühstück alle Ehre an, mindestens ebensoviel wie Sebastian Zorn und Yvernes. Es versteht sich, daß Calistus Munbar nicht unterließ, es ihnen anzubieten, und es wäre doch unhöflich von ihnen gewesen, das nicht anzunehmen.

Der Yankee, dessen Mühle es nie an Wasser fehlt, entwickelt übrigens einen bestrickenden Humor. Er spricht von allem, was die Stadt betrifft, nur nicht von dem, was seine Gäste gern erfahren hätten, d.h. welche die unabhängige Stadt ist, deren Namen er zu nennen zögert. Etwas Geduld, er wird ihn schon verraten, wenn die Besichtigung des Ganzen zu Ende ist. Sollte er gar darauf ausgehen, das Quartett etwas berauscht zu machen, damit es die Abfahrt des Zuges nach San Diego versäumte? Nein, doch nach der tüchtigen Mahlzeit trinken alle wacker drauflos, und ebenso sollte das Dessert noch mit einer Tasse Tee begossen werden, da erzittern die Fensterscheiben des Hotels von einer gewaltigen Detonation.

»Was war das?« fragte Yvernes emporschnellend.

»Beunruhigen Sie sich nicht, meine Herren«, antwortet Calistus Munbar, »das war die Kanone des Observatoriums.«

»Wenn sie nur die Mittagsstunde bezeichnen soll«, erwidert Frascalin nach seiner Uhr sehend, »so behaupte ich, daß der Schuß zu spät fiel . . .«

»Nein, Herr Bratschist, nein! Die Sonne geht hier ebensowenig wie anderswo vor oder nach!«

Dabei umspielt ein eigentümliches Lächeln die Lippen des Amerikaners, seine Augen funkeln unter dem Binokel, und er reibt sich recht sonderbar die Hände. Man möchte glauben, er beglückwünschte sich, einen guten Schelmenstreich ausgeführt zu haben.

Frascolin, der sich von der trefflichen Bewirtung weniger als seine Kameraden gefangennehmen läßt, sieht ihn mißtrauischen Blicks an, ohne sich deshalb mehr klarzuwerden.

»Nun, liebe Freunde – Sie gestatten doch, daß ich mich dieser vertraulichen Anrede bediene -«, fügt er in liebenswürdigster Weise hinzu, »wollen wir wieder aufbrechen, um noch den anderen Teil der Stadt zu besuchen; ich käme in Verzweiflung, wenn Ihnen die geringste Einzelheit entginge. Wir haben keine Zeit zu verlieren . . . «

»Um wieviel Uhr geht denn der Zug nach San Diego ab?« fragt Sebastian Zorn, immer besorgt, seine Engagements nicht durch verspätetes Eintreffen zu verfehlen.

»Ja, welche Zeit?« wiederholt Frascolin dringender.

»O . . . erst am Abend«, antwortet Calistus Munbar mit dem linken Auge zwinkernd. »Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie! Sie werden es nicht bereuen, mich als Führer gehabt zu haben.«

Wie hätte man einer so zuvorkommenden Persönlichkeit nicht folgen sollen? Die vier Künstler verlassen den Saal des Excelsior Hotels und schlendern die Straße hinauf. Der Wein muß doch in etwas zu vollem Strom geflossen sein, denn in den Beinen verspüren sie jetzt eine Art Zittern. Der Erdboden scheint eine Neigung zu haben, ihnen unter den Füßen zu entfliehen, obwohl sie sich nicht auf einem der seitwärts weitergleitenden Trottoirs befinden.

»He! He! Halt mich ein – bißchen, Chatillon!« ruft taumelnd Seine Hoheit der Bratschist.

»Ich glaube, wir haben etwas zuviel getrunken«, stammelt Yvernes, indem er sich die Stirn abtrocknet.

»Lassen Sie's gut sein, meine Herren Pariser, einmal ist ja nicht immer! . . . Wir mußten doch Ihre Ankunft begießen . . . «

»Und haben dabei die Gießkanne bis auf den Grund entleert!« fällt Pinchinat ein, der sich dabei nach Kräften beteiligt hat und noch niemals so guter Laune war wie heute.

Unter der Führung Calistus Munbars gelangen sie nun in ein Viertel der zweiten Städthälfte. Hier herrscht weit mehr Leben von weniger puritanischem Anstrich, so als wenn man urplötzlich aus den Nordstaaten in die Südstaaten der Union, aus Chikago nach New Orleans, aus Illinois nach Louisiana versetzt worden wäre. Die Läden hier sind glänzender ausgestattet, die größeren Wohnhäuser sind eleganter, die Villen komfortabler, die Paläste und Hotels ebenso großartig wie im protestantischen Stadtteil, und dazu noch von bestrickenderem Aussehen. Auch die Bevölkerung unterscheidet sich durch ihre Haltung, wie ihr Auftreten und Benehmen. Man möchte glauben, hier in einer Doppelstadt, ähnlich den bekannten Doppelsternen zu sein, bis auf den Unterschied, daß sich die beiden Hälften nicht umeinander drehen.

So ziemlich im Herzen der zweiten Hälfte angelangt, bleibt die Gruppe etwa in der Mitte der 15. Avenue stehen, und Yvernes ruft:

»Meiner Treu, das ist ein wirklicher Palast!«

»Das Palais der Familie Coverley«, antwortet Calistus Munbar.

»Nat Coverley, der Nebenbuhler Jem Tankerdons . . . «

»Und reicher als er?« fragt Pinchinat.

»Das nicht, aber ebenso vermögend«, erklärt der Amerikaner.

»Ein Ex-Bankier aus New Orleans, der mehr Hunderte von Millionen als Finger an den Händen besitzt.«

»Ein hübsches Paar Handschuhe, lieber Herr Munbar!«

»Wie Sie das nehmen wollen.«

»Und die beiden Notabeln, Jem Tankerdon und Nat Coverley, sind natürlich Feinde . . . «

»Mindestens Rivalen, die beide in städtischen Angelegenheiten ihr Übergewicht geltend zu machen streben und aufeinander eifersüchtig sind . . . «

»Und sich schließlich auffressen werden?« fragt Sebastian Zorn.

»Vielleicht, und wenn einer den andern verschlingt . . . «

»Das wird einem einen ordentlich verdorbenen Magen geben!« meint die Bratsche.

Calistus Munbar schüttelt sich vor Lachen über den Scherz.

Die katholische Kirche erhebt sich auf einem großen Platz, der ihre glücklich getroffenen Verhältnisse zu bewundern gestattet. In gotischem Stil erbaut, braucht man nicht zu weit zurückzuweichen, um sie betrachten zu können, denn die lotrechten Linien, denen jener Stil seine Schönheit verdankt, verlieren von weither gesehen ihren Charakter. Saint Mary Church verdient Bewunderung wegen der Schlankheit ihrer Pinakeln, der Leichtigkeit ihrer Rosetten, wegen der Eleganz ihrer gerippten Wölbungen und der Schönheit ihrer Fenster mit verschlungenem Rankenwerk.

»Ein schönes Beispiel angelsächsischer Gotik!« läßt sich Yvernes vernehmen, der ein begeisterter Liebhaber der Architektonik ist. »Sie hatten recht, Herr Munbar, die beiden Stadthälften gleichen einander ebensowenig, wie die Kirche der einen der Kathedrale der andern!«

»Und doch, Herr Yvernes, sind die beiden Hälften von einundderselben Mutter geboren . . . «

»So? . . . Aber nicht vom selben Vater?« bemerkt Pinchinat dazwischen.

»Gewiß . . . auch vom selben Vater, meine vortrefflichen Freunde! Sie sind nur in verschiedener Weise hergestellt, indem sie den Bedürfnissen und Wünschen derer angepaßt wurden, die hier ein ruhiges, glückliches, sorgenloses Leben suchten – ein Leben, wie es keine andere Stadt, weder in der Alten, noch in der Neuen Welt zu bieten vermag.

»Beim großen Apoll, Herr Munbar«, antwortet Yvernes, »hüten Sie sich, unsere Neugier allzusehr zu reizen! Es erscheint, als ob Sie eine musikalische Phrase sängen, die die Tonika zu lange vermissen läßt . . . «

»Und damit schließlich das Ohr ermüdet«, fügt Sebastian Zorn hinzu. »Ich denke, es ist nun der richtige Zeitpunkt gekommen, wo Sie uns den Namen dieser außergewöhnlichen Stadt nicht länger verschweigen sollten.«

»Noch nicht, werte Herren«, erwiderte der Amerikaner, während er das Binokel auf dem Nasenrücken zurechtschiebt. »Gedulden Sie sich bis zum Ende unseres Spaziergangs und lassen Sie uns jetzt weitergehen . . . «

»Ehe wir das tun«, meldet sich Frascaolin, dessen Gefühlen von Neugier sich eine unbestimmte Unruhe beimischt, »hätte ich einen Vorschlag . . .«

»Und der wäre . . . ?«

»Warum sollten wir nicht den Turm der Saint Mary Church ersteigen? Von da aus hätten wir einen vollen Überblick . . .«

»Nein, das nicht!« wehrt Calistus Munbar ab und schüttelt dazu das buschige Haupt, »jetzt nicht . . . später einmal . . .«

»Doch wann?« fragt der Violoncellist, der ob dieser geheimnisvollen Ausflüchte langsam in die Wolle kommt.

»Nach Beendigung unseres kleinen Ausflugs, Herr Zorn.«

»Wir kehren demnach zu dieser Kirche zurück?«

»Nein, liebe Freunde. Wir beschließen unseren Spaziergang durch einen Besuch des Observatoriums, dessen Turm den der Saint Mary Church um ein Drittel an Höhe überragt.«

»Ich sehe aber nicht ein«, fährt Frascaolin dringender fort, »warum wir die sich hier bietende Gelegenheit nicht nutzen sollten . . .«

»Weil . . . weil mir damit der Schlußeffekt verdorben würde.«

Eine andere Antwort ist dem rätselhaften Mann nicht zu entlocken.

Da es das beste erscheint, sich ins Unvermeidliche zu fügen, werden die verschiedenen Avenues der zweiten Hälfte gewissenhaft durchwandert. Dem folgt ein Besuch der Handelsviertel, der der Schneider, Schuhmacher, Hutmacher, Fleischer, Gewürzkrämer, Bäcker, Fruchthändler usw. Calistus Munbar, der von den meisten ihm begegnenden Personen begrüßt wird, erwidert diese Grüße mit eitler Selbstgefälligkeit. Er ermüdet nicht in seinen Standreden, zeigt auf alles Bemerkenswerte hin, und seine Zunge schwingt im Mund ebenso eifrig, wie der Klöppel einer Kirchenglocke am Feiertag.

Gegen 2 Uhr ist das Quartett an dieser Seite zur Grenze der Stadt gelangt, die von einem herrlichen, mit Blumen und Schlingpflanzen verzierten Gitter gebildet wird. Weiter draußen liegt offenes Land, dessen Kreislinie mit dem Horizont zusammenfällt.

Hier macht Frascolin für sich eine Beobachtung, die er seinen Gefährten noch nicht mitteilen zu sollen glaubt. Alles wird sich ja auf der Höhe des Turms vom Observatorium erklären. Diese Beobachtung geht dahin, daß die Sonne, statt sich in Südwest zu befinden, wo sie doch nach 2 Uhr nachmittags sein sollte, jetzt mehr im Südosten steht.

Ein so überlegender Geist wie Frascolin mußte darüber notwendigerweise erstaunen, und er fing schon an, sich »das Gehirn zu zermartern«, wie Rabelais sagt, als Calistus Munbar seinen Gedanken eine andere Richtung gab, indem er plötzlich ausrief:

»Meine Herren, die Trambahn wird in wenigen Minuten abfahren. Wir wollen zum Hafen aufbrechen . . . «

»Zum Hafen?« wiederholt Sebastian Zorn erstaunt.

»Ja, es handelt sich nur um eine Fahrt von höchstens 1 Meile,<sup>1</sup> wobei Sie auch Gelegenheit finden, unseren Park zu bewundern.«

Wenn es hier einen Hafen gibt, so muß er etwas oberoder unterhalb der Stadt, an der Küste Nieder-Kaliforniens liegen. Wo sollte man ihn sonst suchen, wenn nicht an irgendeinem Punkt dieses Küstenstrichs?

Ein wenig betroffen nehmen die Künstler auf den Bänken eines eleganten Tramwagens Platz, in dem schon mehrere andere Fahrgäste sitzen.

Diese drücken Calistus Munbar die Hand – der Sapperment ist doch aller Welt bekannt – und die Dynamos des Wagens arbeiten mit gewohntem Eifer.

Calistus Munbar hatte recht, die nächste Umgebung der Stadt als »Park« zu bezeichnen. Hier zeigen sich unendlich lange Alleen, saftig grüner Rasen, farbige, grade oder zick-zackförmige Umschließungen, Fences genannt; rund um die abgegrenzten Flächen stehen Baumgruppen mit Eichen, Ahorn, Buchen, Kastanien- und Zirbelbäumen, Ulmen und Zedern, alle noch jung und von den verschiedensten Vögeln belebt. Das Ganze ist eine richtige englische Anlage mit plätschernden Springbrunnen und Blumenarrangements, die jetzt in frischester Frühlingspracht prangen, mit Strauchwerk der verschiedensten Arten, wie riesige, denen in

---

<sup>1</sup>1.609 Meter.

Monte Carlo gleichenden Geranien, mit Orangen-, Zitronen- und Olivengebüsch, mit Lorbeerrosen, Mastix, Aloes, Kamelie, Dahlien, weißen Alexandrinerrosen, Hortensien, weißen und roten Lotosblumen, mit südamerikanischen Passionsblumen, reichen Sammlungen von Fuchsien, Salbei, Begonien, Hyazinthen, Tulpen, Krokus, Narzissen, persischen Ranunkeln, bärtiger Iris, Zyklopen, Orchideen, Pantoffelblumen, baumartigem Farn, und ferner mit Vertretern der Tropenzone, wie indischem Blumenrohr, Palmen, Datteln, Feigen, Eukalypten, Mimosen, Bananen, Goyaven,<sup>1</sup> Flaschenkürbissen, Kokosbäumen – kurz, mit allem, was der Pflanzenfreund in den reichsten botanischen Gärten nur suchen kann.

Bei seiner Vorliebe für die alte Poesie muß sich Yvernes in die bukolischen Gefilde aus der Geschichte der ›Asträa‹ versetzt wähnen. Wenn freilich auch die Lämmer den frischen Grasflächen nicht fehlen, rötliche Kühe zwischen den Umgrenzungen weiden und Damwild, Hirschkühe und andere graziöse Vierfüßler sich zwischen den Bäumen tummeln, so wird er doch die Schäfer D'Urfés und dessen reizende Schäferinnen vermissen. Was den Lignon angeht, wird dieser durch einen geschlängelten Flußlauf ersetzt, dessen murmelndes Wasser durch die leichthüglige Landschaft hingeleitet.

Das Ganze erscheint nur wie künstlich geschaffen.

Der ironische Pinchinat sieht sich deshalb zu der Bemerkung veranlaßt:

»Ah, das ist wohl alles, was Sie an Flüssen angelegt haben?«

»An Flüssen? ... Wozu sollten sie dienen?« antwortet Calistus Munbar.

»Nun, selbstverständlich, um Wasser zu haben.«

»Wasser ... das heißt, eine im allgemeinen ungesunde, mikrobiische und den Typhus gebärende Flüssigkeit?«

»Mag sein, man kann sie aber doch reinigen ... «

»Wozu sich erst damit bemühen, wenn man imstande ist, ein hygienisches, von jeder Verunreinigung freies, auf Wunsch auch moussierendes oder eisenhaltiges Wasser zu erzeugen?«

---

<sup>1</sup>Indischen Birnen.

»Sie fabrizieren also Ihr Wasser?« erkundigt sich Frasca-

lin. »Gewiß, und wir liefern es kalt oder warm in die Wohnungen, ebenso wie wir Licht, Töne, Zeit, Wärme, Kälte, motorische Kraft, Antiseptika und Elektrizität durch Selbstleitung verteilen . . .«

»Dann darf man wohl auch annehmen«, spöttelt Yvernes, »daß Sie sich den nötigen Regen erzeugen, um Ihre Rasenflächen und Blumen zu erfrischen?«

»Wie Sie sagen, Herr erster Geiger«, versichert der Amerikaner, während er mit den von Juwelen glitzernden Fingern durch den dichten Bart streicht.

»Also Regen auf Befehl!« ruft Sebastian Zorn.

»Ja, liebe Freunde, Regen, den ein im Erdboden liegendes Röhrennetz in regelmäßig geordneter, vorteilhafter und praktischer Weise zu spenden und zu verteilen gestattet. Ist das nicht weit besser als zu warten, bis es der Natur zu regnen beliebt, sich den Launen der Klimate zu unterwerfen, auf unpassende Witterung zu schimpfen, die einmal eine zu lange andauernde Nässe und dann wieder eine verzehrende Dürre bietet, ohne Abhilfe schaffen zu können?«

»Halt, hier muß ich Sie festnageln, Herr Munbar!« fällt Frasca-

lin ein. »Zugegeben, daß Sie sich Regen zu verschaffen vermögen, so werden Sie doch nicht imstande sein, ihn zu verhindern, vom Himmel zu fallen.«

»Vom Himmel? Was hat denn der damit zu schaffen?«

»Nun, der Himmel oder, wenn Sie das lieber wollen, die Wolken, die sich entleeren, die atmosphärischen Strömungen mit ihrem Gefolge von Zyklonen, Tornados, Windstößen, Stürmen, Orkanen . . . Wenn zum Beispiel die schlechte Jahreszeit kommt . . .«

»Die schlechte Jahreszeit . . . ?« wiederholt Calistus Munbar.

»Ja, der Winter . . .«

»Der Winter? . . . Was ist denn das?«

»Ich sagte: der Winter mit Frost, Schnee und Eis!« ruft Sebastian Zorn, den die ironischen Antworten des Yankee in Wut bringen.

»Kennen wir nicht!« versichert Calistus Munbar sehr gelassen.

Die vier Pariser sehen einander an. Haben sie hier einen Narren oder einen Menschen vor sich, der sie nur foppen will? Im ersten

Fall müßte er eingesperrt, im zweiten durch eine Tracht Prügel kuriert werden.

Inzwischen rollen die Tramwagen mit mäßiger Geschwindigkeit durch die bezaubernden Anlagen dahin. Sebastian Zorn und seine Gefährten glauben zu bemerken, daß jenseits der Grenzen dieses großen Parks regelrecht angebaute Landstücke liegen, die mit ihren verschiedenen Farben den Stoffmustern ähneln, wie man sie zuweilen an Schneiderläden ausgestellt findet. Jedenfalls sind das Felder mit Gemüse, Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Lauch, kurz mit allem, was zur gewöhnlichen Küche gehört.

Gern wären sie schon draußen im freien Land gewesen, um zu sehen, was dieses eigenartige Gebiet an Korn, Weizen, Hafer, Mais, Gerste, Buchweizen und anderen Körnerfrüchten hervorbringt.

Dagegen zeigt sich eine große Werksanlage, deren eiserne Schornsteine die niedrigen, mit mattem Glas eingedeckten Dächer daneben überragen. Die von eisernen Stangen gehaltenen Schornsteine gleichen denen eines Dampfers, einer ›Great Eastern‹, deren mächtige Schrauben von 100.000 PS bewegt werden, nur mit dem Unterschied, daß ihnen statt des schwarzen Rauchs nur dünne Wölkchen entsteigen, die die Luft nicht im geringsten verunreinigen.

Diese Anlage bedeckt eine Fläche von 10.000 Quadratyards, also fast einen Hektar. Es ist das erste Industrieunternehmen, das dem Quartett, seitdem es unter Führung des Amerikaners seine »Ausflüge macht«, hier vor Augen gekommen ist.

»Ah, was für eine Anlage ist das?« fragt Pinchinat.

»Eine Fabrik mit Petroleum-Verdampfungsapparaten«, antwortet Calistus Munbar, dessen spitziger Blick die Gläser seines Binoskops zu durchbohren droht.

»Und was erzeugt man in dieser Fabrik?«

»Elektrische Energie für den Park, das Feld und überhaupt für die ganze Stadt, wo sie in Kraft umgesetzt wird. Diese Werkstätten

liefern auch den Strom für unsere Telegrafen, Telautografen, Telefone, Telefote, für die Klingeln und Küchenöfen, die Arbeitsmaschinen, Bogen- und Glühlampen, für unsere Aluminiummonde und unterseeischen Kabel . . . «

»Ihre unterseeischen Kabel?« fällt Frascolin lebhaft ein.

»Gewiß, für die, die die Stadt mit verschiedenen Stellen der amerikanischen Küste verbinden . . . «

»Und dazu war es nötig, ein so ungeheures Werk zu errichten?«

»Das will ich meinen, bei unserm großen Verbrauch an elektrischer . . . und auch an moralischer Energie!« erwidert Calistus Munbar. »Glauben Sie mir, meine Herren, es hat einer unberechenbaren Dosis von letzterer bedurft, um diese unvergleichliche, in der Welt ohne Rivalin dastehende Stadt zu gründen!«

Weithin in der Umgebung hört man das dumpfe Getöse aus dem riesigen Werk, das mächtige Abblasen des Dampfs, das Stoßen der Maschinen, und fühlt man ein Zittern des Erdbodens als Beweis für die ungeheure Kraft, die alles übertrifft, was in der modernen Technik bisher geleistet worden ist. Wer hätte ahnen können, daß eine solche Kraft zur Bewegung der Dynamos und zur Ladung der Akkumulatoren nötig gewesen wäre?

Der Wagen rollt weiter und hält nach etwa einer Viertelmeile an der Station beim Hafen. Alle steigen aus, und ihr Führer, der wie immer von Lobpreisungen überfließt, geleitet sie nach den Kais, an denen Lager und Docks errichtet sind. Der Hafen bildet ein Oval, geräumig genug, um etwa ein Dutzend Seeschiffe aufzunehmen. Es ist mehr ein Bassin als ein Hafen, das durch zwei mit Eisenklammern versehene Piers gebildet und an jeder Seite mit einem kleinen Leuchtturm ausgestattet ist, um das Einlaufen von Schiffen zu jeder Zeit zu ermöglichen.

Heute liegen in dem Bassin nur ein halbes Dutzend Dampfer, wovon die einen Petroleum zuführen, die anderen Vorräte für den täglichen Bedarf gebracht haben, und außerdem einige mit elektrischen Apparaten versehene größere Boote, die zum Fischfang auf hoher See verwendet werden.

Frascolin beobachtet, daß der Eingang zum Hafen nach Norden liegt, und schließt daraus, daß er das nördliche Ende einer jener Landspitzen einnehmen muß, die sich von der Küste Nieder-Kaliforniens in den Stillen Ozean hinaus erstrecken. Er bemerkt auch, daß die Meeresströmung mit ziemlicher Intensität nach Osten verläuft, weil sie am Unterbau der Piers wie die an die Planken eines segelnden Fahrzeugs anklatschenden Wellen anschlägt – offenbar eine Wirkung der steigenden Flut, obwohl die Gezeiten an den Westküsten Amerikas nicht gerade stark auftreten.

»Wo ist denn nun der Fluß, über den wir gestern mit dem Fährschiff gekommen sind?« fragt Frascolin.

»Dem wenden wir jetzt den Rücken zu«, begnügt sich der Yankee zu antworten.

Nun gilt es aber, mit der Zeit zu geizen, wenn die Gesellschaft noch zur Stadt zurückkehren will, um den Zug nach San Diego zu benützen.

Sebastian Zorn erinnert Calistus Munbar daran, und dieser erwidert:

»Fürchten Sie nichts, liebe Freunde, wir haben Zeit genug. Die Trambahn befördert uns, nachdem wir am Ufer entlanggegangen sind, zur Stadt zurück. Sie hatten den Wunsch geäußert, einen Überblick über diese Gegend zu haben, und vor Ablauf einer Stunde werden Sie den vom Turm des Observatoriums aus genießen können.«

»Sie stehen also dafür ein . . .«, begann der Violoncellist noch einmal.

»Ich stehe dafür ein, daß Sie morgen bei Sonnenaufgang nicht mehr da sein werden, wo Sie augenblicklich sind!«

Mit dieser etwas erkünstelten Antwort mußten sie sich wohl oder übel begnügen. Übrigens quält Frascolin die Neugier vielleicht noch mehr als die andern. Es verlangt ihn, auf jenem Turm zu stehen, von wo aus der Blick nach Aussage des Amerikaners

sich über einen Horizont von mindestens 100 Meilen Umfang erstreckt. Erlangte man dadurch keine Klarheit über die geographische Lage dieser merkwürdigen Stadt, dann mußte man wohl für immer darauf verzichten.

Am hinteren Teil des Hafenbassins mündet eine andere Trambahn, die längs des Meeres hin verläuft. Der abgehende Zug besteht aus sechs Wagen, in denen schon viele Fahrgäste sitzen. Diese Wagen werden von einer elektrischen Lokomotive gezogen, deren Akkumulatoren eine Kapazität von 200 Volt-Ampere haben, und ihre Geschwindigkeit erreicht 18 Kilometer pro Stunde.

Calistus Munbar nötigt das Quartett einzusteigen, und unsere Pariser konnten glauben, daß der Trambahnzug nur auf sie gewartet hätte.

Was sie von der Landschaft zu sehen bekommen, unterscheidet sich wenig von dem Park, der sich zwischen Stadt und Hafen ausdehnt. Derselbe ebene und sorgfältig gepflegte Erdboden. Grüne Wiesen und Felder statt der Rasenflächen, das ist alles; Gemüsepflanzungen, doch keine Getreideäcker. Eben jetzt ergießt sich, aus den unterirdischen Röhren hervorspringend, ein wohltätiger, reichlicher Regen auf die langen, nach Winkel und Richtscheit angelegten Rechtecke.

Der Himmel hätte ihn gar nicht so genau berechnet und zweckentsprechend verteilen können.

Die Gleise folgen dem Ufer, so daß sie das Meer auf der einen, das Land auf der andern Seite haben. So rollen die Wagen fast 4 Meilen – an die 6 Kilometer – dahin. Dann halten sie vor einer Batterie von zwölf großen Geschützen, zu denen der Eingang die Aufschrift: »Rammsporn-Batterie« trägt.

»Hinterladekanonen, die sich niemals nach der falschen Seite entladen, wie das bei den Geschützen des alten Europa so häufig vorkommt!« bemerkt Calistus Munbar dazu.

An dieser Stelle zeigt die Küste einen sehr scharfen Rand und bildet einen spitz auslaufenden Vorsprung, der dem Bug eines Schiffsrumpfs oder gar dem Sporn eines Panzerschiffs gleicht, an dem sich die Wellen zerteilen, indem sie ihn mit ihrem weißen Schaum benetzen. Offenbar ist das eine Wirkung der Strömung,

denn draußen bewegt sich das Wasser nur in langer, flacher Dü-  
nung, die mit dem Untergang der Sonne noch weiter abzunehmen  
verspricht.

Von diesem Punkt geht eine zweite Trambahnlinie nach dem  
Mittelpunkt der Stadt aus, während die erstere weiter der Ufer-  
krümmung folgt.

Calistus Munbar steigt hier mit seinen Gästen um und meldet  
ihnen, daß sie nun geradewegs nach der Stadt zurückkehren wer-  
den.

Die Promenade ist auch lang genug gewesen. Calistus Munbar  
zieht seine Uhr hervor, ein Meisterstück von Sivan in Genf ... ei-  
ne sprechende, phonographische Uhr. Er drückt daran auf einen  
Knopf und man hört sie deutlich sagen: »4 Uhr 13 Minuten.«

»Sie vergessen doch nicht, daß wir den Turm des Observatori-  
ums besteigen wollen?« meldet sich Frascolin.

»Vergessen, meine lieben und schon alten Freunde? ... Eher  
würde ich meinen eigenen Namen vergessen, der sich übrigens  
einiger Berühmtheit erfreut. Noch 4 Meilen, und wir werden vor  
dem prächtigen Gebäude stehen, das am Ende der 1. Avenue er-  
richtet ist und die beide Hälften unserer Stadt scheidet.«

Der Wagen ist abgegangen. Jenseits der Felder, auf die noch  
immer »der Nachmittagsregen« – so sagte der Amerikaner – nie-  
derrieselt, zeigt sich wieder der mit einem Zaun umschlossene  
Park mit seinen Baumgruppen, Rasenflächen und Blumenkörben.

Da schlägt es halb 5. Zwei Weiser zeigen die Stunde auf einem  
riesigen Zifferblatt, das, an einem viereckigen Turm angebracht,  
etwa dem des Londoner Parlamentshauses ähnelt.

Am Fuß des Turms liegen die für die verschiedenen Dienstzwei-  
ge des Observatoriums bestimmten Gebäude. Einige davon, die  
mit metallenen Kuppeln und verglasten Spalten in letzteren ver-  
sehen sind, gestatten den Astronomen, den Lauf der Gestirne zu  
beobachten. Sie umschließen einen geräumigen Hof, in dessen  
Mitte sich der 150 Fuß hohe Turm erhebt. Von seiner oberen Ga-  
lerie reicht der Blick 25 Kilometer weit hinaus, da der Horizont  
von keinem Hügel, keinem Berg verdeckt wird.

Seinen Gästen vorausgehend, schreitet Calistus Munbar durch eine Tür, die ihm ein Diener in reicher Livree geöffnet hat. Im Hintergrund des Flurs befindet sich der durch Elektrizität betriebene Aufzug. Das Quartett nimmt mit seinem Führer in dem Fahrstuhl Platz. Dieser steigt sofort sanft und gleichmäßig in die Höhe. Nach 45 Sekunden hält er an der Plattform des Turms an.

Auf dieser Plattform erhebt sich eine riesige Flaggenstange, an der das Flaggentuch im schwachen Nordwind flattert.

Welche Nationalität diese Flagge bezeichnet, vermögen unsere Pariser nicht zu ergründen. Auf den ersten Blick scheint es die amerikanische Flagge mit den waagrechten rotweißen Streifen zu sein; die obere innere Ecke enthält aber statt der 67 Sterne, die zu jener Zeit am Firmament des Staatenbundes funkeln, nur einen einzigen: einen Stern oder vielmehr eine goldene Sonne, die von dem Himmelblau der Flaggenecke schimmert und mit dem Strahlenglanz des Tagesgestirns rivalisieren zu können scheint.

»Unsere Flagge, meine Herren«, sagt Calistus Munbar, der ehrerbietig das Haupt entblößt.

Sebastian Zorn und seine Kameraden können nicht umhin, es ihm nachzutun. Dann treten sie an die Brustwehr der Plattform heran, beugen sich hinaus . . .

Da entringt sich ihrer Brust ein lauter Aufschrei – erst der Überraschung und dann des hellen Zorns.

Vor ihren Blicken liegt das ganze Land, und dieses Land zeigt die Form eines regelmäßigen Ovals, das von einem Meereshorizont eingefaßt ist. Soweit der Blick schweifen kann, nirgends ist Land in Sicht.

Und doch sind Sebastian Zorn, Frascolin, Yvernes und Pinchinat gestern in der Nacht, nachdem sie das Dorf Freschal im Wagen des Amerikaners verlassen hatten, 2 Meilen weit stets dem Weg über Land gefolgt. Darauf haben sie, gleich im Wagen bleibend, mit der Fähre nur einen Wasserlauf überschritten und sind dann wieder auf festes Land gekommen. Hätten sie die Küste Kaliforniens auf einem Schiff verlassen, hätten sie das doch bemerken müssen . . .

Frascolin wendet sich voller Erregung an Calistus Munbar.

- »Wir sind doch auf einer Insel?« fragt er.  
»Wie Sie sagen«, bestätigte der Yankee, dessen Mund sich zum verbindlichsten Lächeln verzieht.  
»Und welche Insel ist das?«  
»Standard Island.«  
»Und diese Stadt heißt . . . ?«  
»Milliard City.«

## 5. KAPITEL

### *Standard Island und Milliard City*

Zu jener Zeit erwartete man noch einen unternehmenden Statistiker und gleichzeitigen Geographen, der die wirkliche Zahl der auf der Erdkugel verstreuten Inseln angegeben hätte. Es wird nicht übertrieben sein, wenn man diese Zahl auf mehrere Tausend veranschlagt.

Und unter diesen Inseln hätte sich keine einzige befunden, die den Wünschen der Gründer von Standard Island und den Bedürfnissen ihrer späteren Bewohner entsprochen hätte? Nein, keine einzige! Daher der »amerikamechanisch« praktische Gedanke, eine nach allen Seiten neue, künstliche Insel herzustellen, die die vollkommenste Leistung der modernen Metallurgie bilden sollte.

Standard Island – was man etwa mit »Muster-Insel« übersetzen könnte – ist eine Schrauben- oder Propellerinsel und Milliard City ihre Hauptstadt. Woher dieser Name stammt? . . . Offenbar daher, daß die Stadt die der Milliardäre, der Goulds, der Vanderbilts und der Rothschilds ist. Man wird hier einwenden, daß das Wort »Milliarde« in der englischen Sprache nicht vorkommt. Die Angelsachsen der Alten und der Neuen Welt sagen noch immer: a thousand millions, tausend Millionen. Milliarde ist ein französisches Wort. Dennoch ist es seit einigen Jahren in die Volkssprache Großbritanniens und der Vereinigten Staaten übergegangen und auf die Hauptstadt Standard Islands mit voller Berechtigung angewendet worden.

Eine künstliche Insel ist ja eine Idee, die an und für sich nicht außergewöhnlich zu nennen ist. Mit hinreichender Menge von

Material, das in einem Strom, einem See oder einem Meer versenkt wird, liegt es für Menschen nicht außer der Möglichkeit, eine solche herzustellen. Das hätte hier aber nicht genügt. Mit Rücksicht auf ihre Bestimmung, auf die Anforderungen, denen sie entsprechen sollte, mußte diese Insel ihre Lage verändern können, also schwimmfähig sein. Hierin lag eine Schwierigkeit, die jedoch nicht über die Leistungsfähigkeit der Werkstätten für Eisenbearbeitung hinausging, denen Maschinen von sozusagen unbegrenzter Kraft zu Gebote standen.

Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten die Amerikaner bei ihrer Vorliebe für das Große, ihrer Bewunderung für das »Enorme«, den Plan entworfen, mehrere hundert Kilometer vom Festland in offener See ein riesiges, durch Anker festgehaltenes Floß zu bauen. Das wäre, wenn auch keine Stadt, so doch im Atlantischen Meer eine Station geworden, mit Restaurants, Hotels, Theatern, Klublokalen usw., wo die Touristen alle Annehmlichkeiten der beliebtesten Badeorte gefunden hätten. Eben dieses Projekt war nun hier, nur in vollkommenerer Weise, zur Ausführung gebracht . . . statt des festliegenden Floßes hatte man eine fahrbare Insel geschaffen.

6 Jahre vor der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, war eine amerikanische Gesellschaft mit dem Namen Standard Island Company Limited mit einem Kapital von 500 Millionen Dollar,<sup>1</sup> geteilt in 500 Anteilscheine, gegründet worden, um die künstliche Insel herzustellen, die den Nabobs der Vereinigten Staaten all die Vorteile bieten sollte, welche den an die Stelle gebundenen Gebieten der Erdkugel fehlen. Die Anteilscheine wurden schnell untergebracht, so zahlreich sind in Amerika die ungeheuren Vermögen, die der Ausbeutung der Eisenbahnen oder Bankoperationen, dem Ertrag aus Petroleumquellen oder dem Handel mit gepökeltm Schweinefleisch entsprangen.

Der Bau der Insel nahm 4 Jahre in Anspruch. Es dürfte hier angebracht sein, die wichtigsten Größenverhältnisse, die innere Einrichtung und die Apparate zur Fortbewegung anzugeben, die

---

<sup>1</sup>2 Milliarden Mark.

ihr gestatten, immer die angenehmsten Teile der ungeheuren Fläche des Stillen Ozeans aufzusuchen.

Schwimmende Dörfer gibt es in China auf dem Yang-Tse-Kiang, in Brasilien auf dem Amazonas, in Europa auf der Donau und wenn man will, in kleinerem Maßstab auf vielen schiffbaren Gewässern. Das sind aber nur für kurze Zeit berechnete Konstruktionen mit einigen Häuschen, die auf langen Flößen errichtet wurden. Am Bestimmungsort angelangt, wird der Holzbau auseinandergenommen, die Häusergruppe abgebrochen und das Dörfchen hat ausgelebt.

Mit der Insel, von der wir hier reden, liegt die Sache ganz anders; sie sollte auf dem Meer schwimmen ... für immer, soweit das Werk der Menschenhand eben Bestand hat.

Wer weiß denn, ob die Erde nicht eines Tages zu klein werden wird für ihre Bewohner, deren Anzahl im Jahr 2072 der Berechnung nach auf 6.000 Millionen steigen dürfte, wie es Ravenstein und andere Gelehrte mit erstaunlicher Sicherheit behaupten? Wenn das Festland dann überfüllt ist, muß man sich doch entschließen, als Wohnstätte das Meer zu Hilfe zu nehmen.

Standard Island ist eine Insel aus Stahlplatten, und die Tragfähigkeit und Widerstandskraft ihres Rumpfs wurden unter Berücksichtigung des ungeheuren Gewicht, das darauf lasten sollte, berechnet. Sie ist aus 270.000 Einzelbehältern zusammengesetzt, von denen jeder 16 Meter 70 hoch und je 10 Meter lang und breit ist. Die Oberfläche jedes Behälters mißt also 10 Meter an jeder Seite oder umfaßt ein Ar, gleich 100 Quadratmeter. Alle durch Bolzen und Nieten miteinander verbundenen Behälter bilden die etwa 27 Millionen Quadratmeter oder 27 Quadratkilometer große Insel. Bei der ihr gegebenen ovalen Gestalt mißt sie 7 Kilometer in der Länge und 5 Kilometer in der größten Breite und hat in runder Zahl einen Umfang von 18 Kilometern. Zum Vergleich diene, daß die Befestigungslinie von Paris 39, die alte Mauer um die Stadt 23 Kilometer lang ist. Der eingetauchte Teil des Rumpfs hat bei voller Belastung etwa 10 Meter, der über Wasser stehende an die 7 Meter Höhe. Daraus ergibt sich, daß das Volumen von Standard

Island 432 Millionen Kubikmeter beträgt und ihre Wasserverdrängung, an die drei Fünftel des Volumens, 259 Millionen Kubikmeter erreicht.

Der ganze untertauchende Teil der Behälter ist mit einem lange Zeit vergeblich gesuchten Präparat – sein Erfinder wurde dadurch Milliardär – bestrichen, das jedes Anlegen von Muscheln und See-tieren verschiedener Art an die vom Wasser bespülten Teile unbedingt verhindert.

Der »Untergrund« der neuen Insel ist gegen Formveränderung und Bruch vollständig gesichert, denn der stählerne Rumpf wird durch mächtige Querriegel versteift, und auf das Vernieten und Verbolzen aller Teile wurde die denkbarste Sorgfalt verwendet.

Natürlich mußten zur Herstellung dieses riesigen Bauwerks erst besondere Werften geschaffen werden. Das übernahm die Standard Island Company, nachdem sie die Madeleinebai nebst deren Uferland am Ausläufer der langen Halbinsel Nieder-Kalifornien, ganz nah am Wendekreis des Krebses, zu diesem Zweck erworben hatte. In dieser Bucht wurde die Arbeit ausgeführt, und zwar unter Leitung der Ingenieure der Standard Island Company und unter der Oberleitung des berühmten William Terson, der wenige Monate nach Vollendung seines Riesenwerks ebenso verstarb, wie Brunnel, nachdem er seine, leider ziemlich nutz-lose »Great Eastern« vom Stapel gelassen hatte. Standard Island ist ja auch kaum etwas anderes als eine modernisierte »Great Eastern«, nur nach einem tausendfach vergrößerten Modell geschaffen.

Selbstverständlich konnte von einem wirklichen Stapellauf der Insel keine Rede sein. Sie wurde vielmehr stückweise hergestellt, indem man die einzelnen Stahlbehälter auf dem Wasser der Bucht selbst miteinander verband. Diese Stelle der amerikanischen Küste wurde auch der Nothafen der beweglichen Insel, in den sie sich zur Vornahme etwaiger Reparaturen immer begibt.

Der Unterbau der Insel, ihr Rumpf, wie man sagen könnte, der, wie erwähnt, aus 270.000 Einzelbehältern besteht, wurde, mit Ausnahme des für die Stadt in der Mitte bestimmten und deshalb besonders verstärkten Teils, mit einer dicken Schicht guter

Erde überschüttet. Diese Humusdecke genügt für die Vegetation, die beschränkt ist auf Rasenflächen, Blumenbeete, Gesträuche, einige Baumgruppen, Weideplätze und Gemüsefelder. Es war nicht ratsam erschienen, auf diesem künstlichen Erdboden auch noch Getreide und Futter für Schlachttiere anbauen zu wollen, und so wird der Bedarf an beiden durch regelmäßige Zufuhr gedeckt. Dagegen hatte man die Vorsorge getroffen, wenigstens die nötige Milch, den Bedarf an Eiern und Geflügel von jener Einfuhr unabhängig zu machen.

Drei Viertel des Bodens von Standard Island, d.h. etwa 21 Quadratkilometer, sind für die Kultur von Nutzpflanzen und für Rasenflächen bestimmt, die in immerwährendem Grün prangen, während die intensiv ausgebeuteten Felder Gemüse und Früchte liefern und künstliche Wiesen einigen Viehherden als Weideplätze dienen. Hier bedient man sich eifrig der Elektrokultur, d.h. der Mitwirkung permanenter elektrischer Ströme, die das Wachstum der Pflanzen überraschend fördern und Gemüse von kaum glaublicher Größe hervorbringen helfen. So züchtet man zum Beispiel hier Radieschen von 45 Zentimeter Länge und erntet Mohrrüben von 3 Kilo Gewicht. Die Zier- und Küchengärten, sowie die Obstanlagen können mit den schönsten in Virginia und Louisiana wetteifern. Kein Wunder: auf der Insel, die mit Recht das »Juwel des Stillen Ozeans« genannt wird, spart man keine Kosten, um alles in vollendetster Weise durchzuführen.

Ihre Hauptstadt *Milliard City* nimmt ungefähr ein Fünftel der Oberfläche ein, bedeckt also an die 5 Quadratkilometer oder 500 Hektar, bei einem Umfang von 9 Kilometern. Unsere Leser, die ja Sebastian Zorn und seine Kameraden auf ihrem Spaziergang begleitet haben, kennen sie schon so weit, daß sie sich darin schwerlich verirren würden. Übrigens verirrt man sich überhaupt nicht in amerikanischen Städten, wenigstens nicht, wenn sie gleichzeitig das Glück und das Unglück haben, neueren Ursprungs zu sein – das Glück, wegen der Vereinfachung des Verkehrs und das Unglück wegen ihres vollständigen Mangels an künstlerischer Bedeutung. Wir wissen, daß *Milliard City* ein Oval bildet, das durch

eine zentrale Verkehrsader, die 1. Avenue, die etwas über 3 Kilometer lang ist, in zwei Hälften geteilt wird. Das an ihrem einen Ende aufragende Observatorium hat am andern als Pendant das großartige Stadt- oder Rathaus. In diesem finden sich die Amtsräume für die Behörden, für Wasser- und Wegebau, für Anpflanzungen und Promenaden, für die städtische Polizei, den Zoll, die Markthallen, für Beerdigungswesen, Hospize, die verschiedenen Schulen, sowie für die Kirchensachen und die Künste in bequemer Weise vereinigt.

Und wie stark ist die Bevölkerung auf diesem künstlichen Stückchen Erde von 18 Kilometer Umfang?

Die Erde zählt den derzeitigen Angaben nach zwölf Städte – vier davon in China – mit mehr als einer Million Einwohner. Die Schraubeninsel hat deren nur an die 10.000 – lauter Eingeborene der Vereinigten Staaten. Man wollte es vermeiden, daß jemals internationale Streitigkeiten unter den Bürgern aufloderten, die auf diesem Werk neuester Art Ruhe und Erholung suchten. War es doch schon genug, wenn nicht zu viel, daß sie in religiöser Beziehung nicht zu ein und demselben Banner hielten. Es wäre aber zu schwierig gewesen, nur den Yankees aus dem Norden, den Backbordbewohnern von Standard Island, oder umgekehrt den Amerikanern aus dem Süden, den Steuerbordbewohnern, das Recht vorzubehalten, sich auf dieser Insel häuslich niederzulassen. Darunter hätten die Interessen der Standard Island Company gar zu empfindlich gelitten.

Nach Fertigstellung des metallenen Unterbaus und Herrichtung des für die Stadt reservierten Teils zur Bebauung, nach der Annahme des Plans für die Straßen und Avenuen, beginnen die Baulichkeiten aus dem Boden zu wachsen. Hier erheben sich Prachtgebäude oder einfache Wohnstätten, dort für den Einzelhandel bestimmte Häuser, öffentliche Bauwerke, Kirchen und Tempel, nirgends aber jene Wohnhäuser mit 27 Stockwerken, jene häßlichen »Skyscrapers«, d.h. »Wolkenkratzer«, wie man sie in Chikago findet. Das verwendete Baumaterial ist gleichzeitig leicht und widerstandsfähig. Das nicht oxydierbare Metall, das in den Konstruktionen vorherrscht, ist das Aluminium, das fast siebenmal so leicht

ist wie Eisen von gleichem Volumen – das Metall der Zukunft, wie es schon Sainte-Claire Deville genannt hat – und das allen Anforderungen an ein solides Bauwerk entspricht. Mit dem Metall verband man künstlichen Stein, Zementwürfel, die sich bequem anpaßten. Man verwendete auch gläserne, hohlgeblasene Werkstücke, die also wie Flaschen hergestellt waren, und vereinigte sie durch ganz dünne Mörtelschichten – durchsichtige Bausteine, mit denen das Ideal, ein Haus aus Glas, zu erreichen wäre. In der Hauptsache herrschte aber doch die metallene Armatur vor, wie man sie heutigentags in den Erzeugnissen der Schiffsbaukunst findet. Standard Island ist ja schließlich nichts anderes als ein ungeheuer vergrößerter Schiffskörper.

Das Ganze ist Eigentum der Standard Island Company. Alle Bewohner der künstlichen Insel sind, wie groß auch ihr Vermögen sei, nur Mieter. Übrigens wurde bezüglich des Komforts und der Zweckmäßigkeit hier alles vorgesehen, was die unglaublich reichen Amerikaner nur erwarten konnten, diese Leute, neben denen die Souveräne Europas und die Nabobs Indiens nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Wenn statistisch nachgewiesen ist, daß der Goldvorrat der Erde 18 Milliarden und der Silbervorrat 20 Milliarden beträgt, so besitzen die Bewohner dieses Juwels des Stillen Ozeans davon in der Tat einen recht beträchtlichen Teil.

Von Anfang an hat sich das ganze Unternehmen übrigens finanziell vorzüglich gestaltet. Einzelhäuser und Wohnungen wurden zu geradezu fabelhaften Preisen vermietet, so daß sie zuweilen mehrere Millionen übersteigen, denn nicht so wenige Familien waren in der beneidenswerten Lage, derartige Summen alljährlich nur für ihr Unterkommen anzulegen. Die Company erzielte damit schon aus dieser einen Quelle einen Überschuß. Hiernach wird jedermann zugestehen, daß die Hauptstadt von Standard Island den ihr gegebenen Namen mit Recht verdiente.

Von jenen überreichen Familien abgesehen, gibt es hier mehrere hundert andere, deren Miete 100- bis 200.000 Franc beträgt und die sich mit solchen bescheidenen Verhältnissen begnügen. Die noch übrige Einwohnerschaft umfaßt dann Lehrer jedes Fachs,

Lieferanten, Angestellte, Dienstboten und Fremde, deren Zufluß nur gering ist und denen nicht gestattet wird, sich in *Milliard City* oder sonstwo auf der Insel anzusiedeln. Advokaten gibt es nur wenige, wodurch auch Prozesse nur selten sind; Ärzte noch weniger, wodurch die Sterblichkeit auf eine lächerlich tiefe Stufe herabsinkt. Jeder Bewohner kennt übrigens sehr genau seine Konstitution, seine am Dynamometer gemessene Muskelkraft, seine mittels Spirometer festgestellte Lungenkapazität,<sup>1</sup> die am Sphygmometer beobachtete Zusammenziehungsfähigkeit seines Herzens und endlich seine am Magnetometer ablesbare allgemeine Lebenskraft. In der Stadt gibt es übrigens weder Schankstätten, Cafés oder Gastwirtschaften, überhaupt nichts, was den Alkoholismus befördern könnte. Niemals ist hier ein Fall von Dipsomanie – sagen wir für die des Griechischen nicht kundigen Leser: von Trunksucht – vorgekommen. Vergessen wir nicht anzuführen, daß der Stadt elektrische Energie, Licht, mechanische Kraft, Wärme, verdichtete und verdünnte, sowie kalte Luft, Druckwasser geliefert und ihr pneumatische Telegramme und telefonische Nachrichten durch öffentliche Werke übermittelt werden. Stirbt jemand auf dieser Schraubeninsel, die jeder klimatischen Unbill entzogen und gegen jede Beeinflussung durch Mikroben geschützt ist, so geschieht das, weil man, wenn die früher aufgezogenen Federn der Lebensmaschinerie nach langer, langer Zeit abgelaufen sind, doch eben einmal sterben muß.

Auch Soldaten gibt es auf *Standard Island*, nämlich eine Truppe von 50 Mann unter dem Befehl von Oberst Stewart, denn man durfte nicht außer acht lassen, daß die weiten Gebiete des Stillen Ozeans nicht immer sicher sind. In der Nähe gewisser Inselgruppen ist es ein Gebot kluger Vorsicht, sich gegen Überfälle durch mancherlei Seeräuber sicherzustellen. Daß diese Miliz einen sehr hohen Sold bezieht und der gewöhnliche Mann sich besser steht, als ein höherer Offizier im alten Europa, ist ja selbstverständlich.

---

<sup>1</sup>Atmungsgröße.

Die Anwerbung dieser Soldaten, die auf öffentliche Kosten untergebracht, ernährt und gekleidet werden, geht ohne Schwierigkeiten vor sich. Der gleich einem Krösus bezahlte Anführer der Truppe hat dabei nur die Qual der Wahl.

Auf Standard Island existiert auch eine Polizei – nur einige schwache Abteilungen, die aber völlig reichen für die Sicherheit einer Stadt, in der keine Ursache vorliegt, diese Sicherheit gestört zu sehen. Es bedarf ja stets besonderer Genehmigung der obersten Verwaltungsbehörde, um sich hier häuslich niederzulassen. Die »Küsten« werden Tag und Nacht durch eine Abteilung Zollbeamter überwacht. Nur in den Häfen ist eine Landung überhaupt möglich. Wie sollten Übeltäter also Eingang finden? Was etwa Leute beträfe, die sich erst hier Ungebührlichkeiten zuschulden kommen ließen, so würden solche kurzerhand verhaftet, abgeurteilt und im Westen oder Osten des Großen Ozeans irgendwo an der Neuen oder Alten Welt ausgesetzt werden, so daß sie nach Standard Island niemals zurückkehren könnten.

Wir bedienen uns des Ausdrucks: die Häfen von Standard Island; davon gibt es in der Tat zwei, und zwar an beiden Enden der kurzen Durchschnittslinie des Ovals, das die Schraubeninsel bildet. Der eine heißt Steuerbord-, der andre Backbordhafen, entsprechend den im Seewesen gebräuchlichen Bezeichnungen.

Auf keinen Fall ist eine Unterbrechung der regelmäßigen Zufuhren zu befürchten. Das kann nicht vorkommen, weil diese Häfen auf einander entgegengesetzten Seiten liegen. Sollte nun der eine infolge schlechter Witterung unzugänglich sein, dann steht doch der andere den Schiffen offen, die die Insel also bei jeder Windrichtung anlaufen können. Entweder im Backbord- oder im Steuerbordhafen treffen also die verschiedenen, notwendigen Waren ein, das Petroleum mit Spezialdampfern, Mehl und Feldfrüchte, Wein, Bier und andere beliebte Getränke, ferner Tee, Kaffee, Schokolade, Gewürze, Konserven usw. – Hier landet man auch Rinder, Hammel und Schweine von den besten Märkten Amerikas, wodurch der Bedarf an frischem Fleisch gedeckt wird, und überhaupt alles, was selbst die verwöhntesten Feinschmecker von

Nahrungs- und Genußmitteln nur wünschen können. Ebenso erfolgt hier der Import von Stoffen, Leinenwaren und Modeartikeln, wie sie der raffinierteste Dandy und die eleganteste Weltdame nur verlangen können. All diese Gegenstände kauft man dann bei den Zwischenhändlern auf Standard Island . . . zu welchem Preis, wollen wir lieber verschweigen, um nicht die Ungläubigkeit des freundlichen Lesers zu erwecken.

Dagegen liegt die Frage nah, wie ein regelmäßiger Dampferverkehr möglich war zwischen der Küste Amerikas und einer Insel mit Propellern, die sich selbst fortbewegte und sich heute in dieser Gegend und morgen 20 Meilen weiter befand?

Die Antwort ist sehr einfach. Standard Island segelt nicht auf Geratewohl umher. Die Ortsveränderung der Insel erfolgt nach einem von der obersten Verwaltungsbehörde festgesetzten Programm, nachdem darüber die Anschauung der Meteorologen des Observatoriums eingeholt worden war. Ihre Fahrt ist ein Spaziergang mit nur geringen gelegentlichen Abweichungen durch den Teil des Stillen Ozeans, der die herrlichsten Inselgruppen umschließt, und unter möglichster Vermeidung schroffen Witterungswechsels, dieser mächtigsten Ursache für vielerlei Lungenkrankheiten. Deshalb konnte Calistus Munbar auch auf eine diesbezügliche Frage antworten: »Der Winter? . . . Was ist denn das?« Standard Island bewegt sich nur zwischen 35 Grad nördlicher und 35 Grad südlicher Breite. Bei 70 Breitengraden oder etwa 1.400 Seemeilen steht ihr ein prächtiges Wassergebiet offen. Die anderen Schiffe wissen also das Juwel des Großen Ozeans stets zu finden, da seine Ortsveränderung zwischen jenen reizenden Inseln, die ebenso viele Oasen in der grenzenlosen Wasserwüste des Großen Ozeans bilden, stets im voraus festgestellt ist.

Doch auch ohnedem wären andere Schiffe nicht darauf angewiesen, die Schraubeninsel hier oder dort auf gut Glück zu suchen, obwohl die Company deshalb nicht die 25 Kabel mit einer Länge von 16.000 Meilen in Anspruch nahm, die der Eastern Extension Australasia and China Company gehören. Nein; die Schraubeninsel darf von niemandem abhängig sein! Das erreichte man durch die Verteilung von mehreren hundert Bojen

auf den befahrenen Meeresteilen, Bojen, die das Ende elektrischer Kabel tragen, die mit der Madeleinebucht in Verbindung stehen. Diese Bojen läuft man an, verbindet ihr Kabel mit den Apparaten des Observatoriums und sendet nun die nötigen Depeschen ab. Dadurch werden die Vertreter der Company in der Madeleinebucht bezüglich geographischer Länge und Breite der Lage von Standard Island immer auf dem laufenden gehalten. So erklärt es sich, daß der Dienst der Proviantsschiffe »pünktlich wie die Eisenbahn« vonstatten geht.

Daneben gibt es aber noch eine andere wichtige Frage, die einer Lösung wert ist.

Wie verschafft man sich denn das nötige Süßwasser für die vielfachen Bedürfnisse der Bevölkerung?

Das Wasser? . . . O, das gewinnt man durch Destillation in zwei besonderen Anstalten neben den Häfen. Durch ein Röhrensystem wird es in die Häuser geleitet und unter den Feldern hingeführt. So dient es für wirtschaftliche Zwecke wie zur Straßenbesprengung und fällt als wohltätiger Regen auf die Felder und Rasenflächen, die damit den Launen der Witterung entzogen sind. Und dieses Wasser ist nicht nur süß, sondern sogar destilliert, elektrolysiert und hygienisch vorzüglicher als die reinsten Quellen der beiden Welten, aus denen ein Tropfen, in der Größe eines Stecknadelkopfs, noch 15 Milliarden Mikroben enthalten kann.

Noch bleibt uns übrig zu erklären, wie die Ortsveränderung der ganzen Anlage vor sich geht. Einer großen Geschwindigkeit bedarf sie nicht, da die Insel binnen 6 Monaten über die angegebenen Breitengrade und über den Raum zwischen dem 130. und dem 145. Längengrad nicht hinauskommen soll. 20 bis 25 Seemeilen in 24 Stunden, mehr verlangt Standard Island nicht. Eine solche Fortbewegung hätte man mit einem Zugseil erreichen können, wenn man etwa ein Kabel aus jener indischen, Bastin genannten Faser hergestellt hätte, die sehr fest und gleichzeitig so leicht ist, daß sie sich im Wasser schwimmend und gesichert gegen Verletzungen durch Scheuern am Meeresgrund erhalten hätte. Dieses Kabel hätte sich dann über Zylinder, die durch Dampfkraft gedreht wurden, aufgerollt, und Standard Island wäre durch

»Tauziehen« vor- und rückwärts gefahren, wie noch heute hier und da Schiffe auf den Flüssen der Alten und der Neuen Welt. Dieses Kabel hätte aber außerordentlich lang und stark sein müssen und wäre doch vielfachen Havarien ausgesetzt gewesen, und dann bedeutete diese Anordnung nur eine »gefesselte Freiheit« mit dem Zwang, einer unveränderlichen Linie zu folgen – wenn sich's aber um die Freiheit handelt, bestehen die Bürger des freien Amerika unerschütterlich auf ihrem Schein.

Glücklicherweise haben die Elektrotechniker so große Fortschritte in ihrem Fach gemacht, daß man von der Elektrizität, der Seele des Weltalls, so gut wie alles verlangen kann. Ihr fiel daher auch die Aufgabe zu, die künstliche Insel fortzubewegen. Zwei Anlagen genügen, Dynamos von fast unbegrenzter Leistungsfähigkeit, die elektrische Energie in Form von Gleichstrom mit 2.000 Volt liefern, in Bewegung zu setzen. Diese Dynamos wirken auf ein mächtiges System von Propellern, die in der Nähe beider Häfen angebracht sind. Sie entwickeln jeder 5 Millionen PS – dank den Hunderten von Kesseln, geheizt mit Petroleumbriketts, die weit weniger Raum einnehmen und weniger rußen als Steinkohle, zugleich aber viel mehr Wärme entwickeln. Die betreffenden Werke unterstehen der Leitung der beiden Hauptingenieure, der Herren Watson und Somwah, denen zahlreiche Mechaniker und Heizer zur Seite stehen, während die Oberleitung in den Händen des Kommodore Ethel Simcoe ruht. Von seiner Amtswohnung im Observatorium aus steht der Kommodore mit den beiden Elektrizitätswerken in telefonischer Verbindung. Er bestimmt nach dem vorher festgestellten Reiseplan den Kurs der künstlichen Insel. Von da war auch in der Nacht vom 25. zum 26. der Befehl ausgegangen, mit Standard Island die Küste Kaliforniens anzulaufen, in deren Nähe sie sich zur Zeit des Antritts seiner jährlichen Reise eben befand.

Wer von unseren Lesern sich nun im Geiste darauf mit einschiffte, der wird den verschiedenen Vorkommnissen auf dieser Fahrt über den Stillen Ozean mit beiwohnen und es hoffentlich nicht zu bereuen haben.

Wir fügen hier ein, daß die größte Geschwindigkeit Standard Islands, wenn ihre Maschinen ihre 10 Millionen PS entwickeln, 8 Knoten<sup>1</sup> in der Stunde erreicht. Die gewaltigsten Wogen, die der Sturm aufwühlt, haben auf die Insel keine Wirkung. Durch ihre Größe entgeht sie jedem Schwanken vom Seegang, und deshalb gibt es darauf auch keine Seekrankheit. Während der ersten Tage »an Bord« spürt man höchstens ein schwaches Zittern, das durch die Rotation der Schrauben im Unterbau hervorgerufen wird. Mit einem Sporn von 60 Metern am Bug und am Heck ausgerüstet, zerteilt die Insel die Wellen ohne Schwierigkeit und durchläuft die ungeheure Meeresfläche ohne jeden fühlbaren Stoß.

Natürlich dient die in den beiden Werken erzeugte elektrische Energie außer der Fortbewegung von Standard Island auch noch anderen Zwecken. Mit ihr werden Land, Park und Stadt erleuchtet. Sie unterhält hinter den Riesenlinsen der Leuchttürme die mächtige Lichtquelle, deren Strahlen die Anwesenheit der Schraubeninsel bis weit hinaus verkünden und jeder möglichen Kollision vorbeugen. Sie liefert die verschiedenen Zweigströme, die telegrafischen, telephotischen, telautographischen und telefonischen Zwecken dienen, ebenso, wie sie die Bedürfnisse der Privathäuser und der Handelsquartiere befriedigt. Sie versorgt auch die künstlichen Monde von je 5.000 Candela Leuchtkraft, die jeder eine Kreisfläche von 100 Meter Durchmesser erhellen.

Zu der Zeit, von der wir reden, befindet sich dieses außergewöhnliche Bauwerk auf seiner zweiten Reise über den Großen Ozean. Vor einem Monat hatte es die Madeleinebai verlassen und sich nach dem 35. Breitengrad begeben, um seine Fahrt, etwa in der Höhe der Sandwich-Inseln, anzutreten. Eben befand es sich nahe der Küste von Nieder-Kalifornien, als Calistus Munbar durch telefonische Mitteilung erfuhr, daß sich das Konzert-Quartett nach der Abreise von San Francisco nach San Diego begeben wollte, und ihm der Gedanke kam, sich dieser hervorragenden Künstler für die Dauer der Reise sozusagen zu bemächtigen. Wir wissen schon, wie er das ausführte, wie er sie auf der, nur wenige Kabellängen von der Küste verankerten Schraubeninsel einschiffte, und

---

<sup>1</sup>2 geographische Meilen.

wie infolge seines gelungenen Streichs den Dilettanten von Milliard City der Genuß einer vorzüglichen Kammermusik in Aussicht gestellt war.

Das ist also jenes neunte Weltwunder, jenes des 20. Jahrhunderts würdige Meisterstück menschlichen Geistes, dessen unfreiwillige Gäste zwei Violinen, eine Bratsche und ein Violoncell sind und die Standard Island nach den westlichen Teilen des Pazifischen Ozean entführt.

## 6. KAPITEL

### *Eingeladene . . . Inviti*

Wenn man auch annehmen darf, daß Sebastian Zorn, Frascolin, Yvernes und Pinchinat Leute waren, die über nichts erstaunten, so wurde es diesen doch schwer, Calistus Munbar in gewiß begründetem Unwillen nicht an die Kehle zu springen. Es soll einer nur in dem Glauben leben, auf dem Boden des westlichen Amerika umherzuwandeln, und dann erkennen, daß man ihn aufs hohe Meer hinausbefördert! Man soll sich für einige 20 Meilen von San Diego entfernt halten, wo man am nächsten Tag zu einem Konzert erwartet wird, und dann ganz schlankweg hören, daß man auf einer schwimmenden Insel immer weiter davon fortreibt! Wahrhaftig, ein Überfall wäre zu verzeihen gewesen.

Zu seinem Glück hatte sich der Amerikaner einem solchen ersten Wutausbruch zu entziehen gewußt. Sich die Überraschung, oder richtiger die Verblüffung des Konzert-Quartetts zunutze machend, verläßt er die Plattform des Turms, betritt den Fahrstuhl und ist damit vorläufig vor den Vorwürfen und etwaigen Handgreiflichkeiten der vier Pariser geschützt.

»So ein Schurke!« ruft das Violoncell.

»So ein Untier!« fällt die Bratsche ein.

»Oho . . . wenn wir's ihm zu verdanken haben, ein reines Wunder kennenzulernen . . .«, läßt sich die erste Violine vernehmen.

»Du willst ihn doch nicht gar noch entschuldigen?« meint die zweite Geige.

»Hier gibt's keine Entschuldigung«, ruft Pinchinat, »und wenn sich auf Standard Island noch Gerechtigkeit findet, lassen wir ihn verdonnern, diesen Malefizkerl von Yankee!«

»Und wenn's noch einen Henker gibt«, brüllt Sebastian Zorn, »dann lassen wir ihn aufknüpfen!«

Um so schöne Vorsätze auszuführen, gilt es freilich zuerst zum Niveau der Einwohner von *Milliard City* hinabzugelangen, da 150 Fuß hoch in der Luft natürlich keine Polizei tätig ist. Das konnte ja in wenigen Augenblicken geschehen sein, wenn ein Abstieg möglich war. Der Fahrstuhl des Aufzugs ist aber nicht wieder heraufgekommen, und nirgends findet sich so etwas wie eine Treppe. Das Quartett befindet sich also auf der Höhe des Turms ohne Verbindung mit der übrigen Menschheit.

Nach dem ersten Ausbruch der Enttäuschung und der Wut sind Sebastian Zorn, Pinchinat und Frascaolin, die Yvernes seiner Bewunderung überlassen, endlich völlig still geworden und rühren sich nicht von der Stelle. Über ihnen flattert die Flagge an der langen Fahnenstange. Sebastian Zorn wandelt eine grimmige Lust an, die Hissleine zu durchschneiden und die Flagge wie die eines sich ergebenden Kriegsschiffs zu senken. Immerhin erscheint es besser, sich nicht in eine vielleicht schlimm endende Geschichte einzulassen, und seine Kameraden halten ihn noch zurück, als er schon mit einem scharf geschliffenen Bowiemesser herumfuchtelt.

»Achtung, wir wollen vor allem nicht uns ins Unrecht versetzen«, mahnt der kluge Frascaolin.

»Du ergibst dich also in unsere elende, lächerliche Lage?« fragt Pinchinat.

»Das nicht . . . doch wir wollen sie nicht noch mehr komplizieren.«

»Und unser Gepäck, das inzwischen nach San Diego unterwegs ist!« bemerkt der Bratschist, die Arme kreuzend.

»Und unser für morgen angesetztes Konzert!« ruft Sebastian Zorn.

»Das geben wir durchs Telefon!« antwortet der erste Geiger, dessen Scherz nicht geeignet ist, die Reizbarkeit des kochenden Violoncellisten abzustumpfen.

Das Observatorium nimmt, wie wir wissen, die Mitte eines großen Vierecks ein, an dem die 1. Avenue ausmündet. Am anderen Ende dieser 3 Kilometer langen Hauptverkehrsader, die die beiden Hälften von *Milliard City* scheidet, erblicken die Künstler eine Art monumentalen Palast, der von einem leichten und sehr eleganten Wartturm überragt wird. Sie sagen sich, daß das der Sitz der Regierung, die Residenz der obersten Stadtbehörde sein werde, wenn *Milliard City* überhaupt einen Bürgermeister und andere Beamte hat. Sie täuschen sich hierin nicht. Eben jetzt beginnt die Uhr jenes Wartturms ein herrliches Glockenspiel, dessen Klänge auf den Wellen des Windes bis zum Turm hier herübergelangen.

»Hört! . . . Das geht aus D-dur«, sagt Yvernes.

»Und im Zweivierteltakt«, fügt Pinchinat hinzu.

Da schlägt der Wartturm 5 Uhr.

»Und wann essen wir«, ruft Sebastian Zorn, »was wird mit dem Schlafen? Sollen wir etwa wegen des Spitzbuben von Munbar hier auf der Plattform des Turms die Nacht im Freien zubringen?«

So scheint es allerdings, denn der Fahrstuhl kommt nicht wieder herauf, um die Gefangenen zu erlösen.

In jenen niedrigen Breiten dauert die Dämmerung nur kurze Zeit, und das Strahlengestirn stürzt wie ein Geschoß zum Horizont hinab. Blickt das Quartett nach den äußersten Grenzen des Himmels hinaus, so schimmert ihm nur das unbegrenzte Meer, ohne ein Segel, ohne eine Rauchsäule entgegen. Über das Stück Land unter ihm rollen die Tramwagen an der Peripherie der Insel oder eilen von einem Hafen zum andern hin. Zur Stunde ist der Park noch sehr belebt. Oben vom Turm aus würde man ihn für einen riesigen Blumenkorb ansehen, worin Azaleen, Klematis, Jasmin, Glycinen, Passionsblumen, Begonien, Hyazinthen, Dahlien, Kamelien und Hunderte von Rosensorten blühen. Da strömen Spaziergänger hinzu . . . gemachte Männer und junge Leute, nicht solche »Zierbengel«, wie sie leider in europäischen Großstädten so viele herumlaufen, sondern gesunde, kräftige Jünglinge. Frauen und junge Mädchen, meist in strohgelber Kleidung – dem dafür unter den Tropen beliebtesten Farbenton – leiten schlanke, mit

Seidendecken geschützte Windspiele mit goldigen Halsbändern an weicher Schnur. Da und dort folgt diese Gentry den feinsandigen Alleen, die sich durch den Park hinwinden. Hier sieht man die einen auf die Polster der elektrischen Straßenbahnwagen hingestreckt, dort ruhen andere auf den von dichtem Grün überdachten Bänken. Noch weiter draußen widmen sich junge Gentlemen dem Lawn-tennis, dem Krocket, dem Golf oder dem Fußballspiel, während andere auf munteren Ponies dem Polo obliegen. Ganze Scharen von Kindern – von jenen amerikanischen Kindern, die sich so schnell entwickeln und bei denen, besonders bei den kleinen Mädchen, eine ausgesprochene Individualität so bezeichnend hervortritt – tummeln sich auf den Rasenplätzen. Dazwischen traben Reiter auf eleganten Pferden oder sieht man hier und da übermütig lustige Gartengesellschaften.

Auch den Handelsvierteln fehlt es zur Stunde nicht an Besuch.

Die beweglichen Trottoirs gleiten mit ihrer Last längst der Hauptstraße dahin. Am Fuß des Turms, im Viereck des Observatoriums, gehen viele Personen hin und her, deren Aufmerksamkeit die Gefangenen wohl erregen könnten. Pinchinat und Frascalin rufen auch wiederholt laut hinunter. Daß sie gehört wurden, erkennt man daran, daß manche Arme sich emporstrecken, ja auch einzelne Worte dringen bis zu ihnen hinauf.

Niemand zeigt die geringste Überraschung oder scheint sich über die Gruppe auf der Plattform irgendwie zu wundern. Die oben verständlichen Worte bestehen in einem »Good bye«, einem »How do you do!«, einem »Guten Tag« oder anderen landläufigen Höflichkeitsausdrücken. Es scheint, als ob die ganze Bevölkerung über das Eintreffen der vier Pariser, die Calistus Munbar empfangen hatte, völlig informiert sei.

»He ... he ... die machen sich über uns noch lustig!« sagt Pinchinat.

»Das scheint mir auch so!« stimmt ihm Yvernes zu.

So verrinnt eine Stunde – eine Stunde, aber alle Rufe nach unten bleiben nutzlos. Die dringlichen Bitten Frascolins haben ebensowenig Erfolg, wie das Schmäh- und Schelten Sebastian Zorns.

Die Zeit zum Essen rückt immer näher, der Park wird von Spaziergängern, die Straße von müßigen Flaneuren immer leerer. Es ist zum verrückt werden!

»Wir gleichen ohne Zweifel«, sagt Yvernes, romantischen Erinnerungen nachhängend, »jenen profanen Gästen, die ein böser Geist an einen geheiligten Ort verlockt hat, und die nun den Tod erleiden müssen, weil sie etwas gesehen hatten, was ihre Augen nicht sehen durften . . . «

»Und hier läßt man uns den Qualen des Hungers erliegen!« seufzt Pinchinat.

»Nicht ohne daß wir alles mögliche versucht haben werden, um unsere Existenz zu verlängern!« erklärt Sebastian Zorn.

»Und wenn wir gezwungen sind, einer den andern aufzufressen, dann kommt Yvernes zuerst an die Reihe!« sagt Pinchinat.

»Wie ihr wollt!« stöhnt die erste Geige mit schwacher Stimme und senkt schon den Kopf, um den Todesstreich zu empfangen.

Da dringt vom Turm unten ein Geräusch herauf. Der Fahrstuhl gleitet nach oben und hält auf dem Niveau der Plattform an. Bei dem Gedanken, Calistus Munbar wieder auftauchen zu sehen, bereiten sich die Gefangenen schon, ihn nach Gebühr zu empfangen

...

Der Fahrstuhl ist leer.

Gut, so ist die Sache aufgeschoben; die Gefoppten werden den sauberen Herrn schon finden. Jetzt gilt's nur, eiligst auf die Erde hinabzugelangen, und das einzige Mittel dazu ist, im Fahrstuhl Platz zu nehmen.

Das geschieht denn auch sofort. Sobald der Violoncellist nebst Gefährten sich im Fahrkorb befinden, setzt dieser sich in Bewegung und langt nach kaum einer Minute unten im Turm an.

»Und nun«, ruft Pinchinat mit dem Fuß stampfend, »befinden wir uns nicht einmal auf natürlichem Boden!«<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Im Original ein Wortspiel, da »sol« ebenso Boden, Erdboden heißt, wie es das »G« der Tonleiter bezeichnet.

Für derartige Kalauer war der Zeitpunkt freilich schlecht gewählt. Es erfolgt auch keine Antwort darauf. Die Tür ist offen. Alle vier treten hinaus. Der Innenhof ist menschenleer. Sie schreiten darüber hin und folgen einer Avenue.

Einzelne Personen kommen an den Fremdlingen vorüber, ohne ihnen irgendwie Beachtung zu schenken. Auf eine Bemerkung Frascolins, der vor allem Klugheit empfahl, muß Sebastian Zorn auf alles Schimpfen und Wettern verzichten. Bei den Behörden nur wollen sie Gerechtigkeit suchen. Das läuft ihnen ja nicht davon. Man beschließt also, erst zum Excelsior Hotel zu gehen und da den nächsten Morgen abzuwarten, um dann in der Eigenschaft als freie Männer seine Rechte geltend zu machen. Das Quartett wandert also die 1. Avenue hinauf.

Haben unsere Pariser denn das Privileg, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erwecken? ... Ja und nein. Man sieht sie wohl an, doch nicht in auffallender Weise, höchstens so, als gehörten sie zu den seltenen Touristen, die *Milliard City* zuweilen besuchen. Unter dem Druck ganz außergewöhnlicher Verhältnisse sind sie selbst nicht gerade bei rosiger Laune und bilden sich ein, weit mehr angestarrt zu werden, als es wirklich der Fall ist. Andererseits wird man es verzeihlich finden, daß ihnen diese »segelnden Insulaner« etwas närrisch erscheinen, diese Leute, die sich freiwillig von ihresgleichen trennten und nun auf dem größten Ozean der Erdkugel umherirren. Mit ein wenig Fantasie könnte man glauben, sie gehörten einem anderen Planeten unseres Sonnensystems an. Das ist wenigstens die Ansicht Yvernes, den sein überreiztes Hirn leicht in nur erdachte Welten versetzt.

Pinchinat begnügt sich dagegen zu sagen:

»All diese Leute haben meiner Treu das richtige Millionäraussehen und scheinen mir unter den Nieren, ganz wie ihre Insel, einen kleinen Propeller mit herumzutragen.«

Inzwischen macht sich der Hunger immer stärker bemerkbar. Seit dem Frühstück ist geraume Zeit verflossen und der Magen

pocht auf sein Recht. Also schnellstens zum Excelsior Hotel! Morgen sollten die nötigen Schritte erfolgen, um auf einem der Steamer von Standard Island nach San Diego zurückbefördert zu werden, nachdem Calistus Munbar von Rechts wegen eine reichlich bemessene Entschädigungssumme gezahlt hätte.

Auf dem Weg durch die 1. Avenue bleibt Frascolin aber vor einem prächtigen Gebäude stehen, dessen Front in goldenen Lettern die Aufschrift »Kasino« trägt. Rechts von der stolzen Säulereihe, die den Haupteingang schmückt, erblickt man durch die mit Arabesken verzierten Spiegelscheiben eines Restaurants eine Menge Tische, und an verschiedenen wird gespeist, während ein zahlreiches Personal diensteifrig hin und her eilt.

»Hier gibt's was zu essen!« ruft die zweite Violine mit einem Blick auf die hungrigen Kameraden.

Darauf erfolgt von Pinchinat nur die lakonische Antwort:

»Eintreten!«

Einer nach dem andern betreten sie das Restaurant. Man scheint ihre Gegenwart in dem luxuriösen, meist von den Fremden aufgesuchten Etablissement nicht besonders zu bemerken. 5 Minuten später vertilgen die Halbverhungerten schon mit Begierde die ersten Schüsseln einer vortrefflichen Mahlzeit, wozu Pinchinat – und der versteht sich darauf – die Speisenfolge aufgestellt hat. Glücklicherweise ist der Geldbeutel des Quartetts gut gespickt, und wenn er auf Standard Island auch abmagert, so werden die Einnahmen in San Diego ihn schon bald wieder anschwellen lassen.

Die Küche ist ganz ausgezeichnet und der in den Hotels von New York und San Francisco weit überlegen, und die Speisen werden hier in und auf elektrischen Öfen bereitet, die eine sehr genaue Regelung der Hitze ermöglichen. Auf die Suppe mit konservierten Austern, die Frikassees, den Sellerie und den hier stets aufgetischten Rhabarberkuchen folgen ganz frische Fische, Rumpsteaks von unvergleichlicher Zartheit, Wild, das auf jeden Fall den Prärien und Wäldern Kaliforniens entstammt, und Gemüse, die aus den intensiven Kulturen der Insel selbst kommen. Als Getränk gibt es nicht das in Amerika allgemein gebräuchliche Eiswasser,

sondern verschiedene Biere und Weine, die für die Kellereien von Milliard City aus den Weinbergen von Burgund, Bordeaux und des Rheins, natürlich mit hohen Kosten, bezogen waren.

Dieses Menü bringt unsere Pariser auf andere Gedanken. Vielleicht betrachten sie das Abenteuer, in das sie geraten sind, schon in günstigerem Licht. Bekanntlich haben ja alle Orchestermusiker einen guten Zug. Was aber bei denen natürlich erscheint, die bei der Handhabung von Blasinstrumenten ihre Lunge tüchtig anstrengen, ist weniger zu entschuldigen bei denen, die Streichinstrumente spielen. Aber egal: Yvernes, Pinchinat, selbst Frascolin fangen an, das Leben rosenrot und in dieser Stadt der Milliardäre gar goldfarbig zu sehen. Nur Sebastian Zorn allein widersteht der Versuchung und läßt seinen Ingrim nicht durch die feurigen Gewächse Frankreichs ertränken.

Kurz, das Quartett ist merklich »angehaucht«, wie man im alten Gallien sagt, als die Stunde kommt, die Rechnung zu verlangen. Vom Oberkellner des Hotels, der in schwarzer Kleidung erscheint, wird sie Frascolin, als dem Kassierer, übergeben.

Die zweite Violine wirft einen Blick darauf, erhebt sich, sinkt zurück, erhebt sich wieder, reibt sich die Augen und starrt nach der Decke.

»Was fehlt dir denn?« fragt Yvernes verwundert.

»Es läuft mir ein Frostschauer durch Mark und Bein«, antwortet Frascolin.

»Es ist wohl teuer hier?«

»Mehr als teuer. Der Spaß kostet 200 Franc . . . «

»Für alle vier?«

»Nein, für jeden!«

In der Tat: 160 Dollar, nicht mehr und nicht weniger, und im einzelnen beläuft sich die Nota für die Vorspeise auf 15 Dollar, für den Fisch auf 20, für die Rumpsteaks auf 25 Dollar, für den Médoc und den Burgunder auf 30 Dollar für die Flasche, und für das übrige im Verhältnis hierzu.

»Donnerwetter!« platzt die Bratsche heraus.

»Diese Räuber!« schimpft Sebastian Zorn.

Die französisch hervorgestoßenen Worte versteht der Oberkellner zwar nicht, er bemerkt aber doch, daß hier etwas Besonderes vorgehen müsse. Wenn sich allerdings ein Lächeln auf seine Lippen schleicht, so ist es nur das der Verwunderung, nicht das der Geringschätzung. Er findet es ganz natürlich, daß ein Diner für vier Personen 160 Dollar kostet. Das ist nun mal der Preis auf Standard Island.

»Kein Aufhebens machen!« sagt Pinchinat, »Frankreich blickt auf uns! Bezahlen . . .«

»Und sei es, wie es sei«, fällt Frascaloin ein, »schnell fort nach San Diego. Übermorgen besäßen wir nicht einmal so viel, um ein Butterbrot bezahlen zu können.«

Darauf zieht er die Brieftasche, entnimmt dieser eine stattliche Anzahl Papierdollar, die zum Glück auch in *Milliard City* gelten, und will sie eben dem Oberkellner geben, als eine Stimme ruft:

»Diese Herren sind gar nichts schuldig!«

Es war die Stimme Calistus Munbars.

Der Yankee war eben ruhig lächelnd, in gewohnter guter Laune, in den Saal getreten.

»Der!« fuhr Sebastian Zorn auf, den die Lust anwandelte, jenem an die Kehle zu springen und sie zu drücken, wie er den Hals seines Violoncells beim Forte drückt.

»Beruhigen Sie sich, lieber Zorn«, begann der Amerikaner. »Wollten Sie mir bitte alle in den Salon folgen, wo der Kaffee aufgetragen ist? Dort können wir in Ruhe plaudern, und nach Schluß unseres Gesprächs . . .«

»Erwürge ich Sie!« fiel ihm Sebastian Zorn ins Wort.

»Nein . . . Sie werden mir die Hände küssen . . .«

»Ich werde Ihnen gar nichts küssen!« polterte der Violoncellist, der vor Wut mal blaß mal blaurot wurde.

Kurze Zeit darauf haben sich's die Gäste Calistus Munbars auf weichen Sofas bequem gemacht, während sich der Yankee auf einem Schaukelstuhl wiegt.

Hier stellt er sich nun seinen Gästen formgerecht in folgender Weise vor:

»Calistus Munbar, aus New York, 50 Jahre alt, Urenkel des berühmten Barnum, zur Zeit Oberintendant der Künste auf Standard Island, verantwortlich für alles, was Malerei, Skulptur, Musik und im allgemeinen alle Unterhaltungen in *Milliard City* angeht. Da Sie mich nun kennen, meine Herren . . . «

»Sind Sie«, fragt Sebastian Zorn, »nicht zufällig auch Polizeispitzel mit der Verpflichtung, fremde Leute in Fallen zu locken und sie darin wider ihren Willen zurückzuhalten?«

»Übereilen Sie sich mit meiner Beurteilung nicht, Sie reizbares Violoncell, und warten Sie erst das Ende ab.«

»Wir wollen warten«, erwidert Frascolin ernst, »warten und Sie anhören.«

»Meine Herren, ergreift Calistus Munbar, sich eine graziöse Haltung gebend, wieder das Wort, »ich wünsche mit Ihnen bei dem jetzigen Gespräch nur die musikalische Frage zu erörtern, so wie diese zur Zeit auf unserer Schraubeninsel liegt. Theater besitzt *Milliard City* allerdings noch nicht, doch wenn es das wollte, würden sie wie durch Zauberschlag aus dem Boden springen. Bisher haben unsere Mitbürger ihre musikalischen Bedürfnisse durch vervollkommnete Apparate befriedigt, wodurch sie über dramatische und lyrische Meisterschöpfungen auf dem laufenden gehalten wurden. Wir hören die alten und neuen Komponisten, die Tagesgrößen der Schauspielkunst, die beliebtesten Künstler mit dem Phonographen, wann und so oft es uns gefällt . . . «

»Eine Drehorgel, Ihr Phonograph!« warf Yvernes verächtlich ein.

»Doch nicht in der Weise, wie Sie das glauben mögen, mein Herr erster Violinist«, antwortet der Oberintendant. »Wir besitzen Apparate, die mehr als einmal die Indiskretion begangen haben, Ihnen zu lauschen, wenn Sie sich in Boston oder Philadelphia hören ließen. Wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie sich hier mit eigenen Händen applaudieren.«

Jener Zeit haben die Erfindungen des berühmten Edison nämlich den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Der Phonograph ist keineswegs mehr der Musikkasten oder die Spieldose, dem und

der er ursprünglich gar zu sehr glich. Dank seinem geistvollen Erfinder bewahrt er jetzt das ephemere Talent der Schauspieler, Instrumentisten oder Sänger für die Bewunderung kommender Geschlechter mit der gleichen Treue auf, wie die Werke der Bildhauer und Maler aufbewahrt bleiben. Ein Echo etwa ist der Apparat geworden, doch ein Echo, treu wie eine Fotografie, das alle Nuancen, alle Feinheiten des Gesangs oder Spiels in unveränderter Reinheit wiedergibt.

Calistus Munbar ergeht sich hierüber mit solcher Wärme, daß es auf seine Zuhörer einen tiefen Eindruck macht.

Er spricht von Saint-Saens, von Reyer, Ambroise Thomas, von Gounod, Massenet und Verdi, von den unvergänglichen Meisterwerken eines Berlioz, Meyerbeer, Halévy, Rossini, Beethoven und Mozart wie ein Mann, der alle aus dem Grund kennt, sie zu schätzen weiß und der sich schon lange Zeit bemüht hat, ihren Ruhm noch zu verbreiten, so daß man ihm mit Vergnügen zuhört. Von der schon etwas ablaufenden Wagnerepidemie scheint er jedoch nicht besonders gelitten zu haben.

Als er einmal aussetzt, um Atem zu holen, macht sich Pinchinat die Pause gleich zunutze.

»Das ist ja alles ganz schön und gut«, sagt er; »Ihr *Milliard City* hat aber nie etwas anderes gehört als Schachtelmusik, als konservierte Melodien, die man ihr wie konservierte Sardinen oder Salt-beef zusendet . . .«

»Verzeihen Sie, Herr Bratschist . . .«

»Ja, ja, ich verzeihe Ihnen, bleibe aber doch dabei, daß Ihre Phonographen immer nur Dagesewenes enthalten, daß in *Milliard City* niemals ein Künstler in dem Augenblick der Ausübung seiner Kunst gehört werden kann . . .«

»Da möchte ich noch einmal um Verzeihung bitten.«

»Unser Freund Pinchinat verzeiht Ihnen gewiß so oft, wie Sie es wünschen«, bemerkt Frascaolin. »Sein Einwurf ist aber dennoch richtig. Ja, wenn Sie sich mit den Theatern Amerikas und Europas in unmittelbare Verbindung setzen können . . .«

»Halten Sie das für unmöglich, lieber Frascaolin?« ruft der Oberintendant, der die Bewegungen seines Schaukelstuhls hemmt.

»Sie behaupten das wirklich?«

»Ich sage nur, daß das ausschließlich eine Geldfrage ist, und unsere Stadt ist reich genug, um sich alle Liebhabereien, jedes Verlangen bezüglich der lyrischen Kunst gewähren zu können. Das ist auch bereits geschehen . . . «

»Aber wie?«

»Mittels der Theatrophone, die im Konzertsaal des Kasinos aufgestellt sind. Die Gesellschaft besitzt ja zahlreiche unterseeische Kabel, die den Großen Ozean durchziehen und von denen das eine Ende an der Madeleinebai ausläuft und das andere durch unsere großen Bojen schwimmend erhalten wird. Wünscht nun einer unserer Mitbürger einen Sänger der Alten oder Neuen Welt zu hören, so fischt man eines jener Kabel auf und benachrichtigt telefonisch die Beamten an der Madeleinebai. Diese stellen dann die Verbindung mit Europa oder Amerika her. Man verbindet die Drähte oder Kabel mit dem oder jenem Theater, dem oder jenem Konzertsaal, und unsere, hier im Kasino weilenden Dilettanten wohnen den entferntesten Aufführungen bei und applaudieren . . . «

»Ja, da draußen hört man ihre Beifallsbezeugungen aber gar nicht!« ruft Yvernes.

»Da muß ich um Verzeihung bitten, lieber Herr Yvernes, gewiß hört man sie über eine vorhandene Rückleitung.«

Hierauf verliert sich Calistus Munbar in transzendente Erörterungen über die Musik nicht allein als Kunst, sondern auch als therapeutisches Agens. Nach dem System J. Harfords, von der Westminster-Abtei, haben die hiesigen Milliardäre mit der Ausnützung der lyrischen Künste schon ganz erstaunliche Erfolge erzielt. Dieses System gewährleistet ihnen einen Zustand vollkommener Gesundheit. Die Musik übt eine Reflexwirkung auf die Nervenzentren aus, die harmonischen Vibrationen helfen zur Erweiterung der arteriellen Gefäße und beeinflussen den Blutumlauf, den sie nach Bedarf beschleunigen oder verlangsamen. Sie bewirkt eine Anregung der Herztätigkeit und der Atembewegungen je nach Klangfarbe und Intensität des Tons, wobei sie gleichzeitig die Ernährung der Gewebe unterstützt. Deshalb hat man in Millard City

auch Einrichtungen getroffen, durch die beliebige Mengen musikalischer Energie auf telefonischem Weg in die Einzelwohnungen geleitet werden können.

Das Quartett hört ihm mit offenem Mund zu. Noch nie hat es über seine Kunst vom medizinischen Standpunkt aus reden gehört, und wahrscheinlich ist es darüber nicht gerade entzückt. Nichtsdestoweniger geht der fantastische Yvernes sofort auf diese Theorien ein, die übrigens – man denke an den berühmten Harfenisten David – bis in die von König Saul zurückreichen.

»Ja, ja!« ruft er nach der letzten Tirade des Oberintendanten, »das ist ganz richtig. Es gehört nur eine gute Diagnose dazu! Wagner und Berlioz sind zum Beispiel indiziert für anämische Konstitutionen . . . «

»Gewiß, und Mendelssohn oder Mozart für sanguinische Temperamente, bei denen sie das Strontiumbromür vorteilhaft ersetzen!« fügt Calistus Munbar hinzu.

Da mischt sich Sebastian Zorn ein und schleudert einen rauhen Mißklang in diese hochfliegende Plauderei.

»Um all das geht es gar nicht«, ruft er barsch. »Warum haben Sie uns überhaupt hierhergeführt?«

»Weil die Saiteninstrumente es sind, die grade die mächtigste Wirkung ausüben.«

»Wirklich? Also um Ihre männlichen und weiblichen Nervenkranken zu beruhigen, haben Sie unsere Reise unterbrochen, uns gehindert, in San Diego einzutreffen, wo wir morgen ein Konzert geben sollen . . . «

»Ja, ja, deshalb, meine vortrefflichen Freunde!«

»Und Sie erblickten in uns nichts anderes, als musikalische Karabiner, als lyrische Apotheker?« ruft Pinchinat.

»O nein, meine Herren«, versichert Calistus Munbar sich erhebend. »Ich betrachtete Sie nur als Künstler von großem Talent und weitreichendem Renommee. Die Hurras, die dem Konzert-Quartett bei seinen Reisen durch Amerika entgegendröhnten, sind auch bis zu unserer Insel gedrungen. Da hielt die Standard Island Company den Zeitpunkt für gekommen, die Phonographen und Theatrophone einmal durch wirkliche Virtuosen mit Fleisch und

Bein ersetzen und den Milliardenesern den unbeschreiblichen Genuß einer unmittelbaren Vorführung der Meisterwerke der Kunst verschaffen zu sollen. Sie wollte dabei und vor der Errichtung eines Opernorchesters mit der Kammermusik den Anfang machen. Dabei dachte sie an Sie, die hervorragendsten Vertreter dieser Musikgattung, und mir gab sie den Auftrag, Sie um jeden Preis hierherzuschaffen, im Notfall, Sie zu entführen. Sie sind also die ersten Künstler, die in Standard Island auftreten werden, und ich überlasse es Ihnen, sich auszudenken, welcher Empfang Ihnen bevorsteht!«

Yvernes und Pinchinat fühlen sich von den enthusiastischen Worten des Oberintendanten tief ergriffen. Daß die Geschichte auf eine Mystifikation hinauslaufen könnte, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Der mehr überlegende Frascaolin fragt sich, ob dieses Abenteuer wirklich ernst zu nehmen sei. Doch warum sollte auf dieser ganz außergewöhnlichen Insel nicht auch alles andere ein außergewöhnliches Aussehen haben? Nur Sebastian Zorn besteht darauf, sich nicht zu ergeben.

»Nein, mein Herr«, ruft er, »man bemächtigt sich fremder Leute nicht in dieser Weise ohne deren Einwilligung! ... Wir werden gegen Sie Klage erheben ... «

»Klage ... wo Sie, Undankbare, mir tausendmal danken sollten?« erwidert der Oberintendant.

»Und es wird uns eine Entschädigung zugesprochen werden, mein Herr ... «

»Eine Entschädigung ... wo ich Ihnen hundertmal mehr zu bieten habe, als Sie erhoffen könnten ... «

»Worum geht es?« fragt der praktische Frascaolin.

Calistus Munbar zieht sein Portefeuille hervor und entnimmt ihm ein Blatt Papier mit dem Stempel von Standard Island, das er den vier Künstlern vor Augen hält.

»Ihre vier Unterschriften unter diesen Kontrakt«, sagt er, »und die ganze Angelegenheit ist geregelt.«

»Etwas unterschreiben, ohne es gelesen zu haben?« antwortet die zweite Violine. »Das geschieht nie und nirgends!«

»Sie dürften aber keine Ursache haben, es zu bereuen«, fährt Calistus Munbar fort, der jetzt so heiter wird, daß er von oben bis unten wackelt. »Doch meinerwegen, gehen wir ordnungsmäßig vor. Hier habe ich einen Engagementsvertrag, den die Company Ihnen anbietet, ein Engagement für ein Jahr von heute an, das Sie verpflichtet zur Aufführung derselben Kammermusikstücke, die Ihre Programme in Amerika enthielten. Nach 12 Monaten wird Standard Island an der Madeleinebai zurück sein, und Sie werden da zeitig genug eintreffen ...«

»Für unser Konzert in San Diego, nicht wahr?« ruft Sebastian Zorn, »für San Diego, wo man uns mit Pfeifen empfangen wird ...«

»Nein, meine Herren, mit Hips und Hurras! Künstler wie Sie zu hören, fühlen sich alle Leute gar zu geehrt und sind glücklich, wenn sie sich hören lassen ... selbst mit einem Jahr Verspätung!«

Mit einem solchen Mann soll einer nun etwas anfangen!

Frascolin ergreift das Blatt und liest es aufmerksam durch.

»Ja, welche Garantie wird uns geboten?« fragte er.

»Die Garantie der Standard Island Company, bestätigt durch die Unterschrift unseres Gouverneurs, des Herrn Cyrus Bikerstaff.«

»Und die Bedingungen sind genau so, wie sie hier stehen?«

»Ganz genau, also 1 Million Franc ...«

»Für uns vier!« fällt Pinchinat ein.

»Für jeden einzelnen«, antwortet Calistus Munbar lächelnd, »und diese Summe steht noch in keinem Verhältnis zu Ihren Verdiensten, die doch niemand voll zu bezahlen vermöchte!«

Liebenswürdiger kann einer doch wohl nicht sein. Dennoch erhebt Sebastian Zorn Widerspruch. Er will um keinen Preis annehmen, sondern unbedingt nach San Diego abreisen, so daß Frasco- lin große Mühe hat, seine Entrüstung zu dämpfen.

Gegenüber dem Angebot des Oberintendanten erscheint jedoch etwas Mißtrauen am Platz. Ein Engagement für ein Jahr mit einem Honorar von 1 Million Franc für jeden der Künstler ... dürfen sie das ernst nehmen? Ja, ganz ernst, wie Frasco- lin versichern konnte, als er fragte: »Und das Honorar ist zahlbar ...?«

»Vierteljährlich, und hier bringe ich es für die ersten 3 Monate.«

Aus ganzen Stößen von Banknoten, die sein Portefeuille zum Platzen füllen, formt Calistus Munbar vier Pakete mit je 50.000 Dollar oder 250.000 Franc, die er Frascaolin und dessen Kameraden übergibt.

Das ist so ein amerikanisches Geschäftsverfahren.

Nun geht die Sache dem Sebastian Zorn doch etwas näher. Da die schlechte Laune bei ihm aber niemals ihre Rechte aufgibt, bemerkt er weiter:

»Ganz schön; doch bei dem Preis, in dem auf Ihrer Insel alles steht und wo man 25 Franc für ein Rebhuhn bezahlt, da wird man mindestens 100 Franc für ein Paar Handschuhe und 500 Franc für ein Paar Stiefel anlegen müssen?«

»O, Herr Zorn, die Company legt auf solche Kleinigkeiten kein Gewicht«, erklärt Calistus Munbar, »und sie wünscht, daß die Künstler des Konzert-Quartetts während ihres hiesigen Aufenthalts von allen Nebenkosten frei bleiben.«

Womit konnte man auf ein so großmütiges Angebot anders antworten, als mit der Namensunterschrift unter den Kontrakt?

Frascaolin, Pinchinat und Yvernes bequemen sich dazu ohne Zögern. Nur Sebastian Zorn brummt, daß das Ganze ein Unsinn sei, sich auf einer beweglichen Insel einzuschiffen, das habe keinen Verstand . . . man werde schon sehen, wie die Geschichte enden würde usw. – Schließlich ließ er sich aber doch herbei, mit zu unterzeichnen.

Wenn Frascaolin, Pinchinat und Yvernes nach Erfüllung dieser Formalität dem Calistus Munbar auch nicht die Hände küßten, so drückten sie sie ihm wenigstens herzlichst. Vier Händedrucke, jeder zu 1 Million!

So ließ sich das Konzert-Quartett also auf ein Abenteuer sondergleichen ein, und unter den genannten Umständen wurden die vier Künstler die Gäste – *inviti* – Standard Islands.

## 7. KAPITEL

### *Hinaus nach Westen*

Standard Island gleitet sanft über das Wasser des Stillen Ozeans, der zu dieser Jahreszeit seinem Namen alle Ehre macht. An diese ruhige Fortbewegung seit 24 Stunden gewöhnt, bemerken Sebastian Zorn und seine Kameraden gar nicht, daß sie weitersegeln. So mächtig die Hunderte, von 10 Millionen PS bewegten Schrauben auch sind, verbreiten sie durch den metallnen Unterbau der Insel doch kaum ein leises Zittern. Milliard *City* bleibt unbewegt und spürt auch nichts von dem Seegang, dem sonst die größten Panzerschiffe der Kriegsmarine unterliegen. In den Wohnungen oder auf den Schiffen benützt man hier keine Schwebelampen. Wozu auch? Die Häuser von London, Paris oder New York stehen auf ihrem Grund ja auch nicht fester und sicherer.

Nach mehrwöchigem Aufenthalt in der Madeleinebai hatte der Rat der Notabeln von Standard Island, den der Präsident zusammenrief, das Programm für die Jahresreise entworfen. Die Schraubeninsel sollte die hauptsächlichsten Inselgruppen des östlichen Stillen Ozeans besuchen, und zwar inmitten jener hygienischen Atmosphäre, die so reich an Ozon, an verdichtetem Sauerstoff ist, der durch Elektrisierung weit wirksamere Eigenschaften besitzt, als der gewöhnliche Sauerstoff der Luft. Da der ganze Apparat völlig frei beweglich ist, zieht er daraus Nutzen, und so begibt er sich auf Wunsch nach Westen oder nach Osten, nähert sich der Küste Amerikas, wenn es ihm beliebt, oder streift nach Gefallen längs der Ostküsten Asiens dahin. Standard Island geht, wohin sie will, und macht sich ihre Seefahrt so angenehm wie möglich. Selbst wenn es ihr beliebte, den Stillen Ozean gegen den Atlantischen Ozean zu vertauschen, wenn sie um Kap Horn oder das Kap der Guten Hoffnung segeln wollte, brauchte sie nur die betreffende Richtung einzuschlagen, und weder Strömungen noch Stürme würden ihr hinderlich sein, ihr Ziel zu erreichen.

Es kommt jedoch gar nicht infrage, jene entfernten Meere aufzusuchen, wo das Juwel des Stillen Ozeans das nicht finden würde, was dieser Ozean ihm inmitten seiner endlosen Inselgruppen bietet. Hier ist Raum genug, um die verschiedensten Fahrten zu unternehmen. Die Propellerinsel kann von einem Archipel zum

andern segeln. Ist sie auch nicht mit dem Instinkt der Tiere begabt, diesem sechsten Sinn der Orientierung, der jene dahinführt, wohin ihre Bedürfnisse sie rufen, so wird sie dafür von sicherer Hand und nach einem Programm geführt, das lange vorher erwogen und einstimmig angenommen worden war. Bisher ist es hierüber zu keiner Meinungsverschiedenheit zwischen den Bewohnern des Steuerbords und des Backbords gekommen.

Augenblicklich steuert man entsprechend einem gefaßten Beschluß nach Westen auf die Gruppe der Sandwichinseln zu. Bei mäßiger Geschwindigkeit wird die Zurücklegung der 1.200-Meilen-Strecke, die jene Inselgruppe von der Stelle trennt, wo das Quartett sich einschiffte, etwa binnen 1 Monat zurückgelegt werden, bis es Standard Island beliebt, einen andern Archipel der südlichen Halbkugel anzulaufen.

Am Morgen dieses denkwürdigen Tages verläßt das Quartett das Excelsior Hotel und richtet sich häuslich in einigen, ihm zur Verfügung gestellten Zimmern des Kasinos ein – natürlich in einer geräumigen, prächtig ausgestatteten Wohnung. Vor deren Fenstern zieht sich die 1. Avenue hin. Sebastian Zorn, Frascolin, Pinchinat und Yvernes haben jeder sein eigenes Zimmer an den Seiten des gemeinschaftlichen Salons. Der Hof des Etablissements gewährt ihnen angenehmen Schatten durch seine in voller Belaubung stehenden Bäume, und Kühlung durch seine plätschernden Springbrunnen. An der einen Seite dieses Hofes liegt das Museum von Milliard City, an der andern der Konzertsaal, wo die Pariser Künstler die Echos der Phonographen und die Übertragungen der Theatrophone so glücklich ersetzen. Täglich zwei-, drei- oder so viele Male, wie sie es wünschen, wird ihnen im Restaurant aufgetragen, wonach ihnen der Sinn steht, ohne daß der Oberkellner ihnen seine fast ungläublichen Rechnungen dafür vorlegt.

Als sie an diesem Morgen noch im Salon beisammen waren, ehe sie sich zum Frühstück hinunterbegaben, fragte Pinchinat:

»Nun, ihr Violinen, was sagt ihr nun darüber, wie es uns ergangen ist?«

»O, es ist ein Traum«, antwortete Yvernes, »ein Traum, in dem wir für 1 Million pro Jahr befangen bleiben ...«

»Nein, es ist die reine, schöne Wirklichkeit«, erwiderte Frascolin. »Such nur in deiner Tasche, und du wirst das erste Viertel der Million schon entdecken.«

»Wenn man nur wüßte, wie die Sache ausgeht . . . Meiner Ansicht nach ganz schlecht«, ruft Sebastian Zorn, der unbedingt Dornen in dem Rosenbett, worauf man ihn gelegt hat, finden will.

»Und übrigens unser Gepäck . . . ?«

Ja freilich, das Gepäck mußte in San Diego ausgeliefert sein, von wo es nicht zurückkommen konnte, und die Eigentümer es auch nicht zu holen imstande waren. Eigentlich machte das nicht viel aus: einige Reisesäcke mit Leibwäsche, Toilettegegenständen, Kleidern zum Wechseln und das offizielle Kostüm der Künstler, wenn sie öffentlich auftraten . . . das war alles.

Darüber brauchten sie sich jedenfalls nicht zu beunruhigen. Binnen 48 Stunden war diese etwas abgenutzte Garderobe durch eine andere ersetzt, die man den vier Künstlern zur Verfügung stellte, ohne daß sie 1.500 Franc für einen Anzug oder 500 Franc für ihre Stiefeletten zu bezahlen gehabt hätten.

Höchst befriedigt, diese peinliche Angelegenheit zu so gutem Ende geführt zu haben, macht es sich Calistus Munbar zur Pflicht, bei dem Quartett erst gar keinen Wunsch aufkommen zu lassen. Einen zuvorkommenderen Oberintendanten konnte man sich gar nicht vorstellen. Er bewohnte ebenfalls Räumlichkeiten des Kasinos, dessen einzelne Abteilungen unter seiner Leitung stehen, und die Company honoriert ihn dafür in einer Weise, wie es seiner Würde entspricht. Die Summe wollen wir lieber verschweigen.

Das Kasino enthält auch Lese- und Spielsäle; Baccarac, Trente et quarante, Roulette, Poker und andere Hazardspiele sind aber strengstens untersagt. Man findet hier ferner ein Raucherabteilament, von wo auch durch eine unlängst gegründete Gesellschaft der Rauch von präpariertem Tabak unmittelbar in die Wohnungen geleitet wird. Dieser Rauch, der in der Hauptanstalt in großen Brennöfen hergestellt und von allem Nikotin befreit wird, steht durch Röhren, die in Bernsteinmundstücken enden, jedem Liebhaber zur Verfügung. Man braucht daher nur die Lippen anzulegen und ein Zählwerk registriert den täglichen Verbrauch.

In dem Kasino, wo die Musikfreunde sich an den Tönen aus weiter Ferne berauschen können, woneben jetzt auch noch die Konzerte des Quartetts stattfinden, befinden sich endlich die Sammlungen von Milliard *City*. Liebhabern der Malerei bietet das an alten und neuen Bildern reiche Museum zahlreiche, für hohe Preise erstandene Meisterwerke der italienischen, holländischen, deutschen und französischen Schule, um die es die Sammlungen von Paris, London, München, Rom und Florenz beneiden könnten, Gemälde von Raphael, da Vinci, Giorgione, Correggio, Dominiquin, Ribeira, Murillo, Ruysdael, Rembrandt, Rubens, *Cuyp*, Frans Hals, Hobbema, Van Dyck, Holbein u.a., sowie unter den Modernen von Fragonard, Ingres, Delacroix, Scheffer, Cabat, Delaroche, Regnaut, Couture, Meissonier, Millet, Rousseaux, Jules Dupre, Brascassat, Makart, Turner, Troyon, Corot, Daubigny, Baudry, Bonnat, Car. Duran, Jules Lefebvre, Volton, Breton, Binet, Yon, Cabanel usw. Um ihnen ewige Dauer zu sichern, sind die Gemälde in völlig luftleeren Glasbehältern untergebracht. Zu bemerken ist, daß die Impressionisten, die Futuristen und ähnliche in dieses Museum noch keinen Eingang gefunden haben, das wird aber wahrscheinlich nicht lange so bleiben, und Standard Island dürfte einem Einfall der niedrigeren, verfallenden Kunst auch nicht mehr entgehen. Das Museum enthält ferner Statuen von hohem Wert, Marmorarbeiten der größten alten und neueren Bildhauer, die im Hof des Kasinos Aufstellung fanden. Dank dem hier herrschenden Klima ohne Regen und Nebel können Gruppen, Statuen und Büsten der Witterung ganz gefahrlos ausgesetzt bleiben. Daß all diese Wunder viele Besucher fänden, daß die Nabobs von Milliard *City* ausgesprochenen Geschmack für die Werke der Kunst bewiesen, daß bei ihnen künstlerischer Sinn besonders entwickelt wäre, möchten wir nicht gerade behaupten. Zu bemerken wäre höchstens, daß die Steuerbordhälfte mehr Liebhaber zählt als die Backbordhälfte. Alle sind dagegen völlig einig, wenn es um die Erwerbung eines Meisterstücks geht, und dann sind ihre unvergleichlichen Gebote stets imstande, solche jedem Herzog von Aumale, jedem Chauchard der Alten und der Neuen Welt zu entwinden.

Am meisten besucht sind im Kasino die Lesezimmer mit den Revuen, den europäischen und den amerikanischen Zeitungen, die die Dampfer von Standard Island, die den regelmäßigen Dienst zwischen diesem und der Madeleinebai versehen, immer herschaffen. Wenn sie durchblättert, gelesen und wieder gelesen sind, kommen sie in die Regale der Bibliothek, wo mehrere tausend Bücher stehen, die ein mit 25.000 Dollar besoldeter Bibliothekar in Ordnung hält, und er ist vielleicht der Beamte der Insel, der am wenigsten zu tun hat. Die Bibliothek enthält auch eine Anzahl phonographischer Bücher; damit erspart man sich die Mühe des Lesens, man drückt nur auf einen Knopf und hört sofort die Stimme eines vortrefflichen Vortragenden, so als ob Legouvé etwa Racines ›Phädra‹ laut vorläse.

Was »örtliche« Zeitungen angeht, so werden diese in den Ateliers des Kasinos unter der Aufsicht zweier Chefredakteure gesetzt und gedruckt. Die eine ist der ›Starboard Chronicle‹ für die Steuerbordstadt, die andere, der ›New Herald‹, für die Backbordstadt. Die Chronik beider Blätter bringt verschiedene Nachrichten, berichtet über die Ankunft der Paketboote, über Vorkommnisse auf dem Meer und Begegnungen mit Schiffen, ferner Handelsnachrichten für die Kaufleute, die täglichen Bestimmungen der Länge und Breite, die Entscheidungen der Notabelnversammlung, die Verordnungen des Gouverneurs und die Vorkommnisse auf dem Standesamt: Geburten, Eheschließungen, Todesfälle – von letzteren nur sehr wenige. Diebstähle oder gar Mordtaten kommen nicht vor, die Gerichte haben nur mit Zivilangelegenheiten, höchstens mit Streitigkeiten unter einzelnen zu tun. Artikel über 100-jährige sieht man nie, weil die Erreichung eines so langen Lebens hier kein Privileg einzelner ist.

Was die ausländische Politik angeht, hält man sich durch die Mitteilungen von der Madeleinebai auf dem laufenden, wo die in den Tiefen des Stillen Ozeans versenkten Kabel Landanschluß haben. Die Milliardeseer sind auf diese Weise über alles informiert, was auf der ganzen Welt vorgeht, wenn das nur irgend von größerem Interesse ist. Wir bemerken hierbei auch, daß der ›Starboard Chronicle‹ und der ›New Herald‹ sich gegenseitig nicht mit rauhen

Händen anfassen. Bisher haben sie sich wenigstens gut vertragen, obwohl niemand dafür stehen kann, daß sich das nicht einmal ändern könnte. Bei großer Toleranz und weitgehender Nachsichtigkeit auf religiösem Gebiet, bestehen Protestantismus und Katholizismus auf Standard Island friedlich nebeneinander. In Zukunft, wenn sich vielleicht die häßliche Politik mit einmischt, wenn Geschäftsinteressen die oder jene mehr aufreizen, wenn bei irgendwelchen Fragen die Eigenliebe wachgerufen wird . . . wer weiß?

Außer diesen beiden Tagesblättern gibt es noch Wochen- und Monatsblätter, die Artikel aus fremden Zeitungen wiedergeben, wie die der Nachfolger eines Sarcey, Charmes, Fournel, Deschamps, Fouquier, France und anderer Kritiker von hohem Ansehen. Dazu erscheinen illustrierte Magazine, ohne ein Dutzend anderer Blätter zu rechnen, die, für einzelne Kreise bestimmt oder des Abends auf den Straßen ausgebaut, die gewöhnlichen kleinen Nachrichten bringen. Sie haben keinen andern Zweck, als einen Augenblick zur Unterhaltung zu dienen, den Geist und . . . sogar den Magen anzuregen. Ja, einzelne sind wirklich mit Schokoladentinte auf eine Art Kuchenteig gedruckt. Hat man sie gelesen, so verzehrt man sie als erstes Frühstück, dabei wirken die einen mehr stärkend, die andern etwas schwächend, und dem Körper geht es dabei sehr gut. Das Quartett hält diese Erfindung für ebenso bequem wie praktisch.

»Da gibt es ja leichtverdauliche Lektüre!« bemerkte Yvernes.

»Und eine nahrhafte Literatur!« antwortete Pinchinat.

»Kuchenbäckerei und Literatur vermischt, das stellt sich der hygienischen Musik recht passend an die Seite!«

Jetzt drängt sich die Frage auf, über welche Hilfsquellen die Schraubeninsel gebietet, um ihre Einwohnerschaft in einem Luxus zu erhalten, mit dem sich keine Stadt der beiden Welten zu messen vermag. Ihre Einkünfte müssen sich auf eine kaum glaubliche Summe belaufen, wenn man bedenkt, wie viel hier auf jeden Teil der öffentlichen Verwaltung und auf die Bezahlung auch der niedrigsten Beamten verwendet wird.

Die Künstler erkundigten sich hierüber beim Oberintendanten.

»Eigentliche Geschäfte«, erklärte dieser, »betreibt man hier nicht. Wir haben keinen Board of Trade, keine Börse, keine Industrie, und Handel nur insoweit, wie ihn die Bedürfnisse der Insel unentbehrlich machen. So werden wir den Fremden auch nie etwas Ähnliches wie die Weltausstellung von Chikago 1893 oder die Pariser Ausstellung von 1900 zu bieten haben. Nein, die mächtige Religion des Business existiert bei uns nicht, und wir stoßen nie den Ruf ›Go ahead‹ aus, außer wenn unser Juwel des Stillen Ozeans sich auf den Weg machen soll. Geschäften also im eigentlichen Sinn verdanken wir die nötigen Hilfsmittel zur Unterhaltung Standard Islands nicht, sondern den Zollgebühren. Die Zolleinnahmen allein decken alle Ansprüche unseres Budgets . . . «

»Und das beträgt?« fragte Frascolin.

»20 Millionen Dollar, meine werten Herren!«

»100 Millionen Franc«, ruft die zweite Geige, »und das für eine Stadt von 10.000 Seelen!«

»Ganz recht, lieber Frascolin, eine Summe, die uns die Zollgebühren liefern. Städtische Eingangsabgaben haben wir nicht, da die örtliche Produktion zu unbedeutend ist. Nein, nichts als die Zölle, die in den beiden Häfen erhoben werden. Das erklärt Ihnen auch den hohen Preis aller Konsumartikel – und doch bedeutet das nur eine verhältnismäßige Teuerung, denn die Preise, so wie sie sind, entsprechen bequem den Mitteln, über die hier jedermann verfügt.«

So redet sich Calistus Munbar wiederum warm, lobt seine Stadt und seine Insel . . . gleich einem Stück eines höheren Planeten, das, ein schwimmendes Paradies, mitten in den Stillen Ozean gefallen ist, worauf sich alle Weisen geflüchtet haben, und wenn das wahre Glück nicht hier wohnt, so trifft man es überhaupt nirgends. Es klingt, als ob er sagen wollte:

»Immer herein, meine Damen und Herren! Wollen Sie sich mit Billetten versehen! Alles schon stark besetzt. Wer wünscht noch ein Billet? . . . usw.«

In der Tat, Platz gibt es nur sehr wenig und die Billetts sind teuer! Pah, der Intendant wirft mit Millionen herum, die in dieser Stadt der Milliarden eben die Münzeinheit bilden.

Im Laufe dieser Tirade, bei der die Sätze wie ein Wasserfall hervorsprudeln und durch Handbewegungen mit wahrhaft semaphorischem Eifer begleitet werden, erfährt das Quartett nun Näheres über die verschiedenen Zweige der Verwaltung, zuerst über die Schulen mit freiem, aber obligatorischem Unterricht, der erteilt wird von Lehrern, die wie Ministern bezahlt werden. Hier lernt man tote und lebende Sprachen, Geschichte und Geographie, Physik und Mathematik, sowie gesellige Künste, und zwar besser als an sonst einer Universität oder Akademie der Alten Welt, wenn man Calistus Munbar glauben darf. In Wahrheit drängen sich die Zöglinge nicht besonders zu den öffentlichen Unterrichtsstunden, und wenn die jetzige Generation noch etwas Färbung von den Studien an den Colleges der Vereinigten Staaten erkennen läßt, so wird doch die nächste höchstwahrscheinlich mehr Renten als Gelehrsamkeit aufzuweisen haben. Das ist ein wunder Punkt, doch wahrscheinlich können menschliche Wesen nur verlieren, wenn sie sich von der übrigen Menschheit absondern.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht einzelne dann und wann nach anderen Ländern und nach den Weltstädten Europas reisten. Gewiß wird ein kleinerer Teil gelegentlich von Neugierde getrieben, zu sehen, was die Erde sonst zu bieten hat. Sie ermüden aber und langweilen sich dabei, es fehlt ihnen die gleichmäßige Existenz, die sie von Standard Island her gewöhnt sind; sie leiden unter der Wärme wie unter der Kälte und holen sich den Schnupfen, der in *Milliard City* unbekannt ist. So kehren sie voller Ungeduld bald auf ihre Insel zurück, ohne von ihren Reisen irgendeinen Vorteil gehabt zu haben. Sie gingen als Gepäckstücke fort, kamen als solche wieder, und fügen wir hinzu: sie werden auch nur Gepäckstücke bleiben.

Was Fremdlinge anbelangt, die der Ruf von Standard Island, dieses neunten Weltwunders – seit der Eiffelturm, wie die Leute sagen, das achte darstellt – hierherlocken könnte, so meinte Calistus Munbar, daß diese niemals besonders zahlreich sein werden. Man legt hier auch keinen großen Wert darauf, obwohl man daraus noch eine neue Einnahmequelle hätte machen können. Im vergangenen Jahr waren die meisten Besucher amerikanischer

Herkunft. Von anderen Nationen sah man fast niemanden, außer einigen Engländern, die man allemal an ihren aufgestreiften Hosen erkennt, die sie in dieser Weise unter dem Vorwand tragen, daß es in London regne. Großbritannien sieht übrigens die Schöpfung von Standard Island mit scheelen Augen an, da es seiner Ansicht nach die freie Schiffsbewegung stört, und es würde sich freuen, wenn sie wieder verschwände. – Deutsche finden nur einen lauen Empfang, da sie, wenn sie hier erst festen Fuß faßten, aus Milliard City sicherlich bald ein zweites Chikago machen würden. Franzosen werden von der Gesellschaft mit der meisten Sympathie aufgenommen, da man von ihnen nichts fürchtet, doch weiß das Quartett nicht, ob bisher schon ein Franzose auf Standard Island erschienen ist.

»Das ist nicht wahrscheinlich«, meint Pinchinat.

»Wir sind dazu nicht reich genug«, fügt Frascolin hinzu.

»Um als Rentner hier zu leben, das ist möglich«, antwortete der Oberintendant, »dagegen als Beamter, Lehrer . . . «

»Nun, wohnt denn ein Landsmann von uns in Milliard City?« fragte Yvernes.

»Ja, einer.«

»Und wer ist dieser Glückliche?«

»Herr Athanase Dorémus.«

»Was macht denn dieser Athanase Dorémus hier?« ruft Pinchinat.

»Er ist Tanz- und Anstandslehrer und bezieht von der Stadt ein recht beträchtliches Gehalt, ohne seine Privatstunden zu erwähnen . . . «

»Die nur ein Franzose zu geben imstande ist!« erklärt der Bratschist.

Das Quartett ist nun umfassend über die Verhältnisse auf Standard Island informiert. Die vier Freunde können sich daher ganz dem Reiz der Fahrt hingeben, die sie nach dem Westen des Stillen Ozeans entführt. Ginge die Sonne nicht heute an diesem und morgen an jenem Punkt der Insel auf, je nach der Richtung, in der sie auf Anordnung von Kommodore Simcoe weitergleitet, so könnten Sebastian Zorn und seine Kameraden sich auf festem Land zu

befinden glauben. Im Laufe der nächsten 14 Tage wurde es wohl zweimal sehr stürmisch, denn das kommt auch auf dem Stillen Ozean trotz seines Namens vor. Die Wogen schlugen donnernd an den metallenen Rumpf und schäumten dann wie an einem Ufer hinauf – Standard Island erzitterte aber nicht einmal bei diesem Aufruhr der Elemente. Ihre Wut ist ohnmächtig gegen sie. Der Menscheng Geist hat die Natur besiegt.

14 Tage später, am 11. Juni, findet die erste Kammermusikführung statt, die auf Plakaten mit elektrischen Buchstaben längs der großen Avenue angekündigt wurde. Selbstverständlich sind die Musiker vorher dem Gouverneur und den ersten Personen der Stadt vorgestellt worden. Cyrus Bikerstaff hat sie sehr herzlich empfangen. Die Journale haben an die Erfolge des Konzert-Quartetts bei dessen Reisen durch die Vereinigten Staaten erinnert und den Oberintendanten warm beglückwünscht, daß es ihm gelungen sei, sich der Künstler, wenn auch auf etwas seltsame Weise, zu versichern. Welche Freude, diese Herren, wenn sie die Meisterstücke aller Zeiten vortragen, nicht nur hören, sondern auch sehen zu können! Welcher Genuß für die Kenner!

Wenn die vier Pariser für das Kasino in Milliard *City* gegen eine fabelhafte Gage angestellt sind, dann darf man nicht glauben, daß deren Konzerte dem Publikum etwa unentgeltlich dargeboten wurden. Weit gefehlt. Die Behörde hofft damit große Einnahmen zu erzielen, genau wie die amerikanischen Impresarios, deren Sängerinnen oft einen Dollar für den Takt oder gar für jede Note kosten. Hier bezahlt man schon von jeher für die theatronischen und phonographischen Konzerte im Kasino und wird an diesem Tag noch weit mehr zahlen. Die Plätze haben alle denselben Preis: 200 Dollar (oder 1.000 Franc) pro Sitz, und Calistus Munbar schmeichelt sich, den Saal ganz gefüllt zu sehen.

Er hat sich nicht getäuscht, alle Plätze sind vergriffen. Der reizende Saal des Kasinos enthält freilich nur hundert, und wenn man diese etwa versteigert hätte, so läßt sich gar nicht sagen, wie hoch die Einnahme wohl gestiegen wäre. Dergleichen war auf Standard Island aber nicht üblich. Für alles, was einen Kaufwert

hat, wird der Preis vorher bestimmt, sonst könnte es bei den ungeheuren hier vertretenen Vermögen leicht zu unmäßigen Preissteigerungen kommen, was man möglichst zu vermeiden wünschte. Immerhin sei die Bemerkung eingeflochten, daß, wenn die reichen Steuerbordbewohner aus Liebe zur Kunst ins Konzert gehen, die reichen Backbordbewohner es ihnen nur aus gesellschaftlicher Rücksicht gleichtun.

Als Sebastian Zorn, Pinchinat, Yvernes und Frascalin vor die Zuschauer und Zuhörer aus New York, Chikago, Philadelphia und Baltimore traten, war es ihrerseits keine Übertreibung, wenn sie sagten: Da steht ein Publikum, das Millionen wert ist. Heute abend ist ein solcher Ausspruch hinter der Wahrheit weit zurückgeblieben. Man bedenke nur: Da saßen in der ersten Reihe der Fauteuils Jem Tankerdon, Nat Coverley und deren Familien; auf den anderen Plätzen eine Menge Kunstfreunde, die, wenn sie auch unter der Milliarde blieben, doch einen »schweren Sack« voll besaßen, wie Pinchinat treffend bemerkte.

»Nun vorwärts!« sagte der Quartett Dirigent, als die Stunde gekommen war, sich auf der Estrade zu zeigen.

Und damit gehen sie, kaum mehr, ja nicht einmal so erregt, als wenn sie vor einem Pariser Publikum hätten auftreten sollen, das zwar weniger Geld in der Tasche, doch gewiß mehr Kunstsinn gehabt hätte.

Hatten Sebastian Zorn, Yvernes, Frascalin und Pinchinat auch noch keinen Unterricht bei ihrem Landsmann Dorémus genommen, so war ihr Auftreten doch nicht minder korrekt. Sie erschienen dabei in weißer Krawatte zu 25 Franc, perlgrauen Handschuhen zu 50 Franc, Oberhemd zu 70 Franc, Stiefeln zu 180 Franc, Weste zu 200 Franc, in schwarzen Beinkleidern zu 500 und in schwarzem Frack zu 1.500 Franc, natürlich auf Kosten der Stadtverwaltung. Man empfängt sie mit Beifallsrufen, mit lautem Händeklatschen auf Seiten der Steuerbordbewohner und etwas diskreter auf Seiten der Backbordbewohner – das ist so Sache des Temperaments.

Das Programm des Konzerts enthält vier Nummern, wozu ihnen die durch den Oberintendanten reich ausgestattete Bibliothek des Kasinos die Noten geliefert hat, nämlich:

1. Quartett in E-moll, Op. 12, von Mendelssohn.
2. Quartett in F-dur, Op. 16, von Haydn.
10. Quartett in E-moll, Op. 74, von Beethoven.
5. Quartett in A-dur, Op. 10, von Mozart.

Die Solisten übertrafen sich selbst in diesem mit Milliarden vollgepfropften Saal an Bord einer schwimmenden Insel und über einer Wasserfläche, deren Tiefe an dieser Stelle des Großen Ozeans über 5.000 Meter erreichte. Sie erzielten einen großen und wohlverdienten Erfolg, besonders von seiten der Dilettanten der Steuerbordhälfte. An diesem denkwürdigen Abend hätte man den Oberintendanten sehen müssen: er jauchzt vor Vergnügen. Es sieht aus, als spielte er selbst auf zwei Geigen, einer Bratsche und einem Violoncell. Welch glückliches Debüt für die Vertreter der herrlichen Kammermusik – und für deren Impresario!

Doch nicht allein der Saal ist gänzlich gefüllt, auch vor dem Kasino wogt noch eine gewaltige Menschenmenge. Sehr, sehr viele haben sich beim besten Willen kein Plätzchen mehr verschaffen können, und außerdem mochte doch der hohe Preis auch noch manche abgeschreckt haben. Diese »Zaubillettinhaber« hören die Musik nur von fern, so als ob sie aus dem Kasten des Phonographen oder aus dem Schalltrichter des Telefons erklänge; ihre Beifallsbezeugungen sind deshalb aber nicht weniger lebhaft.

Noch betäubender werden sie jedoch, als sich Sebastian Zorn, Yvernes, Pinchinat und Frascolin nach Beendigung des Konzerts auf der Terrasse des linken Pavillons zeigen. Die 1. Avenue ist von glänzenden Lichtstrahlen übergossen. Die elektrischen Monde werfen einen Glanz hinab, um den die bleiche Selenie sie beneiden könnte.

Dem Kasino gegenüber, auf dem Trottoir und etwas seitwärts erregen zwei Leute die Aufmerksamkeit Yvernes. Da steht ein Mann mit einer Frau am Arm. Der etwas unter mittelgroße Mann

mit feinen, doch ernsten, fast traurigen Gesichtszügen mag etwa 50 Jahre zählen. Die etwas jüngere, große, stolz erscheinende Frau zeigt unter einem Hut bereits weiß gewordenes Haar.

Betroffen über ihre reservierte Haltung, macht Yvernes Calistus Munbar auf das Paar aufmerksam.

»Wer sind diese Leutchen?« fragt er.

»Diese Leute ...?« antwortete der Oberintendant, um dessen Lippen ein verächtliches Lächeln spielt. »O, das sind überspannte Musiknarren.«

»Warum haben sie sich denn keinen Platz im Kasino gesichert?«

»Wahrscheinlich, weil er ihnen zu teuer gewesen ist.«

»Ihr Vermögen ist also klein?«

»Sie haben kaum 200.000 Franc Rente.«

»Pah!« machte Pinchinat. »Und wer sind denn die armen Teufel?«

»Der König und die Königin von Malecarlien.«

## 8. KAPITEL

### *Unterwegs*

Nachdem sie diesen außergewöhnlichen schwimmenden Apparat geschaffen hatte, mußte die Standard Island Company auch noch für eine doppelte Verwaltung, eine für maritime und eine andere für städtische Angelegenheiten, Sorge tragen.

Die erste hat als Direktor oder vielmehr als Kapitän, wie wir wissen, den Kommodore Ethel Simcoe von der Flotte der Vereinigten Staaten. Ein Mann von 50 Jahren und erfahrener Seemann, kennt er gründlich alle Teile des Stillen Ozeans, seine Stürme und Klippen, wie seine unterseeischen Korallenbauten. Er ist also wie dazu geschaffen, die Schraubeninsel und mit ihr die reichen Existenzen, für die er vor Gott und der Company die Verantwortung hat, mit sicherer Hand zu führen.

Der andere Teil der Verwaltung, der der städtischen und zivilen Angelegenheiten, liegt in den Händen eines Gouverneurs. Cyrus Bikerstaff ist ein Yankee aus Maine, einem der föderierten Staaten, die sich während des Sezessionskriegs am wenigsten an dem

brudermörderischen Kampf beteiligten. Mit Cyrus Bikerstaff hatte man also eine glückliche Wahl getroffen, da er als Bindeglied zwischen den beiden Stadthälften am meisten geeignet war.

Der Gouverneur, der fast 60 Jahre zählt, ist unbeweibt. Er ist ein etwas kalter Mann mit der nötigen ›self control‹, unter phlegmatischem Äußeren doch sehr energisch, in seiner reservierten Haltung sehr englisch, dabei hat er das Benehmen eines Gentlemen und die Diskretion eines Diplomaten, die in all seinen Worten und Taten hervortritt. In jedem andern Land als auf Standard Island würde er eine sehr herausragende und deshalb hochgeschätzte Rolle spielen. Hier ist er nichts anderes, als der erste Beamte der Gesellschaft. Übrigens ist er, obgleich sein Gehalt die Zivilliste manches kleinen europäischen Herrschers übertrifft, nicht reich und kann in folgedessen neben den Nabobs von Milliard City nicht hervortreten.

Cyrus Bikerstaff ist nicht nur Gouverneur, sondern auch Bürgermeister der Hauptstadt. Als solcher residiert er im Rathaus am Ende der 1. Avenue, gegenüber dem Observatorium, wo Kommodore Ethel Simcoe seine Amtswohnung hat. Hier befinden sich seine Büros für die Standesamtssachen, für die Geburten, die zahlreich genug sind, um die Zukunft der Insel sicherzustellen; für die Sterbefälle – die Toten werden zum Friedhof der Madeleinebai überführt – und für die Eheschließungen, die nach dem Kodex von Standard Island vor der kirchlichen Einsegnung erst zivilrechtlich geschlossen werden müssen. Hier werden auch die andern Verwaltungsangelegenheiten erledigt, und niemals ist über die Amtsführung eine Klage laut geworden. Das macht dem Bürgermeister und seinen Beamten alle Ehre. Als ihm Sebastian Zorn, Pinchinat, Yvernes und Frascalin durch den Oberintendanten vorgestellt wurden, nahmen sie davon einen recht günstigen Eindruck mit hinweg, den Eindruck, den die Individualität eines guten und gerechten Mannes, eines praktischen Geistes, der weder zu Vorurteilen, noch zu Schimären neigt, immer hervorzubringen pflegt.

»Meine Herren«, redete er sie an, »wir schätzen es als ein Glück, Sie hier zu haben. Vielleicht ist unser Oberintendant nicht ganz korrekt mit Ihnen vorgegangen, ich hoffe aber, daß Sie ihm das

verzeihen werden. Übrigens sollen Sie sich über uns in keiner Weise zu beklagen haben. Wir erwarten von Ihnen nur zwei Konzerte monatlich und gewähren Ihnen völlige Freiheit, etwaige private Einladungen anzunehmen. Wir begrüßen in Ihnen Künstler von höchstem Wert und werden niemals vergessen, daß Sie die ersten Musiker waren, die wir zu empfangen die Ehre hatten.«

Das Quartett ist über diese Aufnahme ganz entzückt und gibt auch gegenüber Calistus Munbar seiner Befriedigung Ausdruck.

»Ach ja, er ist ein recht liebenswürdiger Mann, unser Cyrus Bikerstaff«, antwortet der Oberintendant mit leichtem Achselzucken. »Es ist nur bedauerlich, daß er nicht 1 oder 2 Milliarden besitzt . . . «

»Freilich, niemand ist vollkommen hienieden!« bemerkt Pinchinat.

Der Gouverneur-Bürgermeister von Milliard City hat zwei Adjunkte, die ihn bei der sehr einfachen Verwaltung der Schraubeninsel unterstützen. Unter diesen steht noch eine kleine Anzahl gebührend honorierter Beamter, die den einzelnen Bereichen vorstehen. Ein Stadtratskollegium gibt es nicht. Wozu auch? An dessen Stelle fungiert eine Notabelversammlung von etwa dreißig Personen, die durch Intelligenz und Vermögen dazu am besten qualifiziert erscheinen. Bei vorliegenden wichtigen Angelegenheiten tritt diese Versammlung zusammen, zum Beispiel wenn es sich um die Reiseroute handelt, die im Interesse der allgemeinen Hygiene eingehalten werden soll. Wie sich unsere Pariser überzeugen konnten, gab es da zwar Meinungsverschiedenheiten und zuweilen Schwierigkeiten zu überwinden. Bisher vermochte Cyrus Bikerstaff aber durch seine kluge Intervention stets die einander entgegenstehenden Interessen zu vereinen und die Eigenliebe seiner Mitbürger zu besiegen.

Natürlich ist einer der beiden Adjunkten Protestant, Barthelémy Ruge, der andere Katholik, Hubley Harcourt, beide aus den oberen Beamten der Standard Island Company hervorgegangen und beide stehen Cyrus Bikerstaff mit gleichem Eifer zur Seite.

So liegen seit 18 Monaten, in der Fülle ihrer Unabhängigkeit, ohne alle diplomatischen Beziehungen, frei auf der weiten Fläche des Stillen Ozeans, unbehelligt nach allen Seiten und unter selbstgewähltem Himmel, die Verhältnisse der künstlichen Insel, auf der das Quartett ein ganzes Jahr verweilen soll. Mag es dabei auch manchem Abenteuer entgegengehen, mag ihm die Zukunft die oder jene Überraschung bereiten, keiner davon malt sie sich aus oder fürchtet sich davor, was der Violoncellist auch sagen möge, denn alles spielt sich hier in bestgeregelter Ordnung ab. Und doch sollte man meinen, daß der Menscheng Geist mit der Erschaffung dieses Wohnsitzes, den er dem ungeheuren Ozean anvertraute, die ihm vom Schöpfer gezogenen Grenzen überschritten hätte.

Die Fahrt geht nach Westen weiter. An jedem Tag wird zur Zeit des Meridiandurchgangs der Sonne von den unter dem Befehl von Kommodore Ethel Simcoe stehenden Offizieren des Observatoriums das Besteck gemacht. Ein vierfaches Zifferblatt an den Seiten des Rathausturms zeigt nach geographischer Länge und Breite genau die augenblickliche Lage der Insel an, und diese Angabe wird nach den Hotels, den öffentlichen Gebäuden und nach den Privatwohnungen telegrafisch ebenso übermittelt wie die richtige Tageszeit, die sich beim Fortschreiten nach Westen natürlich jeden Tag ändert. Die Milliardeseer können also jeden Augenblick wissen, welchen Punkt Standard Island auf ihrer Fahrt eben einnimmt.

Abgesehen von dieser unmerklichen Fortbewegung über den Ozean, unterscheidet sich Milliard *City* in keiner Weise von den Großstädten der Alten und der Neuen Welt. Das öffentliche und private Leben geht in genau derselben Weise vor sich. Eigentlich wenig beschäftigt, benützen unsere Künstler ihre erste Muße zur Besichtigung all dessen, was dieses wunderbare Juwel des Stillen Ozeans enthält. Die Tramwagen befördern sie nach jedem Punkt der Küste. Die beiden Elektrizitätswerke erregen ihre höchste Bewunderung durch ihre so übersichtliche Einrichtung, die Leistungsgröße ihrer auf eine zweifache Reihe von Propellern wirkenden Maschinen, sowie durch die erstaunliche Disziplin ihres Personals, dem in dem einen der Ingenieur Watson, in dem andern

der Ingenieur Somwah vorsteht. In regelmäßigen Zwischenräumen laufen im Back- oder Steuerbordhafen von Standard Island – je nachdem ihre Lage den Zugang nach dem einen oder dem andern erleichtert – die im Dienst der Insel stehenden Dampfer ein.

Wenn der hartköpfige Sebastian Zorn sich weigert, all diese Wunder anzuerkennen, wenn Frascolin seinen Gefühlen weniger lauten Ausdruck verleiht, so lebt dafür der enthusiastische Yvernes in voller Wonne. Seiner Meinung nach wird das 20. Jahrhundert nicht verstreichen, ohne daß die Meere von weiteren schwimmenden Inseln belebt werden. Das wäre dann der Höhepunkt des Fortschritts und des Komforts der Zukunft. Welch herrliches Bild, dann diese bewegliche Insel ihre Schwestern in Ozeanien besuchen zu sehen! Pinchinat fühlt sich in der goldstrotzenden Umgebung hier ganz berauscht, wenn er nur von Millionen wie zu Hause von ein paar ärmlichen Louisdor reden hört. Banknoten wandern unausgesetzt von Hand zu Hand. Gewöhnlich führt man 2- oder 3.000 Dollar in der Tasche mit sich, und mehr als einmal spöttelt der Bratschist gegenüber Frascolin mit den Worten:

»Was? ... Du hast nicht einmal 50.000 Franc bei dir?«

Mit der Zeit hatte das Konzert-Quartett, das überall gute Aufnahme fand, auch einige Bekanntschaften angeknüpft. Wer hätte sich auf die Empfehlung Calistus Munbars hin auch geweigert, den Künstlern in freundlichster Weise entgegenzukommen?

In erster Linie haben sie ihrem Landsmann Athanase Dorémus, dem Tanz- und Anstandslehrer, einen Besuch abgestattet.

Dieser brave Mann haust in der Steuerbordstadt in einer bescheidenen Wohnung der 25. Avenue, die nur 3.000 Dollar Miete kostet. Als Aufwärterin hat er, für 100 Dollar monatlich, eine alte Negerin. Er ist entzückt, mit Franzosen, und zwar mit solchen, die Frankreich Ehre machen, in nähere Verbindung zu treten.

Ein Greis von reichlich 70 Jahren, ist er etwas hager und eher klein, hat aber noch lebhaft Augen und volle Zähne, sowie üppiges Haar, das, wie der Bart, ganz weiß ist. Er geht ziemlich geziert, mit einer gewissen rhythmischen Kadenz, hält den Oberkörper ein wenig nach vorn, die Arme gerundet und die tadellos beschuhten

FüÙe stets etwas auswärts. Unsere Künstler hören ihn gern plaudern, und er tut das nicht weniger gern, denn seine Grazie wird nur von seiner SchwatzhafÙigkeit erreicht.

»Wie glücklich bin ich, meine lieben Landsleute, wie glücklich bin ich« – das wiederholt er bei dem ersten Besuch zwanzigmal – »wie glücklich bin ich, Sie zu sehen! Welch herrlicher Gedanke von Ihnen, sich auf unserer Insel niederzulassen! Sie werden das nicht bereuen, denn jetzt, nachdem ich mich hier eingewöhnt habe, begreife ich gar nicht mehr, wie es möglich ist, auf andere Weise zu leben!«

»Und wie lange sind Sie schon hier, Herr Dorémus?« fragt Yvernes.

»Seit 18 Monaten«, antwortet der Tanzlehrer, der die FüÙe in die zweite Position bringt. »Ich war mit bei der Gründung Standard Islands. Aufgrund ausgezeichneter Empfehlungen, die mir von New Orleans aus zu Gebote standen, nahm Mr. Cyrus Bikerstaff, unser verehrter Gouverneur, meine Dienste ohne Zögern an. Von jenem gesegneten Tag an hat das Honorar, das mir für die Leitung einer höheren Tanzakademie bewilligt wurde, mir erlaubt, hier ... «

». . . als Millionär zu leben!« vollendet Pinchinat den Satz.

»O, was hierzulande nur ein Millionär ist ... «

»Ja, ja ... weiß schon ... lieber Landsmann! Doch nach dem, was wir vom Oberintendanten gehört haben, scheint Ihre Adakademie nicht viel besucht zu werden.«

»Ich habe freilich nur Zöglinge aus der Stadt, meist recht junge Leute. Die jungen Amerikaner glauben, schon mit der ihnen notwendigen Portion Grazie geboren zu sein. Viele junge Leute ziehen es auch vor, im geheimen Unterricht zu nehmen, und so bringe ich ihnen denn privat die schönen französischen Umgangsformen bei!«

Er lächelt bei seinen Worten, ziert sich wie eine alte Kokette und übertrifft sich selbst in graziösen Stellungen.

Athanase Dorémus, ein Picarde von Santerre, hat Frankreich in früher Jugend verlassen, um sich in den Vereinigten Staaten,

in New Orleans anzusiedeln. Hier, unter der ursprünglich französischen Bevölkerung Louisianas, hat es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, seine Talente zu verwerten. In die vornehmsten Familien eingeführt, erzielte er recht schöne Erfolge und konnte sogar einiges Vermögen ansammeln, das ihm freilich eines schönen Tages durch einen amerikanischen Börsenkrach geraubt wurde. Das war zu der Zeit, als die Standard Island Company sich auftat, ihre Prospekte verschickte und sich durch zahlreiche Annoncen an alle steinreichen Leute wandte, denen Eisenbahnen, Petroleumquellen oder der Handel mit lebenden oder gepökelten Schweinen unermeßliche Schätze in den Schoß geworfen hatten. Da kam Athanase Dorémus der Gedanke, sich dem Gouverneur der neuen Stadt als Tanzlehrer für deren Einwohner anzubieten. Zum Glück in der aus New Orleans stammenden Familie Coverley eingeführt und dank der Empfehlung ihres Hauptes, der unter den Steuerbordstädtern von *Milliard City* zu den ersten Notabeln zählen sollte, wurde er angenommen, und so kam es, daß sich ein Franzose, sogar ein Picarde, unter den Angestellten Standard Islands befand. Wohl erteilte er seine Stunden mehr im eigenen Privatzimmer, und die Spiegelwände im Saal des Kasinos warfen nur das Bild des Lehrers allein zurück, doch das war ohne Bedeutung, da sich sein Honorar deshalb nicht verringerte.

Eigentlich ist es ein braver Mann, wenn auch etwas lächerlich, überspannt und von sich eingenommen, denn er ist überzeugt, neben der Erbschaft eines Vestris oder Saint Leon auch die Traditionen eines Brummel und eines Lord Seymour zu besitzen. Für das Quartett ist er überdies ein Landsmann, eine Eigenschaft, die einige tausend Meilen weit von Frankreich allemal einen gewissen Wert hat.

Die vier Pariser müssen ihm ihre letzten Abenteuer berichten, ihm erzählen, unter welchen Umständen sie nach der Schraubeninsel gekommen sind, wie Calistus Munbar sie zu sich »an Bord« – das ist der richtige Ausdruck – geschleppt und wie das »Fahrzeug« einige Stunden nach ihrer Einschiffung die Anker gelichtet hat.

»Das wundert mich von unserem Oberintendanten gar nicht«, erklärt der alte Tanzmeister, »solche Streiche liebt er und hat noch

ganz andere ausgeführt. Es ist ein richtiger Abkömmling Barnums und er wird die Company noch in Verlegenheit bringen . . . so ein Herr *sans-gene*, der recht gut etwas Anstandsunterricht gebrauchen könnte . . . einer jener Yankees, die sich in einen Polsterstuhl hinlegeln und die Beine ans Fensterbrett stemmen. Er ist nicht eigentlich bössartig, aber meint sich doch alles erlauben zu können. Übrigens, meine lieben Landsleute, denken Sie ja nicht daran, ihm eins auszuwischen, denn abgesehen von Ihrem Ärger, das Konzert in San Diego verpaßt zu haben, werden Sie sich wegen Ihres Aufenthalts in Milliard City nur zu beglückwünschen haben. Man wird hier auf Sie Rücksichten nehmen, die Sie gewiß zu schätzen verstehen . . . «

»Besonders am Ende jedes Vierteljahrs!« fällt Frascalín ein, den die Wichtigkeit seiner Funktion als Kassierer der kleinen Truppe immer mehr einleuchtet.

Auf die ihm vorgelegte Frage über die Rivalität der beiden Stadthälften, bestätigt Athanase Dorémus vollständig, was Calistus Munbar darüber gesagt hat. Seiner Ansicht nach bildet sie einen dunklen Punkt am Horizont und droht sogar mit einem späteren Sturm. Zwischen den Steuer- und den Backbordbewohnern kann es wohl einmal zu Streitigkeiten kommen. Die Familien Tankerdon und Coverley zeigen gegeneinander eine immer zunehmende Eifersucht, und das könnte zu einem Aufeinanderplatzen führen, wenn sie nicht durch irgend etwas auf freundlicheren Fuß kommen . . .

»Nun, wenn dabei die Insel nicht zerplatzt, braucht es uns ja nicht zu beunruhigen . . .«, bemerkt Pinchinat.

»Wenigstens, solange wir darauf eingeschifft sind«, fügt der Violoncellist hinzu.

»O, die ist fest und dauerhaft, liebe Landsleute!« versichert Athanase Dorémus. »Seit den 18 Monaten, die sie auf dem Meer schwimmt, ist ihr noch nie ein nennenswerter Unfall zugestoßen. Nur ganz unbedeutende Reparaturen, weswegen sie nicht einmal die Madeleinebai anzulaufen brauchte, machten sich gelegentlich nötig. Vergessen Sie nicht, daß sie aus Stahlplatten besteht!«

Das sagt ja alles, und wenn Stahlplatten nicht die beste Sicherheit auf Erden bieten, auf welches Metall soll man sich dann verlassen? Der Stahl ist ja ursprünglich Eisen, und unsere ganze Erdkugel ist ja schließlich weiter nichts, als eine ungeheure Kohlen-Eisen-Verbindung. Standard Island aber bildet eine Erde im kleinen.

Pinchinat fragt nun weiter, was der Tanzlehrer wohl von Gouverneur Cyrus Bikerstaff hält.

»Ist der auch aus Stahl?«

»Ja, Herr Pinchinat«, antwortet Athanase Dorémus. »Ausgerüstet mit großer Energie, ist er ein höchst gewandter Verwaltungschef. Leider genügt es in *Milliard City* nicht, aus Stahl . . . «

»Nein, man muß hier aus Gold sein«, wirft Yvernes dazwischen.

»Ganz richtig, sonst . . . zählt man hier nicht!«

Es ist in der Tat so. Trotz seiner hohen Stellung gilt Cyrus Bikerstaff doch nur als Beamter der Company. Er führt den Vorsitz in verschiedenen städtischen Ämtern, ist beauftragt, die Zollsgebühren einzunehmen, die öffentliche Wohlfahrt zu überwachen, die Straßen säubern und die Anpflanzungen pflegen zu lassen, Klageschriften und dergleichen entgegenzunehmen – mit einem Wort, der Gefahr zu trotzen, sich den größten Teil der Einwohner zu Feinden zu machen – sonst aber weiter nichts. Auf Standard Island muß man »zählen«, und der Tanzlehrer hat gesagt, daß Cyrus Bikerstaff nicht »mitzählt«.

Seine Stellung verpflichtet ihn übrigens, als Vermittler zwischen den beiden Parteien aufzutreten, eine versöhnliche Haltung zu bewahren und nichts zu tun, was vielleicht der einen angenehm, der andern aber unangenehm wäre. Eine nicht leicht durchführbare Politik.

Schon beginnen Ideen aufzutauchen, die zu einem Konflikt zwischen beiden Hälften führen könnten. Wenn die Steuerbordstädter sich auf Standard Island nur in der Absicht niederließen, hier ihren Reichtum in Ruhe zu genießen, so fangen die Backbordstädter schon wieder an, an Geschäftsunternehmungen zu denken. Sie möchten die Insel in ein riesiges Handelsschiff verwandelt sehen, das mächtige Frachten zu den Niederlassungen

von Ozeanien beförderte; sie fragen, warum jede Industrie aus Standard Island verbannt bleibt ... kurz, obwohl sie noch nicht ganz 2 Jahre hier weilen, verfallen diese Yankees, mit Tankerdon an der Spitze, schon wieder in ihre Geschäftsmanie. Beschränken sie sich auch jetzt noch auf bloße Worte, so fühlt sich Gouverneur Cyrus Bikerstaff doch etwas beunruhigt, wenn er auch die Hoffnung trägt, eine Verschlimmerung der Sachlage verhindern und jeder tieferen Störung einer Anlage vorbeugen zu können, die ganz ausschließlich für die Ruhe ihrer Bewohner geschaffen worden war.

Bei der Verabschiedung von Athanase Dorémus verspricht das Quartett, seinen Besuch zu wiederholen. Gewöhnlich begibt sich der Tanzlehrer des Nachmittags nach dem Kasino, wo er sich aber zurückzieht. Um nicht der Nachlässigkeit geziehen zu werden, wartet er da und richtet vor den unbenutzten Spiegeln des Saals alles für zu erteilenden Unterricht ein.

Inzwischen gleitet die Schraubeninsel immer weiter nach Westen und ein wenig nach Südwest, um den Sandwich-Archipel anzulaufen. Unter den die heiße Zone begrenzenden Breitengraden herrscht schon eine recht hohe Temperatur. Die Milliardeneser würden sie ohne die Milderung durch die Seewinde nur schwer ertragen haben.

Zum Glück sind die Nächte kühl, und selbst in den Hundstagen behalten die Bäume und Rasenplätze infolge der Erfrischung mit künstlichem Regen ihr anmutiges Grün. Jeden Mittag wird die von dem Zifferblatt am Rathaus abzulesende Ortsbestimmung nach den verschiedenen Stadtvierteln telegraphiert. Am 17. Juni befindet sich Standard Island unter 155 Grad westlicher Länge und 27 Grad nördlicher Breite und nähert sich somit dem Wendekreis.

»Man möchte sagen, daß das Tagesgestirn die Insel im Schlepptau hat«, deklamiert Yvernes, »oder, wenn ihr wollt, eleganter, daß sie als Gespann die Rosse des göttlichen Apollo benutzt!«

Eine ebenso richtige wie poetische Bemerkung, die Sebastian Zorn mit Achselzucken hinnimmt. Es paßte ihm eben nicht, den wider Willen Geschleppten zu spielen.

»Und dann«, wiederholt er immer wieder, »werden wir ja sehen, wie die Geschichte endet!«

Nur selten versäumt das Quartett einen täglichen Spaziergang im Park, zu der Stunde, wo dort die meisten Leute spazierengehen. Zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen gibt sich hier alles, was zu den Notabeln *Milliard Citys* zählt, ein Stelldichein. Die Welt Damen zeigen dabei ihre dritte tägliche Toilette, die vom Kopf bis zu den Füßen von gleicher Farbe und meist aus der gerade dieses Jahr modernen indischen Seide hergestellt ist. Oft tragen sie auch künstliche Seide aus Zellulose, die sehr glänzend schillert, oder sogar künstliche Baumwolle, die aus den Fasern der Tanne und der Lärche gewonnen wird.

»Paßt auf«, ruft deshalb Pinchinat, »ihr werdet es noch erleben, daß man Gewebe aus Efeuholz für treue Seelen und aus Trauerweide für trostlose Witwen herstellen wird!«

Keinesfalls würden die reichen Milliarddeserinnen aber diesen Stoffen ihre Gunst schenken, wenn sie nicht aus Paris kämen, und ebensowenig diesen Toiletten, wenn sie nicht den Stempel des Schneiderkönigs der Hauptstadt trügen, jenes Mannes, der das Axiom aufgestellt hat: »Die Frau ist weiter nichts als eine Frage der Form!«

Zuweilen bewegen sich auch der König und die Königin von Malecarlien durch die summende Menschenmenge. Das seiner Souveränität beraubte Paar flößt unseren Künstlern eine aufrichtige Teilnahme ein. Welche Gedanken bestürmen sie beim Anblick des Arm in Arm dahinwandelnden hohen Paares! . . . Sie sind gegenüber vielen ihrer Mitbürger nur arm zu nennen, sie verleugnen aber einen gewissen Stolz, eine angeborene Würde niemals und ähneln ein wenig Philosophen, die sich über die Vorurteile der Welt erhaben fühlen. Imgrunde fühlen sich die Amerikaner von Standard Island doch geschmeichelt, einen König zum Mitbürger zu haben, und begegnen ihm mit all seiner früheren Würde zukommenden Ehrerbietung. Auch das Quartett grüßt respektvoll Ihre Majestäten, wenn es ihnen in den Avenuen der Stadt oder

in den Alleen des Parks begegnet. Der König und die Königin zeigen sich dankbar empfänglich für diese echt französische Ehrenbezeugung. Eigentlich aber zählen Ihre Majestäten ebensowenig wie Cyrus Bikerstaff . . . vielleicht gar noch etwas weniger.

Wahrlich, Reisende, die sich vor dem Meer fürchten, sollten diese Art der Fortbewegung auf einer schwimmenden Insel wählen. Da hätten sie keine Seekrankheit zu gewärtigen und würden von keinem Sturm belästigt. Mit seinen 10 Millionen Dampf-PS an den Seiten kann so ein Standard Island von keiner Windstille zurückgehalten werden und ist mächtig genug, auch gegen widrige Winde aufzukommen. Wenn Zusammenstöße sonst eine Gefahr bedingen, so ist so etwas hier ganz ausgeschlossen. Desto schlimmer möchten sich jene gestalten für Schiffe, die mit vollem Dampf oder unter allen Segeln an diese Eisenküsten stoßen. Derartige Unfälle sind aber kaum zu befürchten wegen der Leuchtfeuer in beiden Häfen, wie am Bug und Heck, und wegen des elektrischen Lichts der Aluminiummonde, die die Atmosphäre in der Nacht erhellen. Von den Stürmen ist gar nicht zu reden; eine solche Insel ist in der Lage, ihnen Zügel anzulegen.

Wenn ihr Spaziergang Pinchinat und Frascalin aber bis zum Bug oder Heck der Insel, nach der Rammsporn- oder der Achterbatterie führt, erkennen sie beide, daß es hier an Vorgebirgen, Landspitzen, Buchten und an einem flachen Strand gänzlich fehlt. Die Küste besteht nur aus einem Aufbau von Stahlplatten, die durch Millionen von Nieten und Schrauben miteinander verbunden sind. Wie würde es ein Maler beklagen, keine alten, zerrissenen Felsen zu finden, an deren Fuß die steigende Flut mit dem Tang und den Algen spielt! Ja, die Schönheiten der Natur vermag man durch kein Wunderwerk der Industrie zu ersetzen. Trotz seiner Neigung zum Bewundern muß Yvernes das doch zugeben. Der Stempel des Weltenschöpfers ist es, an dem es dieser künstlichen Insel gebricht.

Am Abend des 25. Juni überschritt Standard Island den Wendekreis des Krebses an der Schwelle der Tropenzone im Stillen Ozean. Zu derselben Stunde gab das Quartett im Saal des Casinos

sein zweites Konzert. Wir bemerken hierzu, daß nach dem ersten großen Erfolg der Eintrittspreis erhöht worden war.

Trotzdem erwies sich der Saal als noch zu klein. Die Musikfreunde stritten sich um die Plätze. Offenbar muß gerade die Kammermusik der Gesundheit sehr zuträglich sein, und gewiß erlaubt sich niemand, ihre therapeutische Wirkung anzuzweifeln. Diesmal gab es – gemäß dem Rezept – lauter »Lösungen« von Mozart, Beethoven und Haydn.

Die Vortragenden ernteten stürmischen Applaus, und doch hätten ihnen Pariser Bravos gewiß mehr Genugtuung bereitet. Mangels derselben begnügen sich Yvernes, Pinchinat und Frascolin mit Milliardeneser Hurras, für die Sebastian Zorn noch immer eine stolze Verachtung empfindet.

»Was kann man denn mehr verlangen«, sagt Yvernes zu ihm, »wenn man den Wendekreis überschreitet?«

Und als sie das Kasino verlassen, wen bemerken sie da inmitten der armen Teufel, die keine 300 Dollar für einen Sitz im Saal anlegen konnten? . . . Den König und die Königin von Malecarlien, die bescheiden an der Haustür stehen.

## 9. KAPITEL

### *Die Gruppe der Sandwich-Inseln*

Diesen Teil des Stillen Ozeans durchzieht eine unterseeische Gebirgskette, die man von Westnordwest nach Ost-südost 900 Meilen weit verfolgen könnte, wenn sich die 4.000 Meter tiefen Abgründe, die sie von anderen ozeanischen Ländern trennen, einmal entleerten. Von dieser Kette ragen nur acht Gipfel empor: Nühau, Kaouaï, Oahu, Molokaï, Lanaï, Maui, Kaluhani und Hawaii. Diese acht ungleich großen Inseln bilden den Hawaiiischen Archipel oder die Gruppe der Sandwich-Inseln, und reichen über die Grenzen der Tropen nur mit dem Felsen- und Klippengewirr hinaus, das sich nach Westen hin fortsetzt.

Während sie Sebastian Zorn brummen und sich in einem Winkel zurückziehen lassen, da er gegen alle Natursehenswürdigkeiten gleichgültig ist, unterhalten sich Pinchinat, Yvernes und Frascolin über die Reise wie folgt:

»Wahrhaftig«, sagte der eine, »ich bin nicht böse darüber, die Sandwich-Inseln einmal zu besuchen. Da wir nun einmal über den Großen Ozean fahren, halte ich es wenigstens für richtig, davon möglichst viele Erinnerungen mit heimzunehmen.«

»Und ich füge hinzu«, meinte ein anderer, »daß wir dadurch einmal die Pawnies, Sioux und die übrigen gar zu zivilisierten Indianer des Far-West loswerden, und es mißfällt mir gar nicht, einmal mit leibhaftigen Wilden – mit Menschenfressern zusammenzutreffen.

»Die Hawaiianer sind das also noch immer?« fragte der dritte.

»Wir wollen es hoffen«, antwortete Pinchinat ernsthaft. »Es waren Ihre Großväter, die Kapitän Cook auffraßen, und wenn die Großväter einen so berühmten Seefahrer gekostet haben, ist wohl anzunehmen, daß die Enkel an Menschenfleisch auch noch Geschmack finden.«

Man wird zugeben, der Bratschist sprach sehr unrespektierlich von dem berühmten englischen Seemann, der diesen Archipel 1778 entdeckte.

Aus diesem Gespräch geht hervor, daß unsere Künstler durch die Zufälle bei ihrer Fahrt mit mehr waschechten Eingeborenen zusammenzutreffen hofften, als mit den Exemplaren, die im Jardin d'Acclimatisation zur Schau gestellt werden, und diese jedenfalls in ihrer Heimat sehen zu können erwarteten. Sie empfinden daher eine gewisse Ungeduld, dort anzukommen, und warten jeden Tag darauf, daß die Wachposten auf dem Observatorium die ersten Höhen der Hawaiischen Inseln melden.

Das geschieht am Morgen des 6. Juli. Sofort verbreitet sich diese Nachricht, und die Anzeigetafel des Kasinos zeigt die telautographische Inschrift:

»Standard Island in Sicht der Sandwich-Inseln.«

Freilich ist man noch 50 (See-)Meilen entfernt, doch die höchsten Bergspitzen der Gruppe, die der Insel Hawaii, die über 4.200 Meter emporsteigen, sind bei klarem Wetter schon aus dieser Entfernung sichtbar.

Von Nordosten kommend, steuert Kommodore Ethel Simcoe auf Oahu mit der Hauptstadt Honolulu zu, die gleichzeitig die

Hauptstadt des ganzen Archipels ist. Diese Insel ist die dritte der geographischen Breite nach; Nühau, ein großes Viehgehege, und Kaoua<sup>3</sup> liegen nordwestlich davon. Oahu ist nicht die größte der Sandwich-Inseln, da sie nur 1.680 Quadratkilometer mißt, während Hawaii sich fast über 17.000 ausdehnt. Die Gesamtfläche der übrigen Inseln beträgt nur 3.800 Quadratkilometer.

Natürlich haben die Pariser Künstler seit dem Tag der Abfahrt angenehme Verbindungen mit den oberen Beamten von Standard Island angeknüpft. Alle, der Gouverneur, Kommodore Simcoe, Oberst Stewart, wie die Oberingenieure Watson und Somwah haben sich beeilt, ihnen teilnahmsvoll entgegenzukommen. Bei ihren häufigen Besuchen des Observatoriums verweilen sie oft stundenlang auf dessen Plattform. Da erscheint es nicht auffällig, daß Yvernes und Pinchinat, die wißbegierigsten der Truppe, sich auch am heutigen Tag dort eingefunden hatten, und gegen 10 Uhr vormittags beförderte sie der Aufzug nach »dem Top des Mastbaums«, wie der Bratschist sich ausdrückte.

Kommodore Ethel Simcoe befand sich schon oben, und indem er den beiden Freunden sein Fernrohr lieh, machte er sie auf einen Punkt am südwestlichen Horizont zwischen den niedrigen Dünsten am Himmel aufmerksam.

»Das ist der Mauna Loa von Hawaii«, sagt er, »oder es ist der Mauna Kea, beide sehr schöne Vulkane, die die Insel 1852 und 1855 mit einem 700 Quadratkilometer großen Lavaström bedeckten und deren Krater 1880 noch 700 Millionen Kubikmeter Erupativstoffe auswarfen.

»Herrlich!« antwortet Yvernes. »Glauben Sie, Kommodore, daß wir das Glück haben werden, einem solchen Schauspiel beizuwohnen?«

»Das weiß ich nicht, Herr Yvernes«, antwortet Ethel Simcoe, »Vulkane sind nicht auf Bestellung tätig . . . «

»O, und dies eine Mal auch nicht?« fährt Pinchinat fort. »Wäre ich so reich wie die Herren Tankerdon oder Coverley, dann veranstaltete ich mir Eruptionen nach Belieben auf eigene Kosten . . . «

»Nun, wir wollen unser Heil versuchen«, erwidert der Kommodore lächelnd, »vielleicht machen sie das Unmögliche möglich, um Ihnen gefällig zu sein.«

Pinchinat erkundigt sich hierauf nach der Einwohnerzahl der Sandwich-Inseln. Der Kommodore erklärt ihm, daß die Bevölkerung, obwohl sie zu Anfang des Jahrhunderts 200.000 Seelen betrug, jetzt auf die Hälfte davon zurückgegangen sei.

»Schön, Herr Simcoe! Hunderttausend Wilde sind auch noch genug, und wenn sie tüchtige Kannibalen geblieben sind und den früheren Appetit behalten haben, dann verzehren sie alle Milliarden von Standard Island als Gabelfrühstück!«

Die Schraubeninsel besucht den Hawaii-Archipel heute nicht zum ersten Mal. Schon im vorigen Jahr ist sie, angelockt durch das heilsame milde Klima, in diese Gegend gekommen. Von Amerika begeben sich Kranke nicht so selten deshalb hierher, und es fehlt nur noch, daß auch europäische Ärzte ihren Patienten den Genuß der Luft des Großen Ozeans verordnen. Warum sollte das nicht geschehen? Honolulu liegt zur Zeit ja nur 25 Tagereisen von Paris, und wenn es darum geht, die Lungen mit einem Sauerstoff zu versorgen, den man nirgends anders atmen kann . . .

Am Vormittag des 9. Juli trifft Standard Island in Sicht der Inselgruppe ein. 5 Meilen nach Südwesten hin zeigt sich Oahu. Darüber ragen an der Ostseite der Diamond Head, ein alter Vulkan, der die Reede dahinter beherrscht, und noch ein anderer Berggipfel hervor, den die Engländer Bowl de Punch<sup>1</sup> genannt haben. Der Kommodore bemerkt dazu, daß John Bull, wenn diese riesige Terrene mit Gin oder Brandy gefüllt wäre, sie gewiß ohne Bedenken ausleeren würde.

Standard Island fährt zwischen Oahu und Moloka<sup>3</sup> hindurch, genau wie ein Schiff, das durch sein Steuerruder gelenkt wird, während man sich hier dazu der kombinierten Wirkung der Propeller an beiden Längsseiten der Insel bedient. Nach Umschiffung des Südostkaps von Oahu hält die Propellerinsel, mit Rücksicht auf ihren großen Tiefgang, schon 10 Kabellängen vom Ufer entfernt an. Wie man die Insel, um ihr die nötige Bewegungsfreiheit

---

<sup>1</sup>Die Punschbowle.

zu sichern, ziemlich weit vom Ufer entfernt hält, so geht diese auch nicht im strengen Sinn des Wortes »vor Anker«, was bei dem über 100 Meter tiefen Grund an sich unausführbar gewesen wäre, sondern man hält sie mittels ihrer nach Bedarf nach vor- oder rückwärts arbeitenden Maschinen während ihres Aufenthalts hier, unbeweglich wie die Sandwich-Inseln selbst, an einer Stelle fest.

Das Quartett betrachtet die Höhen, die sich seinen Blicken bieten. Von der Seeseite her bemerkt man nur Baumdickichte und Gruppen von Orangenbäumen neben anderen prächtigen Spezies aus der Flora der gemäßigten Zonen. Nach Westen hin zeigt sich durch eine schmale Öffnung der hohen Uferwand ein kleiner Binnensee, der Perlensee, eine Art sumpfiger, von Kratermündungen unterbrochener Ebene.

Oahu bietet einen reizenden Anblick, und die von Pinchinat so ersehnten Anthropophagen haben sich über den Schauplatz ihrer Tätigkeit wahrlich nicht zu beklagen. Huldigen sie noch immer ihren kannibalischen Instinkten, so bleibt dem Bratschisten gar nichts zu wünschen übrig.

Da ruft dieser plötzlich:

»Großer Gott, was seh ich da?«

»Nun, was denn!« fragt Frascolin.

»Da unten ... Kirchtürme ... «

»Ja freilich ... Türme ... und auch Fassaden von Palästen«, sagt Yvernes.

»Dort können sie doch unmöglich Kapitän Cook aufgefressen haben?«

»Wir liegen bestimmt gar nicht vor den Sandwich-Inseln«, meint Sebastian Zorn achselzuckend. »Der Kommodore hat sich in der Richtung geirrt ... «

»Ganz unzweifelhaft!« versichert Pinchinat.

Nein! Der Kommodore hat sich nicht geirrt. Das ist Oahu, und die Stadt, die mehrere Quadratkilometer einnimmt, ist Honolulu.

Ja, seit den Zeiten des großen englischen Seefahrers hat sich hier alles gewaltig verändert. Die Missionare überboten sich in

frommem Eifer. Methodisten, Anglikaner und Katholiken förderten das Werk der Zivilisation und triumphierten über das Heidentum der alten Kanaken. Dabei verschwindet die Ursprache des Landes mehr und mehr vor der angelsächsischen Zunge, und der Archipel beherbergt Amerikaner, Chinesen – die meisten im Dienst von Grundeigentümern, so daß schon eine Rasse von Halb-Chinesen, die der Hapa-Pake, entstanden ist – und Portugiesen infolge des Seeverkehrs zwischen den Sandwich-Inseln und Europa.

Eingeborene gibt es jedoch auch noch, wenigstens genug für unsere Künstler, obgleich sie durch die aus China herübergebrachte Lepra<sup>1</sup> stark dezimiert sind. Den Typus von Menschenfleischliebhabern repräsentieren sie allerdings nicht mehr.

»O du Lokalfärbung«, ruft die erste Geige, »welche Hand hat dich von der modernen Palette abgeschabt!«

Freilich, Zeit, Zivilisation und der Fortschritt, der ja ein Naturgesetz ist, haben diese Färbung fast ganz verwischt. Das zeigte sich zu jedermanns Leidwesen deutlich, als eines der elektrischen Boote von Standard Island an der langen Klippenreihe vorüberglitt und Sebastian Zorn nebst seinen Kameraden an Land brachte.

Zwischen zwei spitzwinklig zulaufenden Pfahldämmen liegt hier ein kleiner Hafen, der durch ein Amphitheater von Bergen gegen gefährliche Winde geschützt ist. Seit 1794 haben sich die Klippen, die die Meereswogen vor ihm brechen, um einen Meter gehoben, doch hat er genug Wasser, um Schiffen von 18 bis 20 Fuß Tiefgang das Anlegen an den Kais zu erlauben.

»Enttäuschung! . . . Enttäuschung!« murmelt Pinchinat. »Es ist wirklich beklagenswert, daß man auf der Reise um so viele Illusionen ärmer wird!«

»Und man also besser tut, hübsch zu Hause zu bleiben!« meint der Violoncellist achselzuckend.

»Nein!« ruft der immer enthusiastische Yvernes, »welches Bild kann sich mit dem unserer stählernen Insel vergleichen, wenn sie, wie jetzt, den ozeanischen Archipelen einen Besuch abstattet?«

Wenn sich aber der sittliche Charakter der Sandwichianer zum Kummer unserer Künstler so bedauerlich verändert hat, so ist das

---

<sup>1</sup>Aussatz.

wenigstens mit dem Klima nicht der Fall. Es gehört noch immer zu den heilsamsten in dieser Gegend des Großen Ozeans, obwohl die Inselgruppe in einem Meeresteil liegt, der als das »Meer der Wärme« bezeichnet wird. Steigt das Thermometer bei Nordwind auch ziemlich hoch und entfesselt der Südwind zuweilen die heftigen, hier »Kouas« genannten Stürme, so übersteigt die mittlere Temperatur Honolulu doch kaum 21 Grad Celsius. Darüber darf man sich an der Grenze der Tropenzone gewiß nicht beklagen. Die Einwohner tun das auch nicht, und wie gesagt, suchen viele kranke Amerikaner den Archipel zu ihrer Wiedergenesung auf.

Je mehr das Quartett jedoch in die Geheimnisse dieses Archipels eindringt, desto mehr schwinden auch seine Illusionen. Die guten Leute behaupten, mystifiziert worden zu sein, wo sie sich doch nur selbst anklagen sollten, sich dieser Mystifikation ausgesetzt zu haben.

»Das ist wieder der Calistus Munbar, der uns in die Tinte geritten hat!« behauptet Pinchinat in Erinnerung an die Aussage des Oberintendanten, wonach die Sandwich-Inseln die letzte Zufluchtsstätte wildlebender Eingeborener im Großen Ozean seien.

»Was wollen Sie denn, liebe Freunde?« antwortet er augenzwinkernd auf ihre bitteren Vorwürfe. »Das alles hat sich seit meinem letzten Hiersein so sehr verändert, daß ich gar nichts wiedererkenne!«

»Possenreißer!« erwidert Pinchinat und klopf ihm scherzend auf den wohlgepflegten Leib.

Immerhin darf man es als bestimmt annehmen, daß sich alle hier wahrnehmbaren Veränderungen mit verblüffender Schnelligkeit vollzogen haben. Bis vor kurzem erfreuten sich die Sandwich-Inseln einer 1837 gegründeten konstitutionellen Monarchie mit zwei Kammern, einer Art von Herren- und Abgeordnetenhaus. Die erste Kammer wurde nur durch die Bodeneigentümer, die zweite durch alle des Lesens und Schreibens kundigen Bürger gewählt. Jede Kammer bestand aus 24 Mitgliedern, die aber gemeinsam vor dem aus vier Staatsräten bestehenden königlichen Ministerium beratschlagten.

»Hier gab es also gar einen König«, sagte Yvernes, »einen konstitutionellen König, statt eines Affen mit Federschmuck, dem alle Fremden ihre untertänigen Ehrenbezeugungen erwiesen.«

»Ich bin überzeugt«, fügte Pinchinat hinzu, »daß diese Majestät nicht einmal Ringe durch die Nase hatte . . . und daß sie sich von den geschicktesten Dentisten der Welt sogar falsche Zähne einsetzen ließ.«

»Ach, diese traurige Zivilisation!« jammerte die erste Violine. »Die früheren Kanaken brauchten kein künstliches Gebiß, wenn sie ihre Kriegsgefangenen schmunzelnd verzehrten!«

Der freundliche Leser verzeihe unserm Fantasten diese Betrachtung der Dinge. Es hat in Honolulu ja einen König gegeben, oder wenigstens eine Königin, Liliuokalani, die jetzt entthront ist und die gegenüber einer Thronprätendentin, der Prinzessin Kaiulani, für die Rechte ihres Sohns, des Prinzen Adey, entschlossen eintrat.

Kurz, lange Zeit herrschte in dem Archipel eine revolutionäre Bewegung, genau wie in manchen Staaten Amerikas und Europas, denen er also auch in dieser Beziehung ähnelt. An eine wirksame Intervention der hawaiischen Armee und an eine Zeit toller Pronunziamentos war deshalb nicht wohl zu denken, denn diese »Armee« bestand nur aus 250 Konskribierten neben ebenso vielen Freiwilligen, und 500 Mann richten nicht viel aus, wenigstens nicht inmitten des Großen Ozeans.

Dagegen waren die Engländer da, die die Vorgänge überwachten. Die Prinzessin Kaiulani erfreute sich, wie es scheint, der Sympathie Großbritanniens. Andererseits zeigte sich Japan bereit, die Schutzherrschaft über die Inseln zu übernehmen, und es hatte auch Parteigänger unter den Kulis, die auf den Pflanzungen in großer Anzahl beschäftigt sind . . .

Nun, und die Amerikaner, wird man fragen. Eine solche Frage bezüglich einer damals ganz naheliegenden Intervention richtete Frascolin auch an Calistus Munbar.

»Die Amerikaner?« antwortet der Oberintendant. »O, sie haben kein Verlangen nach Protektoraten. Wenn sie auf den Sandwich-Inseln für ihre Dampfer der Pazifiklinien eine Flottenstation haben, so werden sie nicht mehr wollen.«

Dennoch hatte der König Kamehameha 1875 bei Gelegenheit eines Besuchs des Präsidenten Grant in Washington den Archipel unter den Schutz der Vereinigten Staaten gestellt. Als Cleveland 17 Jahre später aber den Entschluß faßte, die Königin Liliuokalani wieder einzusetzen, nachdem auf den Sandwich-Inseln ein republikanisches Regiment unter der Präsidentschaft Sanford Doles eingeführt war, da regnete es aus beiden Ländern die heftigsten Proteste.

Nichts vermag eben zu ändern, was im Schicksalsbuch der Völker einmal geschrieben steht, ob diese Völker nun alten oder neuen Ursprungs sind, und der Hawaiische Archipel bildet deshalb seit dem 4. Juli 1894 eine Republik unter der Präsidentschaft Doles und seiner Nachfolger.

Der Aufenthalt Standard Islands hier ist auf 10 Tage bemessen. Viele seiner Bewohner benutzen das, um Honolulu und dessen Umgebung zu besuchen. Die Familien Coverley und Tankerdon, die ersten Notabeln von *Milliard City*, begeben sich jeden Tag im Boot nach dessen Hafen. Andererseits kennt, obwohl die Schraubeninsel schon vorher einmal hier lag, die Bewunderung der Einwohner von Hawaii keine Grenzen, und sie stürmen in hellen Haufen herbei, dieses Wunderwerk zu besichtigen. Cyrus Bikerstaffs Polizei, die bezüglich der Zulassung Fremder immer streng ist, hält darauf, daß die Gäste zur festgesetzten Stunde wieder heimkehren. Bei einem derartigen Sicherheitsdienst dürfte es jedem Unberufenen schwerfallen, ohne besondere, nicht leicht erhältliche Genehmigung auf dem Juwel des Stillen Ozeans länger zu verweilen. Übrigens herrschen auf beiden Seiten gute Beziehungen, obwohl man jeden offiziellen Empfang zwischen den Inseln vermeidet.

Das Quartett unternimmt einige recht interessante Ausflüge. Die Eingeborenen gefallen unseren Parisern. Ihr Typus ist deutlich ausgesprochen, ihr Teint bräunlich, ihr Gesichtsausdruck gleichzeitig sanft und etwas stolz, und obgleich die Leute jetzt in einer Republik leben, sehnen sie sich doch vielleicht nach ihrer ehemaligen wilden Unabhängigkeit zurück.

»Die Luft unseres Landes ist frei«, lautet dort ein Sprichwort; sie selbst sind es nicht mehr.

Nach der Unterwerfung des Archipels durch Kamehahema und während der 1837 errichteten konstitutionellen Monarchie wurde jede zugehörige Insel durch einen eigenen Gouverneur regiert. Jetzt, unter der Republik, sind die Inseln noch in Haupt- und Nebenbezirke eingeteilt.

»Ach«, ruft Pinchinat, »da fehlen ja nur noch die Präfekten, Unterpräfekten und die Präfekturbeisitzer nebst der Konstitution des Jahres VIII!«

»Mich verlangt es, von hier wegzukommen!« knurrt Sebastian Zorn.

Das wäre unrecht gewesen, ohne vorher die landschaftliche Schönheit Oahus bewundert zu haben. Diese ist überraschend, wenn auch ohne reiche Flora. Das Küstengebiet zeitigt Kokospalmen und andere Arten, Brotbäume, Aleuriten, die zur Ölgewinnung dienen, ferner Rizinus-, Stechapfel- und Indigopflanzen. In den von den Bergwässern durchzogenen und von einem üppigen, Menervia genannten Strauch erfüllten Tälern bilden sich viele Gesträuche zu richtigen Bäumen aus, wie Chenopodien, Halapepen und riesige Asparagineen. Die bis auf 2.000 Meter hinaufreichende Waldzone wird von verschiedenen Holzarten, von hohen Myrtazeen, kolossalen Rumexarten und von Lianen gebildet, die sich wie ein Gewirr von Schlangen durch das Astwerk hinziehen. Was die Bodenerzeugnisse angeht, die die Hauptausfuhr bilden, so bestehen diese aus Reis, Kokosnüssen und Zuckerrohr. Zwischen den Inseln herrscht ein lebhafter Schiffsverkehr, da alle Produkte nach Honolulu geschafft werden, um von hier aus, meist nach Amerika, zur Ausfuhr zu gelangen.

Auch die Fauna zeigt wenig Verschiedenheit. Wenn die Kanaken in intelligenteren Rassen unterzugehen drohen, so erleiden doch die Tierarten keine Veränderung. Es finden sich davon nur Schweine, Ziegen und Hühner als Haustiere, wilde Tiere gar nicht, höchstens einige Paare Wildschweine; Moskitos, deren man sich nur mit Mühe erwehren kann, zahlreiche Skorpione und viele Arten ungefährlicher Eidechsen; ferner Vögel, die niemals singen,

wie der Oo, die *Drepanis pacifica* mit schwarzem Gefieder und geschmückt mit den gelben Federn, aus denen der berühmte Mantel Kamehamehas hergestellt war, an dem neun Generationen von Eingeborenen gearbeitet hatten.

Der Anteil des Menschen an diesem Archipel besteht darin, ihn, und zwar nach amerikanischem Muster, zivilisiert zu haben, nämlich durch gelehrte Gesellschaften, obligatorische Lehranstalten, die bei der 1878er Ausstellung einen Preis erhielten, durch reiche Bibliotheken und eine in englischer und kanakischer Sprache erscheinende Journalistik. Unsere Pariser konnten darüber nicht staunen, denn die Notabeln des Archipels sind in der Mehrzahl Amerikaner, und ihre Sprache ist hier ebenso eingeführt wie ihre Münzsorten. Diese Notabeln ziehen mit Vorliebe nur Chinesen aus dem Himmlischen Reich in ihre Dienste, entgegen dem Verfahren in Westamerika, wo man sich dieser Geißel mit dem bezeichnenden Namen der »Gelben Pest« zu erwehren bemüht.

Natürlich gleiten seit dem Eintreffen Standard Islands vor der Hauptstadt von Oahu zahlreiche Boote mit Neugierigen um sie herum. Bei so herrlichem Wetter und stiller See gibt es gar nichts Schöneres als eine Fahrt von etwa 20 Kilometern eine Kabellänge von dieser vernieteten und verholzten »Küste« hin, auf der die Zollbeamten eine so strenge Überwachung ausüben.

Unter jenen Booten hätte man auch ein leichtes Fahrzeug bemerken können, das jeden Tag im Gewässer der Schraubeninsel umhersegelt. Es ist eine Art malaiischer Ketsch mit zwei Masten, eckigem Achterschiff und einer Besatzung von zehn Mann unter dem Befehl eines Kapitäns von sehr energischem Aussehen. Der Gouverneur schenkt der Sache aber keine Beachtung, obgleich diese Hartnäckigkeit verdächtig erscheinen konnte. Jene Leute hören nämlich nicht auf, die Insel in ihrem ganzen Umfang zu besichtigen, segeln von dem einen Hafen zum andern und suchen die Anordnung des Ufers auszukundschaften. Doch wenn sie auch Schlimmes im Schilde führten, konnte die Besatzung von zehn Mann gegen eine Bevölkerung von 10.000 Menschen doch nichts ausrichten. Niemand kümmert sich also um das Verhalten der Ketsch, ob diese nun am Tag hin- und hersegelt oder die Nacht

über auf dem Meer bleibt. Auch beim Marineamt von Honolulu wird wegen dieser Sache nicht rückgefragt.

Am Morgen des 10. Juli verläßt Standard Island die Insel Oahu, macht zuerst eine Schwenkung und gleitet dann nach Südwesten hin, um zu den anderen hawaiischen Inseln zu gelangen. Dabei kommt ihr die von Osten nach Westen verlaufende Äquatorialströmung zustatten, deren Richtung der der Meeresströmung im Norden des Archipels genau entgegengesetzt ist.

Zur Freude derjenigen seiner Bewohner, die sich an das Backbordufer begeben haben, steuert Standard Island zwischen den Inseln Moloka<sup>3</sup> und Kaoua<sup>3</sup> hindurch. Über der letzteren, einer der kleinsten der Gruppe, erhebt sich ein Vulkan bis 1.800 Meter, der Nirhau, der eben etwas rauchigen Dampf ausstößt. Das Ufer an seinem Fuß besteht aus Korallengebilden mit einer Dünenkette dahinter. Von jenen tönt das Echo fast mit metallischem Klang zurück, wenn der Wogenschwall der Brandung daran schlägt.

Bei Einbruch der Nacht befindet sich die Schraubeninsel noch immer in dem engen Kanal, hat aber unter der kundigen Führung von Kommodore Simcoe nichts zu befürchten. Zu der Stunde, wo die Sonne hinter den Höhen von Lana<sup>3</sup> unterging, hätten die Wachen die Ketsch nicht sehen können, die gleich nach der Abfahrt Standard Islands den Hafen verlassen hatte und sich immer in ihrer Nähe zu halten suchte. Doch es kümmerte sich, wie gesagt, sowieso niemand um das unscheinbare malaiische Fahrzeug.

Bei Tagesanbruch erschien die Ketsch nur noch wie ein weißer Punkt am Horizont.

Im Laufe dieses Tages steuert man zwischen Kaluhani und Maui weiter. Die letztere, mit Lahaina als Hauptstadt und einem von Walfängern vielbesuchten Hafen, ist ihrem Umfang nach die zweite des Archipels. Fast 3.000 Meter hoch steigt darauf der Haleahala, das Haus der Sonne, in die Lüfte empor.

Die beiden nächsten Tage fährt man längs der Küsten der großen Insel Hawaii hin, deren Berge, wie erwähnt, die höchsten der ganzen Inselgruppe sind. In der Bucht von Kealakeacua war es, wo Kapitän Cook, den die Eingeborenen erst wie einen Gott empfangen hatten, 1779 ermordet wurde, ein Jahr nach seiner

Entdeckung dieses Archipels, dem er zu Ehren des berühmten britischen Ministers den Namen Sandwich gegeben hatte. Hilo, der auf der Ostseite gelegene Hauptort, wird nicht sichtbar, dagegen zeigt sich Kailu, das an der Westküste liegt. Die Insel Hawaii besitzt 57 Kilometer Eisenbahnen, die meist nur zum Warentransport dienen, und das Quartett kann den weißen Dampf ihrer Lokomotiven sehen.

»Das fehlte gerade noch!« ruft Yvernes.

Am nächsten Tag hat das Juwel des Stillen Ozeans diese Gegenden hinter sich gelassen, während die Ketsch die Spitze von Hawaii umschiffte, über die der Mauna-Loa, der Große Berg, 4.000 Meter emporragt.

»Betrogen«, wettet Pinchinat, »betrogen sind wir und bestohlen!«

»Ja freilich«, stimmt ihm Yvernes bei, »wir hätten 100 Jahre früher kommen sollen. Dann befänden wir uns aber nicht auf dieser wundervollen Schraubeninsel.«

»Einerlei! Weit schlimmer, daß wir hier Eingeborene in Jacketts mit umgeschlagenem Kragen gefunden haben, statt der Wilden im Federschmuck, die uns dieser Schlingel von Munbar versprochen hatte! Nein, ich gebe der Zeit von Kapitän Cook den Vorzug!«

»Und wenn die Kannibalen dich nun auch aufgezehrt hätten, Freund Bratschist?« bemerkte Frascolin.

»O, da bliebe mir doch der Trost, in meinem Leben ... einmal um meiner selbst willen geliebt worden zu sein!«

## 10. KAPITEL

### *Die Passage der Linie*

Vom 23. Juni ab wendet sich die Sonne wieder der südlichen Halbkugel zu, und damit ist die Zeit gekommen, die Gegend zu verlassen, wo es nun bald stürmische und rauhe Witterung geben wird. Mit der Bewegung des Tagesgestirns nach der Äquinoktiallinie hin, empfiehlt es sich, ihm möglichst zu folgen. Jenseits davon herrscht ein angenehmes Klima, und trotz ihrer Namen, Oktober, November, Dezember, Januar und Februar, bringen diese Monate

dort gerade die warme Jahreszeit. Die Strecke, die die Hawaii-Inseln von den Marquisen trennt, beträgt 3.000 Kilometer. Standard Island muß diese Entfernung bald durchmessen und nimmt deshalb die größtmögliche Geschwindigkeit an.

In diesem Teil des Meeres liegt das eigentliche Polynesien. Bei einer Fläche von 5 Millionen Quadratkilometern finden sich hier fünf Gruppen, die aus 120 Inseln und Eilanden bestehen. Es sind das die Gipfel unterseeischer Berge, deren Kette sich von Nordwest nach Südost bis zu den Marquisen und zur Insel Pitcairn hinzieht, wobei sie mehrere, fast parallele Verzweigungen ausschickt.

Wenn man sich vorstellt, daß dieses weite Becken sich plötzlich entleerte, wenn der von Kleophas befreite hinkende Teufel diese Wassermassen ebenso abheben würde, wie die Hausdächer in Madrid, da würde sich den Blicken eine wunderbare Landschaft zeigen. Keine Schweiz, kein Norwegen, kein Tibet könnte sich an Größe mit ihr messen. Von diesen unterseeischen Bergen, von denen die meisten vulkanischer Natur sind, bestehen einige andere – madreporischen Ursprungs – aus einer kalkigen oder hornartigen Masse, die einst in konzentrischen Schichten abgesondert wurden von Polypen, den so einfach organisierten Strahlentieren, denen eine ungeheuere Produktionskraft innewohnt. Die jüngsten dieser Inseln haben nur auf ihrem Gipfel eine leichte Pflanzendecke; die andern, bei denen die Vegetation von oben bis unten reicht, sind die älteren, wenn sie auch korallischen Ursprungs sind. Unter den Fluten des Großen Ozeans verbirgt sich also ein ganzes Gebirgssystem. Standard Island gleitet über dessen Gipfel hinweg etwa wie ein Ballon zwischen den Spitzen der Alpen oder des Himalaya – nur wird sie nicht von der Luft, sondern vom Wasser getragen.

Doch wie es in der Atmosphäre breite Strömungen gibt, so kennt man solche auch auf der Oberfläche dieses Ozeans. Die große Strömung geht von Osten nach Westen, während mehr in der Tiefe zu der Zeit, wenn die Sonne nach dem Wendekreis des Krebses geht, zwei Gegenströmungen beobachtet werden. An den Küsten von Tahiti hat man auch vier Arten von Flut, die nicht

überall gleichzeitig eintreten und deshalb die Ebbe fast unmerkbar machen. Das Klima der einzelnen Archipele ist sehr verschieden. Die bergigen Inseln halten die Wolken auf, die ihren Regen auf sie ergießen; die niedrigeren sind mehr trocken, weil alle Dämpfe von den herrschenden Winden aufgelöst und weggetrieben werden.

Wie zu erwarten, besaß die Bibliothek des Kasinos eine reiche, sogar vollständige Sammlung von Karten über den Stillen Ozean, die Frascolin, der ernsthafteste der Truppe, häufig studiert. Yvernes zieht es vor, auf alle Zwischenfälle der Fahrt zu achten, die künstliche Insel zu bewundern und dergleichen, er hat aber offenbar wenig Neigung, sein Gehirn mit geographischen Kenntnissen zu beschweren. Pinchinat nimmt alles von der heiteren oder fantastischen Seite. Sebastian Zorn kümmert sich ganz und gar nicht um die Fahrt, weil er an ihr sehr gegen seinen Willen teilnimmt.

Frascolin ist also der einzige, der sich eingehend über Polynisien informiert, dessen Hauptinselgruppe, die niedrigen Inseln, die Marquisen, die Pomotou- und die Gesellschafts-Inseln, die Inseln Cooks, die Tonga- und Samoa-, sowie die Austral-Inseln, die Wallis- und Fanning-Inseln studierte, ohne von den einzeln liegenden Nine, Tokolau, Phönix, Manahiki, der Oster-Insel und von Sala y Gomez und anderen zu reden. Er erfährt dabei, daß die Herrschaft in den meisten dieser Archipele, selbst in denen, die unter Protektorat stehen, in den Händen mächtiger Häuptlinge liegt, deren Einfluß niemals bestritten worden ist, und daß die armen Klassen den reichen vollständig unterworfen sind. Er lernt, daß außer der, allerdings am meisten verbreiteten, katholischen Religion, die Eingeborenen auch noch dem Brahmanismus, dem Islam und dem Protestantismus huldigen. Er lernt dabei, daß die Sprache der Eingeborenen, die ein sehr einfaches Alphabet haben, da es nur aus dreizehn bis siebzehn Lautzeichen besteht, schon jetzt mit dem Englischen stark vermischt ist und später ganz in diesem aufzugehen droht. Ebenso, daß die Bevölkerung Polynisiens unleugbar im Abnehmen ist, was gewiß bedauerlich erscheint, da der Typus der Kanaken – das Wort bedeutet »Mann« – wirklich

schön zu nennen ist. Polynesien verliert an ethnographischem Interesse sicher ganz ungemein durch das wachsende Übergewicht der fremden Rassen. Über all das erhält er Aufklärung, besonders durch häufige Gespräche mit Kommodore Ethel Simcoe, und wenn ihn seine Kameraden über etwas ähnliches fragen, so ist er nie um eine Antwort verlegen. Pinchinat nennt ihn darum schon gar nicht mehr anders als den »Larousse der Tropenzonen«.

Derart sind also die Inselgruppen, zwischen denen Standard Island ihre reiche Einwohnerschaft spazierenführt. Sie verdient wirklich den Namen der glücklichen Insel, denn alles, was das leibliche und, soweit es möglich ist, das geistige Glück sichern kann, ist hier vorgesehen, und darum erscheint es um so bedauerlicher, daß diese Sachlage durch Rivalitäten, Eifersüchteleien und dergleichen gestört zu werden droht, durch Meinungsverschiedenheiten, die Milliard *City* in zwei Lager ebenso trennt, wie es in zwei Stadthälften geteilt ist. Für unsere Künstler, die hieran ja unbeteiligt sind, verspricht der Streit wenigstens recht interessant zu werden.

Jem Tankerdon ist durch und durch Yankee. Er hat ein großes Gesicht mit rötlichem Bart, kurzes Haar und trotz seiner 60 Jahre noch sehr lebhaft Augen. Von hohem Wuchs, hat er einen mächtigen Torso und kräftige Gliedmaßen. Er ähnelt ein wenig den Trappern in den Prärien, obwohl er, was die Fallen angeht, niemals andere aufgestellt hat als die, durch die er die Millionen von Schweinen in seine Speicher von Chikago eintrieb. Er ist ferner etwas heftig von Charakter, obschon man erwarten sollte, daß die Stellung, die er hier einnahm, ihn hätte etwas abschleifen sollen; leider fehlte es ihm aber an der ersten Erziehung. Darum liebt er es auch, mit seinem Reichtum zu glänzen, und hat, wie man zu sagen pflegt, »eine klingende Tasche«. Dennoch scheint sie ihm immer noch nicht voll genug zu sein, denn er denkt mit einer Anzahl anderer Bewohner seiner Bordseite daran, die früheren Geschäfte wieder aufzunehmen.

Mrs. Tankerdon ist eine Amerikanerin wie alle, eine gute, ihrem Mann sehr ergebene Frau, eine vortreffliche Mutter, voll Liebe zu ihren Kindern und, wie es scheint, bestimmt, eine zahlreiche

Nachkommenschaft zu haben. Hat man 2 Milliarden unter seinen direkten Nachkommen zu verteilen, dann kann man davon schon ein Dutzend haben, sie werden ja trotzdem noch anständig versorgt sein.

Von dieser ganzen Gesellschaft zog nur der älteste Sohn die Aufmerksamkeit unserer Künstler auf sich, und gerade dieser sollte in unserer Geschichte noch eine gewisse Rolle spielen. Walter Tankerdon, eine elegante Erscheinung mit mäßigen Anlagen, doch mit gewinnendem Auftreten und hübschen Gesichtszügen, hatte mehr von Mrs. Tankerdon als von dem Familienoberhaupt an sich. Ausreichend unterrichtet, denn er hat Europa und Amerika durchstreift, reist er noch jetzt zuweilen, fühlt sich aber immer wieder nach Standard Island zurückgezogen. Mit allen sportlichen Übungen vertraut, steht er, wenn es um Polo, Golf oder Krocket geht, an der Spitze der Milliardeseer Jugend. Auf sein ihm einmal zufallendes Vermögen bildet er sich gar nichts ein und ist von Herzen wirklich ein guter Mensch. Wegen Mangels an bedürftigen Leuten auf der Insel, hat ihm freilich jede Gelegenheit gefehlt, sich als Wohltäter zu erweisen. Immerhin ist es zu wünschen, daß seine Brüder und Schwestern ihm gleichen. Letztere sind noch zu jung, um an eine Heirat zu denken, er aber zählt nahe an die 30 und hat alle Ursache dazu. Ob er wohl daran denkt? Das wird sich im weiteren zeigen. Ein greller Kontrast besteht zwischen der Familie Tankerdon, der ersten auf der Backbordhälfte, und der Familie Coverley, der hervorragendsten auf der Steuerbordhälfte. Nat Coverley ist von feinerem Schlag als sein Rivale, er verrät die französische Abstammung seiner Vorfahren. Sein Vermögen entstammt nicht den Eingeweiden des Erdbodens in Gestalt von Petroleumansammlungen, noch den dampfenden Eingeweiden der Schweinerasse. Ihn haben industrielle Unternehmungen, Eisenbahnen und Bankgeschäfte zu dem gemacht, was er ist. Er denkt nur daran, seine Reichtümer in Frieden zu genießen – und macht auch kein Hehl daraus –, und er würde sich jedem Versuch, das Juwel des Ozeans in eine riesige Fabrik oder ein ungeheures Handelshaus umzuwandeln, mit allen Kräften widersetzen. Groß und

gut gewachsen, mit hübschem Kopf, vollem, ins Graue schillerndem Haar, trägt er einen Vollbart, dessen Braun sich schon einzelne Silberfäden beigemischt haben. Von kühlem Charakter und vornehmen Manieren, nimmt er den ersten Rang unter den Notabeln ein, die in *Milliard City* die Überlieferungen der höchsten Gesellschaftskreise Südamerikas bewahren. Er liebt die Künste, versteht sich auf Malerei und Musik, bedient sich gern der unter den Steuerbordbewohnern viel verwendeten französischen Sprache, hält sich auf dem laufenden bezüglich der amerikanischen und europäischen Literatur und ruft seine Bravos und Bravas, wenn die roheren Typen aus dem Far-West und aus Neu-England ihre Hurras und Hips ertönen lassen.

Mrs. Coverley, die 10 Jahre jünger ist als ihr Mann, hat eben – und ohne sich groß darüber zu beklagen – die Schwelle der 40 überschritten. Eine elegante vornehme Dame, stammt sie aus einer der halbkreolischen Familien des alten Louisiana und ist eine ausgezeichnete Pianistin – denn man darf nicht glauben, daß ein Reyer des 20. Jahrhunderts das Piano aus *Milliard City* verbannt hätte. In ihrem prächtigen Haus in der 15. Avenue hat das Quartett ja häufig Gelegenheit, mit ihr zu musizieren, und kann nicht umhin, sie wegen ihrer musikalischen Talente zu beglückwünschen.

Der Himmel hat den Ehebund der Coverleys nicht so reich gesegnet wie den der Tankerdons. Drei Töchter sind die einzigen Erbinnen eines ungeheuren Vermögens, womit Mr. Coverley nicht so prahlt wie sein Rivale. Sie sind sehr hübsch, und an Freiern wird es ihnen aus den besten Kreisen der Alten wie der Neuen Welt gewiß nicht fehlen, wenn sie sich einmal verheiraten wollten. In Amerika ist eine so große Mitgift übrigens gar nicht so selten. Vor wenigen Jahren erst war mehrfach von der kleinen Miss Terny die Rede, um die sich wegen ihrer 750 Millionen junge Männer schon bewarben, als sie nur – 2 Jahre zählte. Hoffentlich hat sich das Kind nach seinem Geschmack verheiratet, damit es nicht nur die reichste, sondern auch die glücklichste aller Ehefrauen in den Vereinigten Staaten geworden ist.

Die älteste Tochter der Familie Coverley, Diana oder vertraulich nur Dy genannt, zählt kaum 20 Jahre. Sie ist eine sehr schöne Erscheinung, in der sich die körperlichen und seelischen Eigenschaften ihres Vaters und ihrer Mutter vereint wiederfinden. Mit reizenden blauen Augen, reichem Haar von einer zwischen braun und blond liegenden Färbung, rosigem Teint, eleganter und graziöser Haltung, erscheint es begreiflich, daß sie den jungen Herren in *Milliard City* in die Augen sticht, und daß diese die Eroberung des »unzählbaren Schatzes« – hier ein mathematisch richtiger Ausdruck – gewiß Fremden nicht überlassen werden. Es ist sogar anzunehmen, daß Mr. Coverley in einer Verschiedenheit der Religion kein Hindernis einer Verbindung sehen würde, wenn er dadurch das Glück seiner Tochter gesichert wüßte.

In der Tat ist es bedauerlich, daß gesellschaftliche Eifersüchteleien die beiden sonst am besten füreinander geschaffenen Familien von *Standard Island* trennen. Walter Tankerdon erschien ja mehr als jeder andere geeignet, der Gatte Dy Coverleys zu werden.

Hieran ist aber leider gar nicht zu denken. Eher würde *Standard Island* in zwei Teile zerschmettert und führen die Backbordbewohner mit einer Hälfte, die Steuerbordbewohner mit der anderen Hälfte ab, ehe ein solcher Ehekontrakt zustande käme.

»Wenn nicht die Liebe in der Geschichte dennoch den Ausschlag gibt!« sagte zuweilen der Oberintendant, der unter seinem goldenen Klemmer mit den Augen zwinkerte.

Es scheint aber nicht so, als ob Walter Tankerdon eine besondere Zuneigung für Dy Coverley – oder umgekehrt – empfände. Wenn es doch der Fall wäre, so legten sich wenigstens beide eine ungeheuerere Zurückhaltung auf, die selbst die Neugierde der vornehmen Welt von *Milliard City* täuschte.

Ungefähr dem 160. Meridian folgend, segelt die Propellerinsel weiter nach dem Äquator hinunter. Vor ihr liegt jetzt der Teil des Stillen Ozeans, der die wenigsten Inseln und Eilande aufweist und dessen Tiefe bis auf 2 Lieue – eine Tiefe von 6.000 Metern – reicht, aus der mit der Sonde jene merkwürdigen Muscheln oder Zoophyten heraufgebracht werden, die so beschaffen sind, daß sie

den ungeheuren, auf 600 Atmosphären geschätzten Wasserdruck auszuhalten vermögen.

5 Tage später gelangt Standard Island nach einer Gruppe, die englisches Besitztum ist, obwohl sie die der Amerikanischen Inseln genannt wird. Nachdem sie Palmyra und Sunearung zur Rechten gelassen, nähert sie sich bis auf 5 Meilen Fanning, einer der zahlreichen und hier der wichtigsten Guanolagerstätten des Archipels. Im übrigen haben die mehr kahlen Berge dem Vereinigten Königreich bisher noch keinen besonderen Nutzen gebracht. Es hat aber seinen Fuß auf diese Stelle gesetzt, und jedermann weiß, daß der große Fuß Englands gewöhnlich unverwischbare Eindrücke hinterläßt.

Jeden Tag, wenn seine Kameraden den Park oder das benachbarte Feld durchstreifen, begibt sich Frascolin, den alle Einzelheiten dieser merkwürdigen Fahrt lebhaft interessieren, nach der Rammspornbatterie. Hier trifft er häufig mit dem Kommodore zusammen, und Ethel Simcoe belehrt ihn gern über alle eigentümlichen Meereserscheinungen. Sind diese von einigem weiteren Interesse, so unterläßt es die zweite Geige nie, auch den andern davon Mitteilung zu machen.

Ein solches Ereignis trat zum Beispiel in der Nacht vom 30. zum 31. Juli ein.

Am Nachmittag schon wurde eine große, mehrere Quadratmeilen bedeckende Akalephenbank gemeldet. Die Bevölkerung hatte noch nie Gelegenheit gehabt, solchen Mengen von Medusen zu begegnen, denen verschiedene Naturforscher den Namen Ozeanien gegeben haben. Diese Tiere haben nur ein sehr eingeschränktes Leben und grenzen mit ihrer halbkugligen Gestalt schon an die Pflanzenwelt. So beutegierig die Fische im allgemeinen sind, scheinen sie jene doch mehr als Blumen anzusehen, denn keiner bedient sich ihrer als Nahrung. Die der heißen Zone des Stillen Ozeans eigentümlichen Ozeanien zeigen sich ausschließlich in Gestalt vielfarbiger Schirme, die durchsichtig und mit Fühlfäden ausgestattet sind. Sie messen nicht mehr als 2 bis 3 Zentimeter. Wie viele Milliarden gehören also dazu, eine Bank von solcher Ausdehnung zu füllen!

Bei Erwähnung dieser Zahlen in Gegenwart Pinchinats antwortete dieser:

»Ach was, den steinreichen Notabeln von Standard Island, bei denen die Milliarde Scheidemünze ist, kann das auch nicht besonders imponieren!«

Später am Abend hat sich ein Teil der Einwohnerschaft nach dem »Vorderkastell«, das heißt nach der Terrasse begeben, die die Rammspornbatterie überragt. Die Tramwagen sind überfüllt, elektrische Wagen strotzen von Neugierigen. Elegante Wagen haben die Nabobs der Stadt hierher gebracht. Die Coverleys und die Tankerdons fahren in einiger Entfernung voneinander. Mr. Jem grüßt nicht Mr. Nat, der auch wieder Mr. Jem nicht grüßt. Beide Familien sind übrigens vollzählig zur Stelle. Yvernes und Pinchinat haben das Vergnügen, mit Mrs. Coverley und deren Tochter, die sie stets freundlich empfangen, zu plaudern. Vielleicht ärgert sich Walter Tankerdon im stillen, an der Unterhaltung nicht teilnehmen zu können, und vielleicht hätte auch Miss Dy Coverley gern mit dem jungen Mann gesprochen. Doch das hätte vielleicht einen hellen Aufruhr erregt, und in den beiden Zeitungen der Insel wären darüber gewiß indiskrete Anschuldigungen zu lesen gewesen.

Nach Eintritt vollständiger Dunkelheit, soviel davon bei den sternhellen Nächten der Tropenzone die Rede sein kann, scheint es, als ob das Meer bis tief hinunter aufleuchte. Die ganze Wasserfläche glänzt von phosphoreszierendem Schein, von rötlichen oder blauen Lichtreflexen, die aber nicht nur auf den Wellenkämmen spielen, sondern vom Wasser selbst auszugehen scheinen. Dieser Lichtschein wird so stark, daß man dabei wie bei einem entfernten Nordlicht sogar lesen kann. Es sieht aus, als ob der Stille Ozean, nachdem er sich am Tag mit den Strahlen der Sonne gesättigt hatte, diese in der Nacht zurückerstatten wolle.

Bald schneidet der Bug von Standard Island in die Masse der Akalephen ein und teilt sie längs des metallenen Ufers in zwei Ströme. Nach wenigen Stunden ist die Schraubeninsel von einem Gürtel von Noktiluken umschlossen, dessen Lichtquelle sich noch immer nicht verändert. Die Erscheinung gleicht einer Aureole, dem Strahlenkranz um die Bilder der Heiligen, wie man

ihn um das Haupt Jesu Christi immer zu sehen gewöhnt ist. Das Phänomen dauert bis zum Anbruch des Tages, wo es beim ersten Frührot endlich erlischt.

6 Tage später berührt das Juwel des Stillen Ozeans den großen, gedachten Kreis unseres Sphäroids, der, wenn wirklich aufgezeichnet, den Horizont in zwei gleiche Hälften teilen würde. Hier kann man gleichzeitig beide Pole des Himmels sehen, den nördlichen, der durch den flammenden Polarstern, und den südlichen, der durch das glänzende Kreuz, wie die Brust eines Soldaten, mit dem Kreuz des Südens geschmückt ist. Wir fügen hier ein, daß an den verschiedenen Stellen des Äquators die Sterne jeden Tag eine zum Horizont perpendikuläre Kreislinie zu beschreiben scheinen. Will man stets gleichlange Tage und Nächte haben, dann muß man sich nach Inseln oder Festländern begeben, die vom Äquator durchschnitten werden.

Seit seiner Abfahrt vom Hawaii-Archipel hat Standard Island eine Strecke von etwa 600 Kilometer zurückgelegt. Es ist jetzt das zweite Mal, daß sie sich von einer Hemisphäre zur anderen begibt, wobei es die Linie das erste Mal in der Richtung von Norden nach Süden und jetzt in umgekehrter Folge durchschnit. Bei dieser »Passage« wird für die Bewohner von Milliard City ein Fest veranstaltet. In der Kirche und in der Kathedrale sollen Gottesdienste abgehalten, im Park sollen Spiele aller Art veranstaltet werden. Von der Plattform des Observatoriums wird ein Feuerwerk abgebrannt werden, das bezüglich seines Glanzes mit dem der Sterne wetteifern kann.

Der Leser erkennt, daß es sich hierbei um eine Nachahmung der Aufführungen handelt, die auf Schiffen stattfinden,

den, wenn sie den Äquator berühren, ein Seitenstück zu der gewöhnlichen Linien-»Taufe«. Dieser Tag wird immer gewählt, um die Kinder zu taufen, die seit der Abfahrt von der Madeleinebai geboren worden waren. Einer gleichen Taufzeremonie haben sich die Fremden zu unterziehen, die die Linie noch nicht passiert hatten.

»Da kommen wir diesmal dran«, sagte Frascolin zu seinen Kameraden, »wir werden schon die Taufe erhalten!«

»Bleibt mir damit vom Leib!« ruft Sebastian Zorn mit lebhafter Empörung.

»Ja, mein alter Baßkratzer«, erwidert Pinchinat, »da gießt man uns aus einem großen Eimer ungeweihtes Wasser über den Kopf, setzt uns auf schaukelnde Bretter, von denen wir in Wasserkufen fallen, und dann erscheint der Herr Meeresgott der Tropen mit seinem Gefolge von Possenreißern, um uns das Gesicht gemächlich einzuteeren!«

»Sie werden doch nicht glauben«, ruft Sebastian Zorn, »daß ich mich dieser Harlekinade unterwerfe!«

»Das wird nicht zu umgehen sein«, sagte Yvernes. »Jedes Land hat seine Sitten, und wer es besucht, muß sich ihnen unterwerfen ...«

»Nur dann nicht, wenn man ein unfreiwilliger Gast darin ist!« erklärt der unbeugsame Chef des Konzert-Quartetts.

Nun, er hätte sich beruhigen können wegen dieser Harlekinade, mit der sich manche Schiffe beim Passieren der Linie ergötzen. Er braucht auch das Erscheinen des Tropengotts nicht zu fürchten. Ihn und seine Kameraden wird niemand mit Seewasser taufen, sondern mit Champagner der besten Marke. Ebenso wird es niemand einfallen, ihnen den Äquator zu zeigen, den man schon vorher auf das Objektiv des Fernrohrs gezeichnet hatte. Dergleichen paßt für Matrosen auf der Fahrt, nicht für die ernsten Leute von Standard Island.

Das Fest findet am Nachmittag des 5. Juli statt. Außer den Zollwächtern, die ihren Posten nie verlassen dürfen, haben alle Beamten Urlaub erhalten. In der Stadt und in den Häfen ruht jede Arbeit – selbst die Schrauben bewegen sich nicht. Die Akkumulatoren enthalten eine solche Menge Volts, daß diese für die Beleuchtung und die elektrischen Wagen ausreichen. Standard Island liegt deshalb aber nicht völlig still, eine Strömung führt sie nach der Linie, die beide Erdhälften scheidet. Gesänge und Gebete steigen in den beiden Kirchen zum Himmel und die Orgeln erklingen mit voller Kraft. Im Park, wo man sich allerlei Sportübungen hingibt, herrscht nachher eitel Lust und Freude. Heute sind hier alle Klassen vermischt. Die reichsten großen Herren und Walter Tankerdon

an der Spitze verrichten im Golf und Lawn-tennis wahre Wunder. Wenn die Sonne lotrecht unter dem Horizont gesunken und die nur 45 Minuten dauernde Dämmerung zu Ende ist, wird das Feuerwerk prasselnd emporsteigen, und eine mondlose Nacht wird dieses glänzende Schauspiel unterstützen.

Im großen Saal des Kasinos wird das Quartett in der erwähnten Weise getauft, und zwar von Cyrus Bikerstaffs eigener Hand. Der Gouverneur bietet ihm die schäumenden Gläser, und der Champagner fließt in Strömen. Fleißig schlürfen die Künstler den edlen Cliquot und Röderer. Sebastian Zorn hat gewiß keine Ursache, sich über diese Taufe zu beklagen, die ihn in keiner Weise an das salzige Wasser erinnert, mit dem seine Lippen nach der Geburt benetzt wurden.

Die Pariser bringen ihren Dank für alle Freundlichkeiten dadurch dar, daß sie die besten Stücke ihres Repertoires aufspielen. Das 7. Quartett in E-Dur, Op. 59, von Beethoven, das 4. Quartett in A-moll, Op. 10, von Mozart, das 4. Quartett in Des-Dur, Op. 17, von Haydn und ein herrliches Werk von Mendelssohn. Die Zuhörer erweisen sich im höchsten Grad dankbar, man drängt sich an den Türen und erwürgt sich fast im Saal, die Musikstücke müssen zwei-, auch dreimal wiederholt werden, und der Gouverneur überreicht den Vortragenden dafür eine goldene, mit Diamanten eingefasste Medaille, die auf der einen Seite das Wappen von *Milliard City* zeigt, auf der anderen in französischer Sprache die Inschrift:

Dem Konzert-Quartett gewidmet von  
der Company, den Stadtbehörden  
und den Einwohnern  
von Standard Island.

Wenn all diese Ehrenbezeugungen dem unversöhnlichen Violoncellisten nicht zu Herzen gehen, kommt das entschieden daher, daß ihm ein beklagenswerter Charakter eigen ist, was seine Kameraden ihm auch öfters ins Gesicht sagen.

»Warten wir erst das Ende ab!« Das ist dann, während er mit fiebernden Händen im Bart wühlt, seine ganze Antwort.

Um 10 Uhr 35 Minuten des Abends – die Astronomen von Standard Island haben es ausgerechnet – befindet sich die Schraubeninsel direkt über der Linie. In diesem Augenblick soll von der Rammspornbatterie ein Kanonenschuß gelöst werden. Ein Draht verbindet die Batterie mit dem elektrischen Apparat in der Mitte des Observatoriums. Für denjenigen Notablen, dem es zufällt, die furchtbare Detonation durch Schließung des Stroms hervorzu- bringen, ist das eine ganz besondere Befriedigung der Eigenliebe.

Am heutigen Tag machen darauf zwei Persönlichkeiten Anspruch – natürlich Jem Tankerdon und Nat Coverley. Cyrus Bikerstaff kommt dadurch in die größte Verlegenheit. Zwischen dem Rathaus und den beiden Hälften der Stadt haben darüber schon peinliche Verhandlungen stattgefunden, ohne zu einer Einigung zu führen. Auf Einladung des Gouverneurs hat sich auch Calistus Munbar daran beteiligt. Doch trotz seiner bekannten Geschicklichkeit und seines diplomatischen Geistes vermag der Oberintendant leider gar nichts auszurichten. Jem Tankerdon will nun einmal nicht vor Nat Coverley, und dieser nicht vor jenem zurücktreten. Alle erwarten eine heftige Szene.

Diese entwickelt sich auch sofort, als die beiden »Chefs« sich begegnen. Der Apparat steht nur 5 Schritte weit entfernt, es braucht nur einer den Knopf daran mit dem Finger zu drücken

...

Über diese Schwierigkeiten informiert, hat sich eine große, neugierige Volksmenge in der Nähe angesammelt.

Nach dem Konzert haben sich auch Sebastian Zorn, Yvernes, Frascolin und Pinchinat nach dem Square begeben, um zu sehen, wie der Wettstreit enden wird. Bei der Stimmung, wie sie unter den Anhängern der beiden Männer herrscht, hat dieser Streit eine gewisse Bedeutung für die Zukunft.

Die beiden Notablen treten vor, ohne sich auch nur durch eine schwache Neigung des Kopfes zu begrüßen.

»Ich erwarte, mein Herr«, beginnt Jem Tankerdon, »daß Sie mir nicht die Ehre streitig machen werden . . . «

»Genau dasselbe erwarte ich von Ihnen, mein Herr«, erwidert Nat Coverley.

»Ich werde nicht zulassen, daß sie mir hier öffentlich vorenthalten wird . . .«

»Und ich genausowenig . . .«

»Nun, wir werden ja sehen!« ruft Jem Tankerdon, indem er schon einen Schritt auf den Apparat zu tut.

Nat Coverley tut aber auch einen. Die Parteigänger der beiden Notabeln fangen an, sich einzumischen. Von beiden Seiten her schallen aufhetzende Rufe. Natürlich ist Walter Tankerdon bereit, für die Rechte seines Vaters einzutreten, doch da er Miss Coverley erblickt, hält er sich ein wenig beiseite und fühlt sich offenbar nicht wenig verlegen.

Der Gouverneur ist, obwohl er den Oberintendanten zur Hilfe an der Seite hat, in heller Verzweiflung, die weiße Rose von York und die rote von Lancaster nicht zu einem Sträußchen vereinigen zu können, denn wer könnte vorhersagen, ob dieser beklagenswerte Wettstreit hier nicht ebenso traurige Folgen haben werde, wie der im 15. Jahrhundert für die englische Aristokratie.

Inzwischen nähert sich die Minute, wo die Spitze von Standard Island den Äquator schneiden soll. Bis auf eine Viertelsekunde genau berechnet, kann es sich räumlich höchstens um einen Irrtum von 8 Metern handeln. Jeden Augenblick kann nun vom Observatorium aus das verabredete Signal gegeben werden.

»Halt! Da kommt mir ein Gedanke!« flüstert Pinchinat.

»Und der wäre . . .«? fragt Yvernes.

»Ich werde den ganzen Apparat umzuwerfen versuchen, da werden die Kampfahne wohl einig werden . . .«

»Nein, tu das nicht!« mahnte Frascolin, den Bratschisten mit kräftigem Arme aufhaltend.

Kurz, niemand weiß, wie die Sache ausgelaufen wäre, da donnert plötzlich eine Detonation durch die Luft . . .

Sie rührte jedoch nicht von der Rammspornbatterie her. Es war ein Kanonenschuß draußen auf dem Meer, den man deutlich hörte.

Die Menschenmenge schweigt.

Was kann diese Entladung eines Feuerschlunds zu bedeuten haben, der nicht zur Artillerie von Standard Island gehört?

Ein aus dem Steuerbordhafen einlaufendes Telegramm bringt sofort die Erklärung.

Aus der Entfernung von 2 bis 3 Meilen hat ein in Gefahr befindliches Schiff seine Notlage gemeldet und verlangt Hilfe.

Ein glücklicher unerwarteter Zufall! Jetzt denkt keiner mehr daran, sich um den elektrischen Tastenknopf zu streiten oder die Linie feierlich zu begrüßen. Dazu fehlt es an Zeit. Die Linie ist passiert und der beabsichtigte Schuß in der Seele des Geschützes steckengeblieben. Für die Ehre der Familien Tankerton und Coverley offenbar die erwünschteste Lösung des Knotens.

Das Publikum strömt vom Square fort, und da die Tramwagen nicht mehr fahren, wälzt sich alles zu Fuß zum Steuerbordhafen.

Gleich nach dem Krachen des Notschusses hat der Hafenkommendant die nötigen Rettungsmaßnahmen eingeleitet. Eines der im Hafen vertäuten elektrischen Boote ist bereits ausgelaufen, und als die Menschenmenge hier ankommt, bringt es schon die geretteten Schiffbrüchigen, deren Fahrzeug sehr bald in den Tiefen des Großen Ozeans verschwand.

Dieses Fahrzeug war die malaiische Ketsch, die Standard Island schon seit der Abfahrt von den Sandwich-Inseln verfolgte.

## 11. KAPITEL

### *Die Marquisen-Inseln*

Am Morgen des 29. August läuft das Juwel des Stillen Ozeans zwischen dem Archipel der Marquisen – unter 7° 55' bis 10° 30' südlicher Breite und 141° bis 143° 6' westlicher Länge von Paris – ein. Von der Gruppe der Sandwich-Inseln aus hat es eine Strecke von 3.500 Kilometern zurückgelegt.

Den auch vorkommenden Namen Mendana hat diese Gruppe davon, daß ein gleichnamiger Spanier im Jahr 1595 ihren südlichen Teil entdeckte. Den Namen »Inseln der Revolution« führt sie davon, daß der Kapitän Marchand 1791 ihren nordwestlichen Teil besuchte; die Bezeichnung Archipel von »Nuka-Hiva« endlich von dem Namen der größten, dazugehörigen Insel. Mit vollem Recht könnte sie endlich den Namen Cooks führen, denn dieser berühmte Seemann lief schon 1774 hier ein.

Frascolin, der diese Mitteilungen von Kommodore Simcoe erhält, findet sie ganz logisch richtig, fügt aber hinzu:

»Man könnte sie ebensogut den ›französischen Archipel‹ nennen, denn auf den Marquisen befinden wir uns auch ein wenig in Frankreich.«

Ein Franzose erscheint in der Tat berechtigt, die elf Inseln und Eilande als ein heimisches Geschwader, das im Stillen Ozean verankert wäre, zu betrachten. Die größten wären dann die erstklassigen Schiffe ›Nuka-Hiva‹ und ›Hiva-Oa‹; die mittleren die Kreuzer verschiedenen Ranges ›Hiaou‹, ›Uapou‹ und ›Uauka‹; die kleinsten endlich die Avisos ›Motane‹, ›Fatou-Hiva‹ und ›Taou-Ata‹, während die Eilande und Atolle einfache Pinassen und Boote wären – nur das alle nicht beweglich sind.

Am 1. Mai 1842 nahm der Befehlshaber des Geschwaders im Großen Ozean, der Konteradmiral Dupetit-Thouars, im Namen Frankreichs von dem Archipel Besitz. 2- bis 3.000 Meilen trennen ihn von Amerika, Neuseeland, China, den Molukken und den Philippinen. Verdiente das Vorgehen des Konteradmirals nun Lob oder Tadel? Die Opposition tadelte, die Regierungskreise lobten es. Jedenfalls erhielt Frankreich dadurch eine Flottenstation, wo seine Hochseefischer Zuflucht finden und sich verproviantieren können, und die dem Panamakanal, wenn er jemals vollendet wird, eine gewisse kommerzielle Bedeutung verleihen dürfte. Dieses Gebiet sollte durch die Besitznahme oder Unterschutzstellung von Pomotou und der Gesellschaftsinseln, die dessen natürliche Verlängerung bilden, erweitert werden. Da sich der britische Einfluß über den Nordwesten des ungeheuren Ozeans erstreckt, wäre es recht wünschenswert, daß der französische ihm im Südwesten die Waage hielte.

»Haben wir hier denn auch hinreichende militärische Kräfte?« fragt Frascolin seinen gefälligen Cicerone.

»Bis 1859«, antwortet Kommodore Simcoe, »befand sich auf Nuka-Hiva eine Abteilung Marinesoldaten. Seit ihrer Zurückziehung ist die Behütung der Flagge den Missionaren anvertraut, die sie sich nicht rauben lassen werden, ohne sie zu verteidigen.«

»Und heutigentags . . . ?«

»Finden Sie nur in Taio-Hae einen Residenten und einige Gendarmen und eingeborene Soldaten unter dem Befehl eines Offiziers, der gleichzeitig die Funktionen eines Schiedsrichters versieht.«

»Bei Streitigkeiten der Eingeborenen?«

»Der Eingeborenen und Kolonisten.«

»Es gibt also auch Kolonisten auf Nuka-Hiva?«

»Ja . . . etwa 2 Dutzend.«

»Nicht einmal genug, ein volles Harmonieorchester zu bilden!«

In der Tat zählt der Archipel der Marquisen, der bei einer Länge von 195 Meilen und einer Breite von 48 Meilen eine Fläche von 13.000 Quadratkilometern hat, nicht mehr als 24.000 Bewohner. Das macht also 1 Kolonisten auf 1.000 Eingeborene.

Ob die Bevölkerung zunehmen wird, wenn ein neuer Verkehrsweg Nord- und Südamerika scheidet, muß die Zukunft lehren. Was aber die Bevölkerung Standard Islands betrifft, so hat diese seit kurzer Zeit durch die am 5. August erfolgte Rettung der Mannschaft von der Ketsch einen Zuwachs erfahren.

Es sind zehn Mann, außer dem Kapitän. Dieser, ein Mann von energischem Aussehen, zählt an die 40 Jahre und nennt sich Sarol. Seine Matrosen sind kräftige Burschen, die von den äußersten Inseln Melanesiens stammen. Vor 3 Monaten hatte sie Sarol mit einer Ladung Koprak nach Honolulu geführt. Als sich Standard Island in dessen Nähe 10 Tage lang aufhielt, erregte die künstliche Insel das Erstaunen der Leute genauso, wie das überall der Fall war. Wenn sie sie auch bei der Schwierigkeit, Zutritt zu erhalten, nicht besuchten, so segelte die Ketsch doch sehr häufig aus, um die Insel aus nächster Nähe zu besichtigen, wobei sie sie kaum eine halbe Kabellänge weit von der Küste umkreiste. Die fortwährende Anwesenheit dieses Fahrzeugs hatte ebensowenig Verdacht geweckt, wie der Umstand, daß es nur wenige Stunden nach Kommodore Simcoe ebenfalls in See ging.

Als der Notschuß ertönte, lag die Ketsch nur 2 bis 3 Meilen weit draußen, und das ihr zu Hilfe eilende Rettungsboot gelangte noch zur rechten Zeit zu ihr hin, um den Kapitän und seine Leute

aufzunehmen. Diese sprechen geläufig englisch, was bei Eingeborenen des westlichen Stillen Ozeans nicht zu verwundern ist, da dort der britische Einfluß das unbestrittene Übergewicht hat. Sie erzählen, durch welche Umstände sie in Not geraten und daß die elf Malaien, wenn die Schaluppe nur wenige Minuten später an Ort und Stelle anlangte, vom Ozean verschlungen worden wären.

Nach Aussage der Leute war die Ketsch 24 Stunden vorher, in der Nacht vom 4. zum 5. August, von einem Dampfer gerammt worden. Obwohl die Positionslichter von Kapitän Sarol in Ordnung waren, waren sie von jenem doch nicht bemerkt oder nicht beachtet worden. Die Kollision mochte für den Steamer ohne jede Bedeutung gewesen sein, denn er setzte ungestört seinen Weg fort, wenn er es – was ja leider so häufig vorkommt! – nicht etwa nur vorzog, mit vollem Dampf davonzufahren, »um sich kostspieligen und unangenehmen Schadensersatzansprüchen zu entziehen«.

Dieser Anprall aber, der für ein großes Schiff mit eisernem Rumpf, das sehr schnell dahineilt, nichts zu bedeuten hatte, wurde dem Malaienfahrzeug zum Verderben. Vor dem Fockmast getroffen, kann man sich kaum erklären, daß es nicht sofort versunken war. Es hielt sich jedoch längere Zeit über dem Wasser, doch so, daß sich die Besatzung an die Schanzkleidung anklammern mußte. Bei einigermaßen schlimmem Wetter hätte keiner den Wellen widerstehen können, die dann über das halbe Wrack gestürmt wären. Zum Glück verlief hier die Strömung nach Osten und führte es damit mehr in die Nähe von Standard Island.

Immerhin spricht der Kommodore seine Verwunderung darüber aus, daß die halb untergesunkene Ketsch sich noch bis in die Nähe des Steuerbordhafens habe treibend erhalten können.

»Ich begreife das ebensowenig«, antwortet der Malaie. »Ihre Insel kann binnen 24 Stunden nicht weit von der Stelle gekommen sein.«

»Das ist vielleicht die einzig annehmbare Erklärung«, erwidert Kommodore Simcoe. »Doch gleichviel, Sie sind noch gerettet worden, das ist ja schließlich die Hauptsache.«

Es war übrigens höchste Zeit gewesen, denn kaum hatte sich die Schaluppe von der Ketsch wieder um eine Viertelmeile entfernt, als diese vollends in die Tiefe sank.

So lautete der Bericht von Kapitän Sarol, erst gegenüber dem Offizier, der die Rettung bewerkstelligte, und dann gegenüber Kommodore Simcoe sowie Gouverneur Bikerstaff, nachdem man den Kapitän und seine Mannschaft mit dem Notwendigsten versorgt hatte.

Nun stellte sich die Frage nach der Wiederheimführung der Schiffbrüchigen. Diese segelten nach den Neuen Hebriden, als die Kollision stattfand. Standard Island, die nach Südosten steuert, kann ihren Kurs unmöglich ändern und nach Westen umkehren. Cyrus Bikerstaff bietet den Verunglückten deshalb an, sie in Nuka-Hiva an Land zu setzen, wo sie ein nach den Neuen Hebriden segelndes Schiff abwarten könnten.

Der Kapitän und seine Leute sehen einander an. Sie scheinen sehr niedergeschlagen zu sein. Jenes Anerbieten betrübt die armen Leute, die mit der Ketsch und ihrer Fracht all ihr Hab und Gut verloren haben. Auf den Marquisen müßten sie doch eine unbestimmt lange Zeit warten, und wovon sollten sie da ihr Leben fristen?

»Herr Gouverneur«, beginnt deshalb der Kapitän bittenden Tons, »Sie haben uns gerettet und wir wissen nicht, wie wir unsere Dankbarkeit dafür zu erkennen geben sollen. Aber dennoch müssen wir Sie bitten, uns die endliche Heimkehr unter günstigeren Umständen zu ermöglichen.«

»Ja, wie denken Sie das?« fragt Cyrus Bikerstaff.

»In Honolulu hörten wir, daß Standard Island nach einer Fahrt nach Süden sich nach den Marquisen, dann nach Pomotou und den Gesellschaftsinseln begeben werde, um endlich nach dem westlichen Teil des Stillen Ozeans zu steuern.«

»Das ist richtig«, bestätigt der Gouverneur, »und sehr wahrscheinlich setzt es seine Fahrt auch noch bis zu den Fidschi-Inseln fort, ehe es nach der Madeleinebai zurückkehrt.«

»Oh, die Fidschi-Inseln«, fährt der Kapitän fort, »die sind englisches Besitztum, und dort werden wir leichter Gelegenheit finden, nach den nicht mehr entfernten Neuen Hebriden zu gelangen. Wollten Sie uns also bis dorthin mitnehmen . . .«

»Das kann ich nicht versprechen«, unterbricht ihn der Gouverneur. »Es ist uns ausdrücklich untersagt, Fremden Passage zu gewähren. Warten wir also bis zur Ankunft in Nuka-Hiva. Dort werde ich per Kabel bei der Direktion in der Madeleinebai anfragen, und wenn sie dem zustimmt, nehmen wir Sie bis zu den Fidschis mit.«

So kam es also, daß die Malaien an Bord von Standard Island waren, als diese am 29. August in Sicht der Marquisen eintraf.

Dieser Archipel liegt im Bereich der Passatwinde, ebenso wie der von Pomotou und der Gesellschaftsinseln, denen diese Winde eine milde Temperatur und ein sehr gesundes Klima sichern.

Kommodore Simcoe trifft in den ersten Morgenstunden vor der nordwestlichen Gruppe ein. Er erblickt zuerst ein sandiges Atoll, das die Karten als das Koralleneiland bezeichnen und gegen welches das Meer bei der gleichmäßig anhaltenden Strömung mit ungemeiner Heftigkeit anbrandet.

Dieses Atoll bleibt zur Linken liegen, und bald signalisieren die Wachen eine erste Insel, Fetouou, deren Steilküsten an die 400 Meter emporsteigen. Hinter dieser erscheint das 600 Meter hohe Hiaou, das von dieser Seite einen trostlosen Anblick bietet, während es auf der anderen, die mit üppigem Grün bedeckt ist, zwei für kleinere Fahrzeuge zugängliche Buchten aufweist.

Frascolin, Yvernes und Pinchinat haben, Sebastian Zorn mit seiner ewigen schlechten Laune sich selbst überlassend, mit Ethel Simcoe und einigen seiner Offiziere auf dem Turm Platz genommen.

Hiaou bleibt ebenfalls an der Backbordseite liegen, ohne daß hier haltgemacht wird. Man fährt dafür nach der Hauptinsel der Gruppe, von der diese ihren Namen erhalten hat und der sich jetzt das wunderbare Standard Island angliedern soll, unmittelbar weiter.

Am frühen Morgen des 30. August sind unsere Pariser wieder auf dem Posten. Schon am Vorabend waren die Höhen von Nuka-Hiva sichtbar gewesen. Bei klarem Wetter zeigen sich deren Bergketten bereits in einer Entfernung von 18 bis 20 Lieue, denn einzelne Gipfel davon übersteigen 1.200 Meter Meereshöhe und gleichen einem riesigen Rücken längs der ganzen Küste.

»Sie sehen hier schon«, bemerkt Kommodore Simcoe, »eine allgemeine Eigentümlichkeit dieses Archipels. Seine Berggipfel zeigen eine, mindestens unter dieser Zone, auffällige Kahlheit, während die Vegetation, die in zwei Drittel der Höhe der Berge beginnt, bis auf den Grund der Täler und Schluchten hinabreicht und sich bis zum weißen Sand des Ufers in prächtiger Entwicklung fortsetzt.«

»Und dennoch«, meint Frascolin, »scheint es, daß gerade Nuka-Hiva von dieser allgemeinen Regel abweicht, wenigstens bezüglich des Pflanzenreichtums der mittelhohen Lagen. Es sieht mehr unfruchtbar aus ... «

»Nur weil wir von Nordwesten aus hierherkommen«, belehrt ihn der Kommodore. »Sobald wir es im Süden umschiffen haben, werden Sie über den Kontrast erstaunen. Überall grünende Flächen, Wälder und 300 Meter hohe Wasserfälle ... «

»Ah«, ruft Pinchinat, »Wassermassen, die von der Spitze des Eiffelturms herabstürzen ... das wäre schon etwas! Da könnte ja der Niagara eifersüchtig werden!«

»O nein«, entgegnet Frascolin, »der gleicht das durch seine Breite aus, denn sein Fall mißt volle 900 Meter von der amerikanischen bis zur kanadischen Seite. Du mußt das doch wissen, Pinchinat, da wir ihn ja besucht haben.«

»Ganz richtig, und ich bitte den Niagara hiermit um Verzeihung!« antwortet der Bratschist.

An diesem Tag gleitet Standard Island in einer Entfernung von 1 Meile an der Küste entlang. Überall zeigen sich kahle, bis zum Zentralplateau von Tovii aufsteigende Abhänge, überall eine Felsenküste, die nirgends einen Durchlaß zu bieten scheint. Nach Berichten des Seefahrers Brown soll es übrigens einige gute Ankerplätze geben, die in letzter Zeit aufgefunden worden sind.

Eigentlich ist der Anblick von Nuka-Hiva, bei dessen Namen man an die herrlichsten Landschaftsbilder denkt, bisher recht traurig. Doch – wie Dumoulin und Desgraz, die Begleiter Dumont d’Urville bei dessen Reise nach Ozeanien und dem Südpol, ganz richtig sagen: »Alle Naturschönheiten drängen sich hier zusammen im Innern der Buchten und in den Talschluchten der Verzweigungen der Bergkette, die sich im Mittelteil der Insel erhebt.«

Nachdem Standard Island, der öden Küste nahe, ihrem scharfen, nordwestlichen Ausläufer gefolgt ist, verändert sie ein wenig ihre Richtung durch Verminderung der Geschwindigkeit ihrer Steuerbordschrauben, und umschiffte Kap Tchitchagoff, das von dem russischen Seefahrer Krusenstern seinen Namen erhalten hat. Die zurücktretende Küste bildet hier einen weiten Bogen, in dessen Mitte eine enge Fahrstraße Zugang nach dem Hafen von Taioa oder von Akani gewährt, von denen wenigstens der eine Schutz gegen die oft verheerenden Stürme des Großen Ozeans bietet.

Kommodore Simcoe hält sich auch hier nicht auf. Weiter südlich gibt es zwei andere Buchten, die von Anna Maria oder Taio-Hae in der Mitte und die des Komptroller oder der Taipis an der Rückseite des Kap Martin, der äußersten Südostspitze der Insel. Hier vor Taio-Hae beabsichtigt man etwa 12 Tage liegenzubleiben.

Unfern von der Küste Nuka-Hivas zeigt die Sonde noch sehr große Tiefen. Am Eingang der Buchten finden sich 40 bis 50 Faden Wasser. Man kann also bis sehr nahe an die Bucht von Taio-Hae herangehen, was im Laufe des Nachmittags des 31. August geschieht.

Kaum in Sicht des Hafens, dröhnen Detonationen auf dessen rechter Seite, und weißer Dampf wirbelt über die Steilküsten im Osten empor.

»He«, ruft Pinchinat, »hier salutiert man unsere Ankunft mit Kanonendonner . . .«

»O nein«, antwortet Kommodore Simcoe. »Weder die Tais noch die Happas, die Hauptstämme der Insel, besitzen Geschütze, womit sie nur den geringsten Salut abgeben könnten. Was Sie da hören, kommt von der Brandung des Meeres, die in eine Höhle in

halber Uferhöhe von Kap Martin einstürmt, und der dort sichtbare Dampf ist weiter nichts als Nebel von zerstäubten Wellen, die wieder nach außen schlagen.«

»Das bedaure ich«, sagt der Bratschist, »denn ein Kanonenschuß ist dasselbe wie ein höflich abgenommener Hut.«

Die Insel Nuka-Hiva hat mehrere Namen – man könnte sagen, mehrere Taufnamen –, die ihr von verschiedenen Paten gegeben wurden: die ›Federale-Insel‹ durch Ingraham; die ›Insel Beaux‹ durch Marchand; die ›Insel Sir Henry Martin‹ durch Hergert; die ›Insel Adam‹ durch Roberts und die ›Insel Madison‹ durch Porter. Sie mißt 17 Seemeilen von Osten nach Westen, 10 von Norden nach Süden und hat einen Umfang von etwa 54 Seemeilen. Ihr Klima ist sehr gesund. Die Temperatur dort ist zwar die der Tropen zonen, doch wird sie durch den Passatwind gemildert.

An diesem Halteplatz bedrohen Standard Island weder schwere Windstöße, noch lästige Platzregen, denn in der Zeit vom April bis zum Oktober herrschen hier die trockenen Südostwinde, die die Eingeborenen Tuatuka nennen. Im Oktober erreicht die Wärme, im November und Dezember die Trockenheit den höchsten Grad. Von April bis Oktober wehen die Winde nur von einer Richtung zwischen Norden und Osten her.

Was die Einwohnerzahl des Archipels der Marquisen angeht, hat man von den Angaben der ersten Entdecker, die sie auf 100.000 schätzten, sehr viel abziehen müssen.

Elisée Reclus nimmt, gestützt auf die besten Unterlagen für die ganze Gruppe, nur 6.000 Seelen an, wovon der größte Teil auf Nuka-Hiva allein entfällt. Zur Zeit Dumont d'Urville's zählte Nuka-Hiva zwar 8.000 Bewohner; diese Zahl verminderte sich aber fortwährend. Die Ursache dazu liegt offenbar in der Vernichtung der Eingeborenen – der Tais, Happas, Taionas und Taipis – durch lange Kriege, in der Entführung männlicher Individuen nach den Farmen in Peru, dem Mißbrauch geistiger Getränke, und – warum es verheimlichen? – in den Übeln, die jede Eroberung mit sich bringt, selbst wenn die Eroberer zivilisierten Nationen angehören.

Während dieser Woche der Ruhe besuchen die Milliarden sehr häufig Nuka-Hiva. Die vornehmsten Europäer, denen der

Gouverneur von Standard Island freien Zutritt gestattet, erwidern diese Besuche.

Auch Sebastian Zorn und seine Kameraden unternehmen weite Ausflüge, deren Reiz sie für die Anstrengung dabei reichlich entschädigt.

Die Bucht von Taio-Hae bildet einen Kreis mit schmalem Eingang, worin Standard Island keinen Platz gefunden hätte, um so weniger, weil die Bucht noch von zwei Sandbänken geteilt wird. Die Sandbänke trennt wieder eine Art steiler Hügel, auf dem sich noch die Reste einer von Porter 1812 angelegten Befestigung erheben. Das war zu der Zeit, wo der Genannte die Insel besetzte, wobei das Lager der Amerikaner auf der östlichen Sandbank aufgeschlagen war – eine Besitzergreifung, die von der Bundesregierung nicht gutgeheißen wurde.

Auf dem jenseitigen Ufer finden unsere Pariser anstelle einer Stadt nur ein recht bescheidenes Dorf, dessen Wohnhäuser unter Bäumen verstreut liegen. Dagegen münden hier prächtige Täler, darunter das von Taio-Hae, worin viele Nuka-Hivaner wohnen. Es ist ein wahrer Hochgenuß, unter die dichten Bestände von Kokospalmen, Bananen, Casuarinen, Goyaven, Brotbäumen, Hibiskussträuchern und anderen Arten einzudringen.

Die Touristen finden in den Hütten dort den freundlichsten Empfang. Da, wo sie vor 100 Jahren vielleicht gefressen worden wären, könnten sie jetzt die aus Bananenmehl und Meiteig, dem gelblichen Satzmehl des Taro, hergestellten Brotkuchen kosten, die frisch ziemlich süß, altbacken aber säuerlich schmecken. Nach dem großen Rochen, der noch gegessen wird, und nach dem Haifischfleisch, daß die Eingeborenen desto höher schätzen, je mehr es angefault ist, verspürten sie freilich keinen Appetit.

Athanase Halévy, begleitet sie zuweilen bei ihren Spaziergängen. Das Männchen hat diesen Archipel schon im vorigen Jahr besucht und macht sich jetzt als Führer nützlich. Wahrscheinlich ist er nicht besonders bewandert in der Naturgeschichte und wechselt vielleicht die schöne *Spondias cytherea*, deren Früchte den Äpfeln gleichen, mit dem *Pandanus odoratissimus*, der dieses Beiwort völlig rechtfertigt, mit der *Casuarina*, deren Holz fast

Eisenhärte hat, mit dem Hibiskus, dessen Rinde die Eingeborenen zur Kleidung verwenden, mit dem Papayabaum oder mit der *Gardenia florida*. Das Quartett braucht jedoch nicht auf seine etwas verdächtigen Kenntnisse zurückzugreifen, wenn ihm die marquisanische Flora prächtige Farren, stolze Polypoden, chinesische Rosenbäume mit roten und weißen Blüten, oder ihre Gramineen und Solaneen, darunter den Tabak, ihre Labiaten mit violetten Büscheln, die den jungen Mädchen der Insel als beliebter Schmuck dienen, die hohen Rizinusstauden, ihre Dracänen, ihr Zuckerrohr oder ihre Orangen- und Zitronenbäume zeigte, die, erst vor kurzem eingeführt, in dem sonnendurchwärmten, von zahlreichen Gebirgswässern benetzten Boden ganz vorzüglich gedeihen.

Da, eines Morgens, als das Quartett, einem Bergbach folgend, über das Dorf der Tais bis zur Höhe der Gebirgskette aufgestiegen ist und sich ihm zu Füßen die Täler der Tais, der Taipis und der Happas ausbreiten, da entringt sich ihm ein Ausruf der Bewunderung. Wären die Instrumente zur Hand gewesen, es hätte mit einem Meisterwerk der Musik auf diese Meisterwerke der Natur geantwortet, wenn auch ein paar Vögel die einzigen Zuhörer gewesen wären. Und sie ist obendrein so hübsch, die Kurukurutaube, die in diesen Höhen fliegt, so reizend, die kleine Salangane, und der Phaeton, der ständige Gast der Schluchten von Nuka-Hiva, flattert in gar so launischen Kreisen durch die laue Luft.

Von einem giftigen Reptil hat man auch tief drinnen in den Wäldern nichts zu fürchten. Kaum 2 Fuß lange Boas, die ebenso unschuldig sind wie eine Natter, und Simquen, deren azurblauer Schwanz mehr einer Blume ähnelt, kommen gar nicht in Betracht.

Die Eingeborenen zeigen einen bemerkenswerten Typus. Man erkennt an ihnen den asiatischen Charakter, als Beweis eines ganz andern Ursprungs, als dessen der übrigen ozeanischen Völkern. Von mittlerer Größe, sind sie sehr regelmäßig gebaut, stark in der Muskulatur und breit in der Brust. Sie haben feine Gliedmaßen, ovales Gesicht, hohe Stirn, dunkle Augen mit langen Wimpern, eine Adlernase, weiße, regelmäßige Zähne, weder rote noch weiße, sondern wie der Araber bräunliche Haut und

Gesichtszüge, worin sich Heiterkeit und Sanftmut gleichzeitig widerspiegeln.

Tätowierungen kommen fast gar nicht mehr vor – jene Tätowierungen, die nicht durch Einschnitte in die Haut, sondern durch feine Stiche ausgeführt wurden, welche man mit Kohlenpulver von der *Aleurita triloba* einpuderte. Dieses Verfahren ist durch die ... Baumwollstoffe der Missionare außer Mode gekommen.

»Diese Menschen«, sagt Yvernes, »sind ein recht schöner Menschenschlag, jetzt aber doch vielleicht weniger schön als damals, wo sie nur mit einem Schurz bekleidet, mit den Haaren als einziger Kopfbedeckung und Pfeil und Bogen schwingend umherzogen.«

Diese Bemerkung fiel auf einem Ausflug nach der Comptrollerbucht in Gesellschaft des Gouverneurs. Cyrus Bikerstaff hatte seine Gäste nach genannter Bucht zu führen gewünscht, die ebenso wie La Valette verschiedene Häfen einschließt, und in den Händen der Engländer wäre Nuka-Hiva ohne Zweifel zum Malta des Stillen Ozeans geworden. Hier siedelt der Stamm der Happas auf fruchtbarem Boden mit einem kleinen Fluß, der von einem rauschenden Wasserfall gespeist wird. Hier spielten sich auch in der Hauptsache die Kämpfe des Amerikaners Porter mit den Eingeborenen ab.

Die Bemerkung Yvernes verlangte eine Antwort, und der Gouverneur gab sie, indem er sagte:

»Vielleicht haben Sie recht, Herr Yvernes. Die Marquisaner sahen einst stattlicher aus mit dem Lendenschurz, dem Maro und dem Pareo mit leuchtenden Farben, dem Ahu bun, einer Art wehender Schärpe, und mit ihrer Tiputa, einer Art mexikanischen Ponchos. Gewiß kleidet sie das moderne Kostüm nicht besonders gut. Doch, Verfall ist einmal die Folge der Zivilisation. Zur selben Zeit, wo unsere Missionare darangehen, die Eingeborenen zu bekehren, nötigen sie sie auch, sich etwas weniger spärlich zu bekleiden.«

»Tun sie denn da nicht recht daran, Herr Gouverneur?«

»In Rücksicht auf gesellschaftliche Formen, ja; vom hygienischen Gesichtspunkt aus betrachtet, nein! Seit sie anständiger gekleidet gehen, haben diese wie andre Insulaner ebenso an angeborener Kraft wie an natürlicher Heiterkeit verloren. Sie langweilen sich und das zehrt an ihrer Gesundheit. Früher kannten sie keine Bronchitis, keine Lungenentzündung, keine Schwindsucht . . . «

»Und seit sie nicht mehr ganz nackt gehen, holen sie sich den Schnupfen!« ruft Pinchinat.

»Ganz richtig; hier sehen wir eine ernste Ursache des Untergangs der Rasse.«

»Woraus ich schliesse«, läßt der Bratschist sich vernehmen, »daß Adam und Eva erst seit dem Tag gehustet und geniest haben, wo sie Rock und Hosen trugen, nachdem sie aus dem irdischen Paradies vertrieben waren, was uns, ihren entarteten und doch verantwortlichen Kindern, die schönen Brustkrankheiten eingebracht hat.«

»Uns, Herr Gouverneur«, fragt Yvernes, »schien es so, als ob die Frauen dieses Archipels weniger schön wären als die Männer . . . «

»Ebenso wie auf den andern Inselgruppen«, antwortet Cyrus Bikerstaff, »und doch sehen Sie hier den vollendetsten Typus der Ozeanier vor sich. Sollte das nicht ein Naturgesetz sein, das den Rassen, die sich dem Zustand der Wildheit nähern, gemeinschaftlich ist? Trifft es nicht ebenso für die Tierwelt zu, wo wir allemal sehen, daß die männlichen Tiere die weiblichen an physischer Schönheit übertreffen?«

»O«, ruft Pinchinat, »man muß wirklich bis zu den Antipoden gehen, um eine derartige Beobachtung, deren Richtigkeit unsere hübschen Pariserinnen nie zugeben würden, zu machen!«

Unter der Bevölkerung Nuka-Hivas gibt es nur zwei Klassen, die dem Gesetz des Tabus unterworfen sind. Dieses Gesetz wurde von den Starken gegen die Schwachen, von den Reichen gegen die Armen erfunden, um sich ihre Vorrechte und ihren Besitz zu erhalten.

Das Tabu hat als Farbe weiß, und Gegenstände, die »tabu« sind, zum Beispiel geheiligte Orte, Grabdenkmäler oder Häuptlingswohnungen, dürfen die kleinen Leute nicht berühren. Deshalb gibt es eine »Tabu-Klasse«, zu der die Priester, die Zauberer oder Touas, die Akarkis oder Zivilhäuptlinge gehören, und eine nicht dadurch geschützte Klasse, der die Frauen und das gemeine Volk zugezählt werden. Und es ist nicht nur verboten, unter dem Tabu stehende Gegenstände zu berühren, sondern man darf auch nicht einmal die Blicke darauf richten.

»Und dieses Gesetz«, fügt Cyrus Bikerstaff hinzu, »wird auf den Marquisen ebenso streng gehandhabt wie auf Pomotou oder den Gesellschaftsinseln, und ich würde Ihnen nicht raten, meine Herren, dagegen zu verstoßen.«

»Hörst du es, braver Zorn?« sagt Frascolin. »Hüte deine Hände und nimm deine Augen in acht!«

Der Violoncellist begnügt sich mit einem Achselzucken, als gingen ihn derlei Dinge gar nichts an.

Am 5. September hat Standard Island den Ankerplatz bei Taio-Hae wieder verlassen. Sie läßt im Osten die Insel Houa-Houna (Kuhuga), die östlichste der ersten Gruppe, liegen, von der nur die grünen Höhen in der Entfernung sichtbar werden und der es an jedem Strand gebricht, da sie überall von senkrecht abfallenden Ufern begrenzt wird. Natürlich verlangsamt Standard Island auf der Fahrt längs dieser Inseln ihre Geschwindigkeit, denn wenn eine solche Masse schnell vorüberglitte, würde das eine Sturmflutwelle erzeugen, die alle Boote aufs Land werfen und die Ufer überschwemmen müßte. Man hält sich auch auf einige Kabellängen entfernt von Uapou, das mit seinen vielen Basaltnadeln einen merkwürdigen Anblick bietet. Zwei Buchten, die eine mit dem Namen »Possession«, die andere mit der Bezeichnung »Bai de Bon-Accueil« verraten hierdurch, daß sie Franzosen als Taufpaten gehabt haben. In der Tat hatte der Kapitän Marchand hier einmal die Flagge Frankreichs gehisst.

Weiterhin und sich nach den Gewässern der zweiten Gruppe wendend, steuert Ethel Simcoe auf Hiva-Oa oder, mit ihrem spanischen Namen, die Insel Dominica zu. Vulkanischen Ursprungs

und die größte des Archipels, mißt sie 56 Meilen im Umfang. Sehr deutlich kann man ihre aus schwärzlichem Gestein aufgebauten Steilufer sehen, ebenso wie die Wasserfälle, die sich von den mit üppigem Grün bedeckten Hügeln ihres Innern herabstürzen.

Eine Meerenge von 3 Meilen Breite trennt diese Insel von Taou-Ata. Da Standard Island diese nicht passieren konnte, mußte sie sie im Westen umschiffen, wo in die Bai Madre de Dios – auch Resolutions- oder Cooksbucht – die ersten europäischen Schiffe einliefen. Für diese Insel wäre es vorteilhafter, nicht so nah bei Hiva-Oa zu liegen. Dann würde es weniger leicht zu Zank und Streit zwischen beiden kommen, und die Bewohner könnten sich nicht mit solcher Wut hinschlachten, wie es jetzt der Fall ist.

Nachdem man noch an der unfruchtbaren, schutzlosen und unbewohnten Insel Motane vorübergekommen war, nimmt Kommodore Simcoe seine Richtung nach Fatou-Hiva, der alten »Insel Cooks«. Sie besteht eigentlich nur aus einem ungeheuren Felsen, auf dem es von Vögeln der Tropenzone wimmelt, aus einer Art Zuckerhut von 3 Meilen Umkreis.

Das ist das letzte südwestliche Eiland, das die Milliardeneser am 9. September nachmittags aus den Augen verlieren. Seiner Reiseroute gemäß steuert Standard Island nun nach Südwesten, um zum Archipel von Pomotou zu gelangen, dessen mittleren Teil sie durchschiffen soll.

Die Witterung im September, der dem März der nördlichen Halbkugel entspricht, hält sich immer vorzüglich.

Am Morgen des 11. September hat eine Schaluppe des Backbordhafens eine der großen Bojen angelaufen, die eines der Kabel der Madeleinebai trägt. Das Ende des mit einer Guttaperchalage gänzlich isolierten Kupferdrahts wird mit den Apparaten des Observatoriums verbunden, so daß nun eine telefonische Unterhaltung mit jenem Küstenpunkt Amerikas ermöglicht ist.

Die Direktion der Standard Island Company wird wegen der Schiffbrüchigen von der malaiischen Ketsch darum befragt, ob dem Gouverneur zugestanden wird, jene bis nach den Fidschi-Inseln mitzunehmen, von denen aus sie ihre Heimat leichter erreichen können.

Die Antwort lautet zustimmend, Standard Island erhält sogar die Genehmigung, nach Westen bis zu den Neuen Hebriden zu gehen, um die Schiffbrüchigen dort an Land zu setzen, vorausgesetzt, daß die Notabeln von Milliard City dem zustimmen.

Cyrus Bikerstaff teilt das Kapitän Sarol mit und dieser bittet den Gouverneur, den Direktoren in der Madeleinebai dafür seinen Dank auszusprechen.

## 12. KAPITEL

### *3 Wochen auf Pomotou*

Das Quartett würde fürwahr eine empörende Undankbarkeit beweisen, wenn es sich Calistus Munbar nicht dafür verpflichtet fühlte, es, wenn auch etwas verräterischerweise, nach Standard Island gebracht zu haben. Die Pariser Künstler werden hier ja hochgehrt, fast angebetet und von Milliard City mehr als freigebig bezahlt. Sebastian Zorn brummt zwar unablässig weiter, denn ein Stacheligel wird sich niemals in eine Katze mit samtweichem Fell verwandeln; doch Yvernes, Pinchinat und Frascalin selbst hätten sich nie ein herrlicheres Leben träumen lassen. Eine Reise ohne Gefahren und Beschwerden über den wundervollen Stillen Ozean! Ein heilsames und wegen der zweckmäßigen Ortsveränderung stets gleichbleibendes Klima. Konnten die vier Franzosen, so fragen wir jeden vernünftigen Menschen, sich wohl nach der Zeit zurücksehnen, wo sie die Städte der großen Republik bereisten, jetzt, wo sie hier, an den Eifersüchteleien der beiden Lager ungeteilt, gleichsam die tönende Seele der Schraubeninsel bildeten, wo sie bei der Familie Tankerdon, der ersten auf der Backbordhälfte, ebenso freundliche Aufnahme fanden, wie bei der Familie Coverley, der ersten auf der Steuerbordseite, wo sie vom Gouverneur und dessen Adjunkten im Rathaus, von Kommodore Simcoe und seinen Offizieren im Observatorium, von Oberst Stewart und dessen Miliz so hochgehrt wurden, wo sie die Feierlichkeiten in der Kirche ebenso wie die Zeremonien in der Saint Mary Church unterstützten und ihnen wohlgelegene Leute in beiden Häfen, in

den öffentlichen Werken, wie unter allen Beamten und Angestellten fanden? Wer könnte so sehr sein eigener Feind sein, daß er sie nicht darum beneidet hätte?

»Sie werden mir noch die Hände küssen!« hatte der Oberintendant bei ihrem ersten Gespräch mit ihnen geäußert.

Und wenn sie es noch nicht getan hatten und auch jetzt nicht taten, so liegt das nur daran, daß man eine Männerhand überhaupt nicht küßt.

Eines Tages sagte Anastase Dorémus, in seiner Art der Glückliche der Sterblichen, zu ihnen:

»Ich lebe nun fast 2 Jahre auf Standard Island und würde es bedauern, daß es nicht schon 60 wären, auch wenn man mir versicherte, daß ich nach 60 Jahren noch hier weilte . . . «

»O, Sie haben ja«, fiel Pinchinat ein, »allen Anspruch auf mindestens 100 Jahre!«

»Glauben Sie ja, Herr Pinchinat, daß ich diese Zeit gern abwarten werde. Warum sollte man auf Standard Island sterben?«

»Weil man am Ende überall einmal stirbt . . . «

»Doch nicht hier, bester Herr; ebensowenig wie im himmlischen Paradies!«

Was sollte man hiergegen sagen? Immerhin kam es von Zeit zu Zeit vor, daß selbst auf dieser reizenden Insel einer die Augen schloß. Dann beförderten die Dampfer seine Überreste nach den fernen Friedhöfen der Madeleinebai. Entschieden soll man in dieser Welt nie ganz glücklich sein.

Immerhin schweben einige dunkle Punkte am Horizont, ja sie nehmen nach und nach die Form mit Elektrizität überladener Wolken an, die über kurz oder lang Unwetter und Stürme bringen können. Die beklagenswerte Rivalität zwischen den Tankerdons und den Coverleys, eine Rivalität, die sich immer mehr zuspitzt, wirkt allmählich beunruhigend. Ihre Parteigänger machen mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Werden beide Teile einmal aneinandergeraten? Ist Milliard *City* von Unruhen und Aufruhr bedroht? Wird der Arm der Verwaltung kräftig und die Hand Cyrus Bikerstaffs fest genug sein, den Frieden zwischen diesen Montecchi und Capuletti zu erzwingen? Wer konnte das wissen? Bei den beiden

Rivalen, deren Eigenliebe ohne Grenzen zu sein schien, mußte man sich auf alles gefaßt machen.

Seit dem Aufritt, zu dem es bei der Passage der Linie kam, sind die beiden Milliardäre erklärte Feinde. Ihre Freunde halten zu ihnen. Zwischen den beiden Inselhälften hat jeder Verkehr aufgehört. Schon von fern weicht man einander aus, und bei keiner Begegnung geht es ohne drohende Gesten und wilde Blicke ab. Es verbreitet sich sogar das Gerücht, daß der frühere Händler von Chikago und einige Backbordstädter ein großes Handelshaus zu gründen beabsichtigten, daß sie von der Company die Genehmigung verlangt hätten, ungeheure Anlagen zu errichten, daß sie 100.000 Schweine einführen und sie hier schlachten und pökeln und auf den verschiedenen Archipelen des Großen Ozeans verkaufen wollten . . .

Hiernach kann man sich wohl vorstellen, daß das Haus Tankerdons und das Coverleys zu zwei Pulverkammern wurden, bei denen ein Fünkchen genügte, sie und Standard Island mit ihnen in die Luft zu sprengen. Man darf ja nicht vergessen, daß es sich um ein über den Tiefen des Meeres schwimmendes Bauwerk handelte. Eine solche Explosion konnte freilich nur eine – wenn der Ausdruck erlaubt ist – »geistige« sein, sie legte dann aber doch noch die Gefahr nahe, daß die Notabeln bald daran denken würden, von hier wegzuziehen. Das wäre aber ein Entschluß, der die ganze Zukunft und auf jeden Fall die finanzielle Lage der Standard Island Company schwer in Frage stellte.

Überall siedet und gärt es also, und es drohen auch materielle Katastrophen. Wer weiß, ob sie nicht unerwartet kommen werden!

Die Behörden hätten sich auch etwas weniger in Sicherheit wiegen und Kapitän Sarol mit seinen Malaien, die hier so gastliche Aufnahme gefunden hatten, etwas schärfer im Auge behalten sollen. Diese Leute benehmen sich nicht etwa verfänglich, sie sind mundfaul, halten sich beiseite und drängen nicht, Verbindungen anzuknüpfen, sondern genießen das Wohlergehen, dessen sie sich auf ihren wilden Neuen Hebriden mit Bedauern erinnern werden. Sie scheinen demnach zu keinem Verdacht Ursache zu geben?

Und doch! Jeder aufmerksame Beobachter würde bemerkt haben, daß sie ohne Unterlaß Standard Island durchstreifen, *Milliard City* aufs genaueste kennenzulernen suchen, so als wollten sie einen ausführlichen Plan davon aufnehmen. Man trifft sie im Park und auf dem Land. Sie erscheinen oft im Backbord- wie im Steuerbordhafen und beobachten das Ein- und Auslaufen der Schiffe. Man sieht sie auf weiten Spaziergängen das Ufer aufmerksam betrachten, wo die Zollbeamten Tag und Nacht scharf aufpassen, und die Batterien besuchen, die die Insel am Bug und am Heck verteidigen. Da die Malaien gar nichts zu tun hatten, erschien das alles ja ganz natürlich und veranlaßte niemand, gegen ihr Tun und Treiben Verdacht zu schöpfen.

Bei nur langsamer Fahrt gelangt Kommodore Simcoe allmählich weiter nach Süden. Yvernes, der sich ganz verändert hat, seitdem er ein »schwimmender Insulaner« geworden ist, überläßt sich ganz dem Genuß dieser Fahrt, dem sich auch Frascolin und Pinchinat nicht entziehen können. Sie verleben herrliche Stunden im Kasino, wo man ihre 14tägigen Konzerte mit Strömen von Gold honoriert. Jeden Morgen informieren sie sich aus den Zeitungen von *Milliard City*, denen die neuesten Nachrichten durch die Kabel zugehen, über alle Vorkommnisse in der Gesellschaft, der Wissenschaft, der Kunst und der Politik. Bezüglich der letzteren ist vorzüglich zu bemerken, daß die englische Presse nie aufhört, sich über diese bewegliche Insel zu beklagen, die den Stillen Ozean als Gebiet für ihre Fahrten benützt. Auf Standard Island wie in der Madeleinebai legt man auf solche Nörgeleien freilich keinen Wert.

Wir erwähnen hier auch, daß Sebastian Zorn und seine Kameraden in den Nachrichten aus der Fremde schon seit mehreren Wochen lesen konnten, daß die amerikanischen Zeitungen ihr plötzliches Verschwinden meldeten, was bei dem Ruf, den das berühmte Konzert-Quartett überall genoß, natürlich großes Aufsehen erregen mußte. San Diego hatte es am bestimmten Tag nicht zu sehen bekommen, und von San Diego war auch der erste

Alarmruf ausgegangen. Eifrige Nachforschungen ergaben schließlich, daß die Künstler sich an Bord der Schraubeninsel befanden, wohin sie von der Küste Niederkaliforniens durch eine listige Überrumpelung verlockt worden waren. Da sie gegen diese Entführung aber keinen offiziellen Widerspruch erhoben, kam es nicht zu einem diplomatischen Notenwechsel zwischen der Company und der Bundesregierung. Das Quartett mochte ja wissen, daß es allemal willkommen war, wenn es ihm beliebte zurückzukehren.

Freilich mußten die beiden Violinen und die Bratsche dem Violoncell Schweigen gebieten, der nicht böse darüber gewesen wäre, wenn der Zwischenfall zu einer Kriegserklärung zwischen der Neuen Welt und dem Juwel des Stillen Ozeans geführt hätte.

Die Künstler hatten übrigens seit ihrer unfreiwilligen Einschiffung wiederholt nach Frankreich geschrieben, auch von ihren dadurch beruhigten Familien erhielten sie wiederholt Nachricht, denn alle Korrespondenz wurde hier ebenso regelmäßig und sicher besorgt, wie etwa zwischen Hamburg und New York.

Eines Morgens, am 17. September, verspürt Frascalin, als er sich in der Bibliothek des Kasinos befindet, das sehr natürliche Verlangen, die Karte des Pomotou-Archipels, auf den sie zusteuern, zu studieren. Kaum hat er den Atlas aufgeschlagen und einen Blick auf diesen Teil des Großen Ozeans geworfen, da ruft er ganz verblüfft:

»Sapperment, wie wird es Ethel Simcoe anfangen, sich durch dieses Chaos hindurchzuwinden? Durch diesen Haufen von Inseln und Eilanden kann es für ihn kaum einen Weg geben . . . Das sind ja viele Hunderte! . . . Ein richtiger Haufen von Kieselsteinen inmitten eines Sumpfs! . . . Er wird anstoßen, scheitern oder hier oder da sitzenbleiben. Dann werden wir zu ansässigen Leuten in dieser Gruppe, die noch mehrgliedriger ist als unser Morbihan der Bretagne!«

Frascalin hat damit nicht unrecht. Das Departement Morbihan zählt nur 365 Inseln – genau so viel wie das Jahr Tage – der Archipel von Pomotou hat davon aber gut die doppelte Menge. Das sie

umgebende Meer enthält freilich einen Gürtel von Korallenriffen, der – nach Elisée Reclus – wohl 56 Lieue Umfang hat.

Bei Betrachtung der Karte wird aber jeder erstaunen, daß ein Schiff und noch weit mehr ein Bauwerk wie Standard Island in diesen Archipel einzudringen wagt, denn er besteht zwischen dem 17. und 28. Grad südlicher Breite und dem 134. und 147. Grad westlicher Länge aus mindestens 700 Inseln und Eilanden nur zwischen Mata-Hiva und der Insel Pitcairn.

Da ist es kein Wunder, daß diese Gruppen verschiedene Bezeichnungen erhalten haben, unter anderem die des »Gefährlichen Archipels« oder des »Schlimmen Meeres«. Daneben führen sie aber noch den Namen der »Niedrigen Inseln«, der »Tuamotou-Inseln«<sup>1</sup>, ferner der »Südlichen Inseln« und der »Der Nacht«, sowie den der »Geheimnisvollen Länder«. Was den Namen Pomotou oder Pamaoutou betrifft, der die »Unterworfenen Inseln« bedeutet, so hat eine 1850 in Papaete, der Hauptstadt von Tahiti, zusammengetretene Versammlung dagegen Einspruch erhoben. Doch obwohl die französische Regierung dem 1852 Rechnung trug und unter vorgenannten Namen den Namen Tuamotou wählte, so dürfte es sich hier doch mehr empfehlen, die allgemein bekannte Bezeichnung »Pomotou« beizubehalten.

So gefährlich die Schifffahrt hier auch sein mag, schreckt Kommodore Simcoe davor doch keinen Augenblick zurück. Er kennt diese Meere so genau, daß man sich auf ihn verlassen kann. Er steuert seine Insel so leicht wie ein Boot. Frascolin kann sich wegen Standard Island beruhigen; die Landspitzen von Pomotou werden ihren eisernen Rumpf nicht einmal berühren.

Am Nachmittag des 19. melden die Wachen des Observatoriums das erste Auftauchen einer Gruppe in etwa 12 Meilen Entfernung. Die Inseln hier sind nämlich auffallend niedrig. Übertagen auch einige von ihnen das Meer um etwa 40 Meter, so erheben sich 74 davon kaum eine halbe Toise und würden alle 24 Stunden zweimal überflutet werden, wenn die Gezeiten – Ebbe und Flut – hier nicht gleich Null wären. Die übrigen sind bloße, von

---

<sup>1</sup>Entfernte Inseln.

starker Brandung umtoste Atolle, Korallenbänke ohne jede Vegetation, einfache Klippen, die sich in derselben Richtung wie der Archipel fortsetzen.

Standard Island kommt von Osten her nach der Gruppe, um die Insel Anaa anzulaufen, die als wichtigster Platz jetzt von Fakarava ersetzt ist, seitdem Anaa 1878 durch einen furchtbaren Zyklon zum Teil zerstört worden ist, wobei sehr viele Menschen umkamen und Verwüstungen bis zur Insel Kaukura hin angerichtet wurden.

Zunächst bemerkt man aus 3 Meilen Entfernung Vahitahi. Wegen der Strömungen und der weit nach Osten hinausreichenden Klippen gilt es in diesem gefährlichsten Teil des Archipels die größte Vorsicht zu beobachten. Vahitahi besteht eigentlich nur aus einer Anhäufung von Korallen mit drei bewaldeten Eilanden in der Umgebung, deren Hauptdorf auf dem nördlichsten liegt.

Am nächsten Morgen erblickt man die Insel Akiti, deren Klippen mit Bryonia, Purpurpflirsichen, einem gelblichen Gras und mit welligem Borretsch bedeckt sind. Sie unterscheidet sich von den anderen Inseln dadurch, daß sie keine innere Lagune hat. Dadurch, daß sie die Durchschnittshöhe der übrigen übertrifft, ist sie schon aus etwas größerer Entfernung sichtbar.

Am nächsten Tag zeigt sich eine andere unbedeutende Insel, Amanu, deren Lagune mittels zweier Durchbrüche mit dem Meer in Verbindung steht.

Während die Bevölkerung von *Milliard City* nichts anderes verlangt, als ungestört durch den Archipel hinzugleiten, den sie schon im Vorjahr besucht hat, und zufrieden ist, dessen Wunder im Vorüberfahren zu genießen, hätten sich Pinchinat, Yvernes und Frascolin gewünscht, daß hier einmal angehalten würde, was ihnen Gelegenheit gegeben hätte, die durch die Arbeit der Polypen entstandenen, also wie Standard Island künstlichen Inseln näher zu besichtigen.

»Unsere«, bemerkt dazu Kommodore Simcoe, »hat nur die Fähigkeit der freien Fortbewegung . . .«

»Leider gar zu sehr«, erwiderte Pinchinat, »weil sie niemals anhält.«

»Sie wird bei den Inseln Hao, Anaa und Fakarava haltmachen, und Sie, meine Herren, werden Muße haben, diese zu durchstreifen.«

Auf die Frage nach der Art der Entstehung dieser Inseln, entwickelt Ethel Simcoe die fast allgemein angenommene Theorie, nach der sich der Boden dieses Teils des Stillen Ozeans um etwa 30 Meter gesenkt habe. Auf dessen wasserüberdeckten Gipfeln hätten die Zoophyten, die Polypen eine feste Basis gefunden, um ihre Korallenbauten aufzurichten. Nach und nach wären diese Bauten infolge der Tätigkeit von Infusorien, die in größerer Tiefe nicht gedeihen konnten, bis über die Oberfläche emporgewachsen und hätten diesen Archipel gebildet, dessen Inseln in Barren und kleinere oder größere Atolle zerfallen. Unter letzteren versteht man alle, die noch eine innere Lagune aufweisen. Durch Sturm und Wellen wurden dann Pflanzenbestandteile darauf geworfen, die schließlich eine Humusschicht bildeten. Als die Winde ihr hierauf auch Samenkörner zuführten, erhob sich die Vegetation auf den Korallenringen. Der kalkhaltige Boden bedeckte sich mit Gräsern und Pflanzen, mit Büschen und Bäumen, wozu das warme Klima nicht wenig beitrug.

»Und wer weiß«, rief Yvernes in einem Ausbruch von prophetischem Enthusiasmus, »ob der vom Großen Ozean verschlungene Kontinent nicht einmal wieder zur Oberfläche heraufsteigt. Dann werden hier, wo Dampfer und Segler verkehren, vielleicht Schnellzüge dahineilen, die die Alte und die Neue Welt verbinden ...«

»Abwarten ... abwarten, alter Jesaias!« ruft ihm Pinchinat respektlos zu.

Wie Kommodore Simcoe gesagt hatte, hielt Standard Island am 23. September vor der Insel Hao an, der sie sich bei der großen Wassertiefe sehr weit nähern konnte. Ihre Boote bringen einige Besucher durch die rechte, von Kokosbäumen besetzte Einfahrt an Land. Hier muß man noch 5 Meilen zurücklegen, um nach dem größten, auf einem Hügel gelegenen Dorf zu gelangen. Auch dieses zählt nur 2- bis 300 Einwohner, meist Perlmutterfischer, die für tahitische Handelshäuser tätig sind. Hier gibt es im Überfluß

jene Pandanus und Mikimikis-Myrthen, die ersten Bäume eines Bodens, auf dem jetzt das Zuckerrohr, die Ananas, der Taro, die Bryonia, der Tabak und besonders die Kokospalme gedeihen, von welcher letzterer die Insel über 40.000 Exemplare enthält.

Dieser »Baum der Vorsehung« gedeiht fast ohne jede Pflege. Seine schwarze Nuß dient den Eingeborenen als Nahrung und übertrifft als solche weit die Früchte des Pandanus. Mit ihr füttern sie ihre Schweine, ihr Geflügel und sogar ihre Hunde, die man wieder mit Vorliebe verspeist. Daneben liefert die Kokosnuß auch ein vortreffliches Öl, wenn sie, zerrieben und an der Sonne gedörst, nur einem mäßigen Druck ausgesetzt wird. Die Schiffe führen von hier ganze Ladungen jener Kopra nach dem Kontinent aus, wo man sie weit besser zu nutzen versteht.

In Hao darf man sich über die Bevölkerung Pomotous kein Urteil bilden wollen, dazu gibt es hier zu wenig Eingeborene. Dagegen hat das Quartett jene besser auf Anaa beobachten können, vor dem Standard Island am Morgen des 27. September eintrifft.

Anaa mit seinen prächtigen Wäldern erblickt man erst aus geringer Entfernung. Als eine der größten Inseln des Archipels hat es 15 Meilen Länge und, an seiner madreporischen Basis gemessen, 9 Meilen Breite.

Wir erwähnten schon, daß es 1878 durch einen Zyklon verheert wurde, der es nötig machte, den Hauptort des Archipels nach Fakarava zu verlegen. Bei dem so mächtigen Klima der Tropenzone hätte man freilich erwarten können, daß die angerichteten Schäden sich nach wenigen Jahren wieder ausglich. In der Tat hat sich Anaa auch soweit erholt, daß es zur Zeit 1.500 Einwohner zählt. Gegen Fakarava bleibt es jedoch immer deshalb im Nachteil, daß hier die Verbindung mit dem Meer nur durch eine enge Wasserstraße mit starker Strömung nach außen möglich ist, während die Lagune von Fakarava zwei breite Durchgänge, im Norden und im Süden, besitzt. Doch wenn sich der Hauptmarkt für Kokosöl auch nach letzterer Insel gewendet hat, so lockt das malerische Anaa doch noch alle Besucher an.

Nachdem Standard Island sich unter den günstigsten Verhältnissen festgelegt hat, lassen sich viele Milliardeneser an Land befördern. Sebastian Zorn und seine Kameraden sind unter den ersten, denn auch der Violoncellist hat sich bewegen lassen, an dem Ausfluge teilzunehmen.

Nachdem sie sich informiert hatten, auf welche Weise diese Insel einst entstand – übrigens war das ganz genauso wie bei den übrigen zugegangen –, wenden sie sich zuerst nach dem Dorf Tuahora. Der Kalkrand oder der Korallenring hat hier eine Breite von 4 bis 5 Metern, erhebt sich nach dem Meer zu ziemlich steil, fällt aber nach der Lagune zu, die wie in Rairoa und Fakarava etwa 100 Seemeilen Umfang hat, ziemlich sanft ab. Auf diesem Ring stehen Tausende von Kokosbäumen, die den hauptsächlichsten, um nicht zu sagen den einzigen Reichtum der Insel bilden.

Tuahora wird von einer sandigen, durch ihr glänzendes Weiß auffallenden Straße durchschnitten. Der französische Resident wohnt nicht mehr hier, seit Anaa seine Rolle als Hauptort ausgespielt hat. Die von einer schwachen Umwallung geschützte Wohnung besteht aber noch heute, und über der Kaserne der kleinen Besatzung, die unter dem Befehl eines Marine-Sergeanten steht, weht die Trikolore.

Die übrigen Wohnungen von Tuahora sind auch keine eigentlichen Hütten, sondern bequeme, gesunde, ziemlich gut ausgestattete Häuschen, die der Mehrzahl nach auf Korallengrund errichtet wurden. Pandanusblätter bilden ihre Bedachung, und das Holz dieses kostbaren Baums diente zur Herstellung von Türen und Fenstern. Da und dort sind sie von Gemüsegärten umgeben, für die die nötige Erde erst weit herbeigeschafft werden mußte und die im allgemeinen einen reizenden Anblick gewähren.

Vertreten die Eingeborenen hier mit einer mehr schwärzlichen Haut auch keinen so ausgesprochenen Typus und ist ihre Physiognomie weniger ausdrucksvoll, ihr Charakter weniger lebenswürdig als der der Bewohner der Marquisen, so dürfen sie doch als gute Muster der Bevölkerung im äquatorialen Ozean betrachtet werden. Intelligente und fleißige Arbeiter, wie sie es sind, leisten

sie der physischen Degeneration, die die Eingeborenen des Stillen Ozeans bedroht, voraussichtlich auch besseren Widerstand.

Ihre Hauptindustrie besteht, wie Frascolin sich überzeugen konnte, in der Gewinnung des Kokosöls, woraus sich auch die überraschende Menge von Kokospalmen in den Pflanzungen des Archipels erklärt. Diese Bäume entwickeln sich hier ebenso leicht, wie die Korallenbildungen auf der Oberfläche der Atolle.

Sie haben aber einen Feind, den die Pariser Ausflügler auch kennenlernen sollten, als sie sich eines Tages auf dem Strand des inneren Sees gelagert hatten, dessen grünes Wasser so auffallend gegen das Blau des Himmels absticht.

Da wird plötzlich erst ihre Verwunderung und dann ihr Entsetzen durch ein rasselndes Geräusch im Buschwerk erregt.

Was zeigt sich ihren Blicken? – Eine Krustazee von ungeheurer Größe.

Sofort springen sie auf die Füße und starren das Untier an.

»Pfui, die häßliche Bestie!« ruft Yvernes.

»Das ist eine Krabbe!« antwortet Frascolin.

In der Tat war es eine Krabbe,<sup>1</sup> und zwar der sogenannte Birgo der Eingeborenen, von denen es auf der Insel so viele gibt. Ihre Vorderfüße bilden zwei kräftige Scheren, womit sie die ihnen zur Nahrung dienenden Nüsse zu öffnen vermögen. Diese Birgos leben auf dem Land in einer Art Dachsbauten, die sie zwischen den Baumwurzeln aushöhlen und mit Kokosfasern tapezieren.

Meist in der Nacht suchen sie die heruntergefallenen Nüsse, klettern jedoch im Notfall auch auf die Bäume und werfen die Kokosnüsse selbst hinunter. Die Krabbe hier muß, wie Pinchinat sagt, furchtbar vom Hunger geplagt worden sein, da sie ihr dunkles Versteck am hellen Tag verlassen hatte.

Man läßt das Tier ungestört, um es bei seinem Tun und Treiben beobachten zu können. Dieses bemerkt eine große Nuß zwischen dem Gesträuch; von der entfernt es zunächst mit den Scheren die Fasern der Schale und schlägt und hämmert dann tüchtig auf die nackte Hülle. Nachdem die Nuß geöffnet ist, zieht der Birgo den Inhalt mit seinen sehr scharf zulaufenden Hinterfüßen heraus.

---

<sup>1</sup>Taschenkrebs.

»Offenbar«, meint Yvernes, »hat die Natur den Birgo zum Öffnen der Kokosnüsse geschaffen.«

»Ja, und die Kokosnuß, um dem Birgo als Nahrung zu dienen«, fügt Frascolin hinzu.

»Und wenn wir nun die Absicht der Natur vereiteln, indem wir die Krabbe hindern, diese Nuß zu verzehren und diese Nuß von der Krabbe verzehren zu lassen?« fällt Pinchinat ein.

»Ich bitte euch, sie nicht zu belästigen«, sagt Yvernes. »Wir wollen auch bei Landkrabben keine schlechte Vorstellung von Parisern, die sich auf Reisen befinden, erwecken!«

Alle stimmten dem zu, und die Krabbe, die erst einen grimigen Blick auf »Seine Hoheit« geworfen hat, belohnt die erste Geige des Konzert-Quartetts mit einem dankbaren Blick.

Nach 6stündigem Aufenthalt vor Anaa steuert Standard Island nach Norden weiter und durch das Gewirr von Inseln und Eilanden, durch die es Kommodore Simcoe mit kundiger Hand hindurchführt. *Milliard City* ist während der Fahrt zugunsten der Küste und besonders der Umgebung der Rammspornbatterie ziemlich entvölkert. Immer sind Inseln in Sicht oder richtiger herrliche Blumenkörbe, die auf dem Wasser schwimmen, so daß man einen Blumenmarkt auf einem holländischen Kanal vor Augen zu haben glaubt. Zahlreiche Pirogen tummeln sich in der Nähe der beiden Häfen umher, doch verwehren ihnen die Hafenbeamten nach strengem, darüber erhaltenem Befehl die Einfahrt. Viele eingeborene Frauen kommen sogar schwimmend herbei, wenn die bewegliche Insel nahe dem madreporischen Ufer dahingleitet. Daß sie die Männer nicht in den Booten begleiten, liegt daran, daß diese Fahrzeuge für das schönere Geschlecht von Pomotou unter Tabu stehen, so daß sie darin also nicht Platz nehmen dürfen.

Am 4. Oktober hielt Standard Island vor Fakarava, am südlichen Eingang dazu, an. Bevor die Boote zur Überführung von Besuchern abstoßen, erscheint der französische Resident im Steuerbordhafen, von wo aus der Gouverneur Befehl gibt, ihn zum Rathaus zu geleiten.

Die Zusammenkunft gestaltet sich sehr herzlich. Cyrus Bikerstaff hat das offizielle Aussehen, das er bei Zeremonien dieser

Art anzunehmen pflegt. Der Resident, ein alter Offizier von der Marine-Infanterie, gibt ihm darin nichts nach, man kann sich unmöglich ein Paar ernstere, würdigere und höflichere Leute als die beiden Herren vorstellen.

Nach dem Empfang besichtigt der Resident *Milliard City*, wobei ihn Calistus Munbar begleitet. In ihrer Eigenschaft als Franzosen schließen sich unsere Pariser mit Athanase Dorémus dem Oberintendanten an, und dem Residenten macht es eine wahre Freude, hier mit Landsleuten zusammenzutreffen.

Am nächsten Tag erwidert der Gouverneur dem alten Offizier in Fakarava seinen Besuch und beide nehmen wieder die offiziellen Gesichter von gestern an. An Land gekommen, begibt sich das Quartett nach der Residenz . . . eine sehr einfache Wohnstätte mit einer Garnison von einem Dutzend alter Seesoldaten. Über dem Haus flattert die französische Flagge im warmen Wind.

Obwohl Fakarava die Hauptstadt des Archipels geworden ist, kann es sich, wie gesagt, mit Anaa doch nicht vergleichen. Das Dorf – denn den Namen einer Stadt verdient es nicht – liegt nicht so malerisch unter dem Grün der Bäume, und auch seine Bewohner sind minder seßhafter Natur. Abgesehen von der Fabrikation von Kokosöl, die in Fakarava selbst betrieben wird, beschäftigt sich die Einwohnerschaft mit dem Einsammeln von Perlenmuscheln. Der Vertrieb der Perlmutter, die sie dabei gewinnen, zwingt sie zu häufigem Besuch der Nachbarinsel Toau, wo die Bearbeitung erfolgt. Als kühne Taucher zögern die Eingeborenen nicht, bis zur Tiefe von 20 bis 30 Metern hinabzugehen und sind nicht nur an den starken Druck, dem sie dabei unterliegen, sondern auch daran gewöhnt, den Atem länger als eine Minute anzuhalten.

Einzelnen Fischersleuten wurde es gestattet, ihre Beute von dem Fang, Perlmutter oder Perlen, selbst den Notabeln von *Milliard City* anzubieten. An dergleichen Schmucksachen fehlt es den reichen Damen der Stadt zwar gewiß nicht, da es jedoch überaus schwierig ist, sich diese Naturprodukte in rohem Zustand zu verschaffen und sich hier Gelegenheit dazu bietet, kaufen sie von

den Fischern alles zu unglaublich hohen Preisen. Wenn Mrs. Tankerdon eine kostbare Perle erwirbt, muß Mrs. Coverley natürlich ihrem Beispiel folgen. Zum Glück kam es nicht zum gegenseitigen Überbieten auf ein und denselben Gegenstand, denn niemand weiß, wie weit das gegangen wäre. Andere Familien lassen es sich auch nicht nehmen, es ihren Freunden nachzutun, und heute hatten, wie man in der Seemannssprache zu sagen pflegt, die Fakaravier »eine vortreffliche Flut«.

Nach 10 Tagen, am 13. Oktober, setzt sich das Juwel des Stillen Ozeans in früher Morgenstunde wieder in Bewegung. Von dem Hauptort Pomotous aus gelangt es nun nach der westlichen Grenze des Archipels. Kommodore Ethel Simcoe vermag die fast unglückliche Anhäufung von Inseln und Eilanden, Klippen und Atolle in keiner Weise in Verlegenheit zu bringen. Er windet sich, ohne den geringsten Stoß erlitten zu haben, aus dem »Schlimmen Meer« heraus, und vor ihm liegt nun der Teil des Großen Ozeans, der, durch einen Zwischenraum von 4 Grad, den Archipel von Pomotou von dem der Gesellschaftsinseln trennt. Hier schwenkt die von 10 Millionen PS getriebene Standard Island etwas nach Südwesten ab und steuert nun dem von Bougainville so begeistert gepriesenen, zauberhaft schönen Tahiti zu.

### 13. KAPITEL

#### *Auf Tahiti*

Der Archipel der Gesellschaftsinseln oder von Tahiti liegt zwischen  $15^{\circ} 52'$  und  $17^{\circ} 49'$  südlicher Breite und zwischen  $150^{\circ} 8'$  und  $156^{\circ} 30'$  westlicher Länge von Paris. Er bedeckt an die 2.200 Quadratkilometer.

Zwei gesonderte Gruppen bilden ihn: 1. Die Inseln des Windes, Taiti oder Tahiti-Tahaa, Tapamanoa, Eimeo oder Morea, Tetiaroa und Meetia, die unter französischer Schutzherrschaft stehen; 2. Die Inseln Unter dem Wind, Tubuai, Manu, Huahine, Raiatea-Thao, Bora-Bora, Mofy-Iti, Maupiti, Mapetia, Bellingshausen und Scilly, die von eingeborenen Häuptlingen beherrscht werden. Die Engländer nennen sie Georgsinseln, obgleich ihr Entdecker Cook

sie zu Ehren der Königlichen Gesellschaft in London den »Archipel der Gesellschaftsinseln« getauft hatte. 250 Seemeilen von den Marquisen gelegen, zählt diese Gruppe nach den neuesten Aufnahmen 40.000 eingeborene und fremde Bewohner.

Von Nordost aus ist Tahiti die erste der Inseln des Windes, die vor dem Auge der Seefahrer auftaucht. Die Wachposten des Observatoriums signalisieren sie auch schon aus weiter Ferne, da der Maiao oder Diademberg 1.239 Meter über das Meer emporragt.

Die Fahrt hierher ist ohne Unfall verlaufen. Unterstützt vom Passatwind hat Standard Island die prächtigen Gewässer durchschnitten, über denen die Sonne jetzt dem Wendekreis des Steinbocks zueilt. Noch 2 Monate und einige Tage, und sie wird ihn erreicht haben, wird darauf nach dem Äquator hin zurückkehren, und auf der Schraubeninsel wird, mit der Sonne im Zenit, mehrere Wochen lang starke Hitze herrschen, und schließlich wird diese jener in gemessener Entfernung nachfolgen.

Die Milliardeneser sollen jetzt zum ersten Mal bei Tahiti Aufenthalt nehmen. Vergangenes Jahr wurde die Fahrt zu spät angetreten. Sie waren nach Westen nicht weiter als bis Pomotou gekommen und dann gleich wieder nach dem Äquator hin umgekehrt. Der Archipel der Gesellschaftsinseln ist aber gerade der schönste im Stillen Ozean. Bei der Fahrt durch ihn hindurch sind unsere Pariser auch des Lobes übervoll über den Reiz der Fortbewegung eines Bauwerks, dem es freisteht, sich Lage und Klima nach Belieben auszuwählen.

»Ja, wir werden aber noch sehen, wie dieses unsinnige Abenteuer ausgeht!« schloß Sebastian Zorn in gewohnter Weise.

»Ich wünschte nur, daß es niemals ein Ende nähme!« rief Yvernes.

Mit dem Morgenröte des 17. Oktober trifft Standard Island in Sicht von Tahiti ein, und zwar gegenüber seiner Nordküste. Während der Nacht war der Leuchtturm der Venusspitze gepeilt worden. Es wäre heute noch Zeit gewesen, bis vor die nordwestlich und jenseits dieser Landspitze gelegene Hauptstadt Papeete zu

gelangen. Nun war aber der Rat der Notabeln zusammengetreten. Wie in allen solchen Fällen befehden sich darin zwei Parteien. Die eine, unter der Führung Jem Tankerdons, spricht sich für einen westlichen, die andere, mit Nat Coverley, für einen östlichen Kurs aus. Cyrus Bikerstaff, dem bei Meinungsverschiedenheiten die entscheidende Stimme zukommt, erklärt darauf, daß man nach Papeete mittels Umschiffung der Insel im Süden gehen werde. Diese Entscheidung kann dem Quartett nur höchst gelegen kommen, denn sie gestattet ihm, die ganze Schönheit dieser Perle des Ozeans, der Neuen Kythera Bougainvilles, zu bewundern.

Tahiti hat eine Fläche von 1.042 Quadratkilometern. Seine Bevölkerung, die sich 1876 auf 7.000 Eingeborene, 300 Franzosen und 1.100 andere Ausländer belief, zählt jetzt nicht mehr als 7.000 Köpfe. Geometrisch zeigt es genau die Form einer Kürbisflasche, deren weiten Teil die Hauptinsel bildet, die mit dem von der Halbinsel Tatarapu gebildeten Hals durch den schmalen Isthmus von Taravao zusammenhängt.

Frascolin war es, der diesen Vergleich anstellte, da er eine in großem Maßstab gehaltene Karte des Archipels studiert hat, und seine Kameraden finden jenen so zutreffend, daß sie Tahiti noch auf den neuen Namen »Die Kürbisflasche der Tropen« taufen.

Seit Errichtung der Schutzherrschaft am 9. September 1842 zerfällt Tahiti administrativ in sechs Ämter, die in 21 Bezirke aufgeteilt sind. Noch sind die Schwierigkeiten nicht vergessen, wozu es damals zwischen dem Admiral Dupetit-Thouars, der Königin Pomare und England kam, und zwar infolge der Aufhetzungen jenes verächtlichen Bibel-Baumwollhändlers, der sich Pritchard nannte und der in den »Guepes« Alphonse Karrs so geistvoll kariert wurde.

Doch das ist Geschichte und es wird davon jetzt ebensowenig gesprochen, wie von den Taten des angelsächsischen Krämers.

Standard Island kann sich bis auf eine Meile an die Küste der Kürbisflasche der Tropen heranwagen. Diese Flasche ruht nämlich auf Korallenuntergrund, der ganz steil in die Tiefen des Ozeans abfällt. Ehe man aber so nahe herankommt, haben die Milliarden ihrer imposante Masse, ihre von der Natur mehr als die der

Sandwich-Inseln begünstigten Berge, ihre grünenden Gipfel und waldigen Täler, ihre Pics, die wie die Pinakeln eines gotischen Doms aufstreben, und ihren Gürtel von Kokospalmen, der sich im Schaum der Brandung badet, bewundern können.

Im Laufe des Tages und während der Fahrt längs der Westküste haben alle Neugierigen vom Steuerbordhafen aus, das Lorgnon vor den Augen – natürlich führt ein jeder Pariser ein solches mit sich – die tausend Einzelheiten der Küste betrachten können; den Bezirk Papenoo, in dessen breitem Tal am Fuß der Berge man einen Fluß gewahrt, der sich an einer Stelle, wo sich auf der Strecke von einigen Meilen kein Riffgürtel erhebt, in den Ozean ergießt; ferner Hitiaa, einen recht sicheren Hafen, von dem aus ungezählte Millionen von Orangen nach San Francisco ausgeführt werden, und endlich Mahaena, wo die Eroberung der Insel 1845 nur nach heftigem Kampf mit den Eingeborenen ihren letzten Abschluß fand.

Des Nachmittags kommt man gegenüber der schmalen Landzunge von Taravao an. Die Halbinsel umschiffend, nähert Kommodore Simcoe sich dieser genug, um die fruchtbaren Gefilde von Tautira ebenso erkennen zu können, wie die zahlreichen Wasserläufe, die daraus eines der reichsten Gebiete des Archipels machen. Auf einem Teller von Korallen ruhend, sendet Tatarapu majestätisch die rauhen Abhänge seiner erloschenen Krater zum Himmel empor.

Mit dem nahen Untergang der Sonne kleiden diese sich noch einmal in glühenden Purpur, die Schattierungen werden milder und die Farben schmelzen zu warmen, durchsichtigen Dünsten zusammen. Bald erscheint alles nur noch als unbestimmte Masse, von der aus der Duft der Orangen- und Zitronenbäume sich mit dem Abendwind verbreitet. Nach sehr kurzer Dämmerung ist es vollständig Nacht geworden.

Standard Island umschifft noch die äußerste südwestliche Ecke der Insel und schwimmt mit Tagesanbruch vor der Westküste des Isthmus.

Der fleißig kultivierte und volkreiche Bezirk Taravao hat zwischen den Orangenwäldern treffliche Straßen, die ihn mit dem

Bezirk Papeari verbinden. Auf seinem höchsten Punkt liegt ein Fort, das beide Seiten des Isthmus beherrscht und dessen wenige Kanonen außerhalb der Schießscharten eine nach unten weisende Mündung ihrer Rohre zeigen. Im Hintergrund dehnt sich der Phaetonhafen aus.

»Warum glänzt der Name jenes tollkühnen Lenkers des Sonnenwagens auf diesem Isthmus?« fragt sich Yvernes.

Bei langsamer Fahrt folgt man ihnen, den Korallenuntergrund mehr aufweisenden Konturen, die die Westküste Tahitis kennzeichnen. Neue Bezirke von wechselndem Aussehen tauchen nacheinander auf: Papeari mit zuweilen sumpfigen Ebenen, Mataiea, der herrliche Hafen von Papeuriri, dann ein langes, vom Vaihiriafluß durchströmtes Tal, und im Hintergrund ein 500 Meter hoher Berg, der fast einem Waschtisch mit einem einen halben Kilometer weiten Becken darauf ähnelt. Dieser alte, jedenfalls mit Süßwasser erfüllte Krater scheint mit dem Meer in gar keiner Verbindung zu stehen.

Nach dem Bezirk Ahauraono, wo Baumwolle in großer Menge angebaut, und nach dem von Papara, in dem ebenfalls starker Landbau getrieben wird, sieht man von Standard Island aus und jenseits der Landspitze von Mara das große Tal von Paruvia, das sich vom Diademberg herabzieht und vom Punarun bewässert wird. Jenseits Taapunas, der Tataospitze und der Mündung der Faa wendet sich Kommodore Simcoe ein wenig nach Nordost, vermeidet geschickt das Eiland Motu-Uta und trifft am Abend um 6 Uhr vor dem Einschnitt ein, der den Zugang nach der Bai von Papeete bildet.

Am Eingang zeigt sich der in wunderlichen Windungen durch das Korallenriff verlaufende Kanal, den bis zur Farentespitze kaum je gebrauchte Kanonen kennzeichnen. Selbstverständlich braucht Ethel Simcoe, dank seinen Karten, hier keine Lotsen, wie die Walfängerschiffe, die vor dem Kanal liegen. Bald erscheint ein Boot mit gelber Flagge. Es ist »die Sanität«, die Gesundheitspolizei, die im Steuerbordhafen Erkundigungen einzieht. Man ist auf Tahiti sehr streng und niemand darf hier an Land gehen, ohne

vom Hafenarzt, der in Begleitung eines Offiziers erscheint, dazu Erlaubnis erhalten zu haben.

Im Steuerbordhafen angelangt, setzt sich der Arzt sofort mit den Behörden von Standard Island in Verbindung. Es handelt sich nur um eine Formalität. Kranke gibt es weder in *Milliard City*, noch in dessen Umgebung. Jedenfalls sind alle epidemischen Krankheiten, wie Cholera, Influenza, Gelbes Fieber und dergleichen, hier unbekannt. Wie üblich wird also eine »Unbedenklichkeitsbescheinigung« ausgestellt. Doch da nach dem schwachen Versuch einer Dämmerung schon die Nacht hereinbricht, verschiebt man die Ausschiffung bis zum folgenden Morgen, und Standard Island entschlummert in Erwartung des kommenden Tages.

Mit dem Morgenrot krachen Schüsse. Die Rammspornbatterie begrüßt mit 21fachem Donner die Inselgruppe und Tahiti, die Hauptstadt des französischen Protektorats. Gleichzeitig hebt und senkt sich auf dem Turm des Observatoriums dreimal die rote Flagge mit goldener Sonne.

Von der Batterie an der Spitze der großen Einfahrt nach Tahiti wird der Salut Schuß für Schuß erwidert.

Schon zu früher Stunde ist der Steuerbordhafen sehr belebt. Die Trambahnen bringen eine große Menge Touristen, die nach der Hauptstadt des Archipels wollen, und Sebastian Zorn und seine Kameraden gehören darunter zu den ungeduldigsten. Da die Boote der Schraubeninsel nicht alle aufzunehmen vermögen, bieten sich sogleich Eingeborene an, die Fremden über die kurze, 6 Kabellängen messende Strecke zwischen dem Steuerbordhafen und der Insel zu befördern.

Der Gouverneur muß natürlich zuerst übergesetzt werden, da er sich den Zivil- und Militärbehörden Tahitis vorstellen und auch einen Besuch bei der Königin machen muß.

Gegen 9 Uhr morgens nehmen Cyrus Bikerstaff, seine Adjunkten Barthelemy Ruge und Hubert Harcourt, alle in großer Uniform, in der Galaschaluppe Platz. Ihnen schließen sich noch die ersten Notabeln beider Stadthälften, darunter Nat Coverley und Jem Tankerdon, Kommodore Simcoe nebst seinen Offizieren in

glänzenden Uniformen, sowie Oberst Stewart nebst Begleitung an, und alle begeben sich nach dem nahen Hafen von Papeete.

Sebastian Zorn, Frascolin, Yvernes und Pinchinat, sowie Athanase Dorémus und Calistus Munbar besteigen mit noch einigen städtischen Beamten ein anderes Boot.

Viele Kanus und Pirogen der Eingeborenen geben der offiziellen Welt von *Milliard City* das Geleit.

Der Hafen von Papeete ist ganz ausgezeichnet und von solcher Tiefe, daß selbst die größten Schiffe darin vor Anker gehen können. Er hat drei Zugänge: den sogenannten Kanal, der 70 Meter breit und 80 lang, doch durch eine kleine, mit Baken bezeichnete Untiefe verengt ist, und daneben den Kanal von Tanoa im Osten und den von Tapuna im Westen des ersteren.

Majestätisch gleiten die elektrischen Schaluppen vor dem mit Villen und Ferienhäusern bedeckten Strand und längs der Kais mit den daran vertäuten Schiffen hin. Die Landung erfolgt am Fuß eines schönen Springbrunnens, der gleichzeitig als Sammelbecken dient und von den rauschenden Rios der benachbarten Berge, unter denen einer den semaphorischen Apparat trägt, überreichlich gespeist wird.

Cyrus Bikerstaff und sein Gefolge verlassen ihr Boot unter dem Zulauf der eingeborenen und fremdländischen Bevölkerung, die das Juwel des Stillen Ozeans als das außerordentlichste Wunderwerk des menschlichen Geistes mit lautem Jubel begrüßt.

Nachdem der erste Enthusiasmus beim Empfang verrauscht ist, begeben sich die Neuangekommenen nach dem Palast des Gouverneurs von Tahiti.

Calistus Munbar, der in seiner nur für besondere Zeremonien bestimmten Galatracht ganz prächtig aussieht, lädt das Quartett ein, ihn zu begleiten, und dieses beeilt sich, dem Wunsch des Oberintendanten Folge zu leisten.

Das französische Protektorat erstreckt sich nicht nur auf die Inseln Tahiti und Morea, sondern auch auf die benachbarten Gruppen. Sein Chef ist ein hoher Zivilbeamter mit einem ihm unterstellten Befehlshaber, der die Heeres- und Marineangelegenheiten besorgt, die Finanzen der Kolonie und der Stadt überwacht und

die gerichtliche Verwaltung regelt. Dem Generalsekretär des Chefs fallen die Zivilangelegenheiten des Landes zu. Auf den Inseln, wie auf Morea, auf Fakarava im Pomotouarchipel und auf dem zu Nuka-Hiva gehörigen Taio-Hae befinden sich stellvertretende Residenten und ein Friedensrichter, der zum Ressort der Marquisen gehört. Seit 1861 besteht auch ein beratender Ausschuß für Handel und Landwirtschaft, der jährlich einmal in Papeete zusammentritt. Hier befindet sich auch die Direktion der Artillerie und die Leitung des Ingenieurwesens. Die Garnison setzt sich aus Abteilungen der Kolonial-Gendarmerie und der Marine-Artillerie und -Infanterie zusammen. Ein Pfarrgeistlicher nebst einem Vikar, die von der Inselverwaltung berufen werden, und neun auf die verschiedenen Gruppen verteilte Missionare überwachen die Ausübung des katholischen Kultus. Die Pariser können wirklich glauben, in Frankreich, in einem heimatlichen Hafen zu sein, und das gewährt ihnen eine große Befriedigung.

Die Dörfer der verschiedenen Inseln werden von einer Art eingeborenem Gemeinderat verwaltet. In diesem führt ein Tavana den Vorsitz, und ihn unterstützen ein Richter, ein Muto3-Hauptling und zwei von den Bewohnern gewählte Beisitzer.

Im Schatten herrlicher Bäume wandelt die ganze Gesellschaft nach dem Gouvernementspalast. Überall erheben sich schön gewachsene Kokospalmen, Perubalsambäume mit rötlichem Laubwerk und ganze Haine von Orangenbäumen, Goyaven, Kautschukbäumen usw. Der Palast steht inmitten dieses Grüns, das er kaum mit dem Dach überragt. Er zeigt in seiner Fassade ein elegantes Äußeres und besteht aus einem Erd- und einem Obergeschoß. Hier haben sich die höchsten Beamten versammelt und die Kolonial-Gendarmerie macht die Honneurs.

Der Zivilgouverneur empfängt Cyrus Bikerstaff in einer so liebenswürdigen Weise, wie sie dieser in den englischen Archipelen der weiteren Umgebung gewiß nicht zu bemerken gehabt hätte. Er dankt ihm dafür, Standard Island in die Gewässer des Archipels geführt zu haben, und hofft, daß der Besuch, den Tahiti leider zu erwidern nicht imstande sei, sich alljährlich wiederholen werde. Die Zusammenkunft währt eine halbe Stunde und endet mit der

Abmachung, daß Cyrus Bikerstaff die hiesigen Behörden am nächsten Tag im Rathaus von *Milliard City* erwarten werde.

»Gedenken Sie einige Zeit bei Papeete zu verweilen?« fragt der Zivilgouverneur.

»Etwa 14 Tage lang«, antwortet Bikerstaff.

»Dann werden Sie das Vergnügen haben, eine französische Flottendivision zu sehen, die gegen Ende dieser Woche eintreffen dürfte.«

»Wir werden uns glücklich schätzen, Herr Gouverneur, sie auf unserer Insel freundlichst zu empfangen.«

Cyrus Bikerstaff stellt die Personen seines Gefolges vor, seine Adjunkten, Kommodore Ethel Simcoe, den Befehlshaber der Miliz, die verschiedenen Beamten, den Oberintendanten der schönen Künste und die Künstler des Konzert-Quartetts, die hier einen Empfang finden, wie er Landsleuten zukommt.

Zu einiger Verlegenheit kommt es wegen der Vertreter der beiden Hälften von *Milliard City*. Wie soll man der Eigenliebe Jem Tankerdons und Nat Coverleys gleichzeitig genüge tun, die beide das Recht haben ... »gleichzeitig zu marschieren«, bemerkt Pinchinat, einen berühmten Vers Scribes parodierend.

Diese Schwierigkeit wird vom Zivilgouverneur selbst überwunden. Über die Rivalität der beiden berühmten Milliardeseer informiert, entwickelt er solchen Takt, solche diplomatische Gewandtheit, daß die Sache so glatt verläuft, als wenn sie schon im voraus geregelt gewesen wäre. Ohne Zweifel hätte der Chef eines englischen Protektorats bei gleicher Gelegenheit noch Feuer ins Pulver geworfen, um der Politik des Vereinigten Königreichs einen Dienst zu erweisen. Zu einem ähnlichen Fehlgriff kommt es hier im Palast des Zivilgouverneurs nicht, und hochbefriedigt von dem Empfang zieht sich Cyrus Bikerstaff mit seinem Gefolge zurück.

Es versteht sich von selbst, daß Sebastian Zorn und seine Kameraden die Absicht hatten, den schon ganz außer Atem geratenen Athanase Dorémus seine Wohnung in der 25. Avenue wieder aufsuchen zu lassen. Sie selbst wollten so viel wie möglich in Papeete verweilen, dessen Umgebung besuchen, Ausflüge nach den

wichtigsten Bezirken unternehmen und auch die Halbinsel Tata-rapu durchwandern, kurz, sie wollten die Kürbisflasche des Stillen Ozeans bis zum letzten Tropfen leeren.

Von dem von ihnen gefaßten Beschluß machen sie auch Calistus Munbar Mitteilung, und der Oberintendant billigt ihn in allen Stücken.

»Ich empfehle Ihnen nur«, sagt er, »48 Stunden zu warten, bevor Sie sich aufmachen.«

»Ja, warum denn nicht heute?« fragt Yvernes, der schon vor Ungeduld brennt, den Wanderstab zu ergreifen.

»Weil die Behörden von Standard Island erst noch der Königin ihre Aufwartung machen wollen und es angezeigt erscheint, daß auch Sie Ihrer Majestät und deren Hof vorgestellt werden.«

»Und morgen . . . ?« fragt Frascolin weiter.

»Morgen wird der Zivilgouverneur des Archipels den Behörden von Standard Island den erhaltenen Besuch erwidern, und es gehört sich doch . . . «

»Daß auch wir dabei sind«, antwortet Pinchinat. »Nun gut, wir werden zur Stelle sein, Herr Oberintendant.«

Vom Palast des Gouverneurs aus begibt sich Cyrus Bikerstaff mit seinem Gefolge nach dem Ihrer Majestät – eine einfache Promenade unter Bäumen hin, die kaum eine Viertelstunde in Anspruch nimmt.

Die königliche Wohnung liegt sehr schön in dichter grüner Umgebung.

Sie bildet ein Viereck mit zwei Stockwerken, dessen Dach nach Art der Schweizerhäuser noch zwei übereinanderliegende Reihen von Veranden überdeckt. Von den oberen Fenstern aus umfaßt der Blick ausgedehnte Anpflanzungen, die bis zur Stadt heranreichen, und darüber hinaus schimmert ein Teil des Meeres. Es ist im ganzen eine reizende, zwar nicht luxuriöse, aber anheimelnde Wohnstätte.

Die Königin hat durch die Annahme der französischen Schutzherrschaft nichts von ihrem Ansehen verloren. Weht auch die Fahne Frankreichs von den Masten der im Hafen von Papeete liegenden oder auf der Reede verankerten Schiffe ebenso wie von den

öffentlichen Gebäuden, so leuchten über dem königlichen Palast doch noch immer die alten Farben des Archipels, die Flagge mit rotweißen Querstreifen und dem dreifarbigem Jack in der oberen inneren Ecke.

Im Jahr 1706 entdeckte Quiros die Insel Tahiti, der er den Namen »Sagittaria« gab. Nach ihm vervollständigten Wallis 1767 und Bougainville 1768 die Erforschung der Gruppe. Zur Zeit der Entdeckung herrschte hier die Königin Oberea, und nach ihrem Ableben tauchte in der Geschichte Ozeaniens die Dynastie der Pomares auf.

Pomare I. (1762 bis 1780), der zuerst unter dem Namen Otoo (d.i. der schwarze Reiher) regiert hatte, vertauschte diesen später gegen den Namen Pomare.

Sein Sohn, Pomare II. (1780 bis 1819), empfing 1797 die ersten englischen Missionare mit großem Wohlwollen und bekehrte sich 10 Jahre darauf selbst zur christlichen Kirche. Das war eine Zeit der Uneinigkeit und harter Kämpfe, unter denen die Bevölkerung des Archipels von 100.000 Seelen auf 16.000 zurückging.

Pomare III., der Sohn des vorigen, regierte von 1819 bis 1827, und seine Schwester Aimata, die berühmte Pomare, der Schützing des elenden Pritchard, sie selbst geboren 1812, wurde Königin von Tahiti und der benachbarten Inseln. Da sie mit ihrem ersten Gatten Tapoa kinderlos blieb, verstieß sie diesen, um sich mit Ariifaaite zu vermählen. Aus dieser Verbindung ging 1840 Arione, der mutmaßliche Thronerbe, hervor, der aber mit 35 Jahren starb. Vom nächsten Jahr an schenkte die Königin ihrem Gatten, einem der schönsten Männer der Insel, noch vier Kinder: eine Tochter, Teriimaevana, seit 1860 Fürstin von Bora-Bora; den 1842 geborenen Prinzen Tamatoa, König der Insel Raiatea, den seine Untertanen, empört über seine rohe Grausamkeit, vom Thron stürzten; den Prinzen Teriitapunui, geboren 1846, der leider schwer hinkte, und endlich 1848 den Prinzen Tuavira, der seine Erziehung in Frankreich erhielt.

Die Regierung der Königin Pomare verlief nicht immer ganz ruhig. Seit 1835 kamen die katholischen Missionare mit den älteren protestantischen in Streit. Erst vertrieben, wurden jene durch

eine französische Expedition wieder zurückgeführt. 4 Jahre später nahmen fünf Häuptlinge die französische Schutzherrschaft an. Pomare protestierte, die Engländer protestierten. Der Admiral Dupetit-Thouars verkündete die Absetzung der Königin und jagte Pritchard aus dem Land, Ereignisse, die zu den mörderischen Kämpfen von Rapépa und Mahaena führten. Das Vorgehen des Admirals wurde jedoch nicht völlig gebilligt, Pritchard erhielt 25.000 Franc Schadenersatz, und Admiral Bruat wurde der Auftrag erteilt, die Sache zum guten Ende zu führen.

Tahiti unterwarf sich 1846, und Pomare bequeme sich 1847 am 19. Juni zur Annahme des Schutzvertrags unter Anerkennung ihrer Souveränität über die Inseln Raiatea, Huahine und Bora-Bora. Auch dann kam es noch zu Unruhen. 1852 wurde die Königin gestürzt und die Republik proklamiert. Schließlich setzte das französische Gouvernement die Königin wieder auf den Thron und diese verzichtete auf drei ihrer Kronen: zugunsten ihres ältesten Sohns auf die von Raiatea und Tahaa, zugunsten des zweiten auf die von Huahine, und zugunsten ihrer Tochter auf die Krone von Bora-Bora.

Gegenwärtig sitzt eine ihrer weiblichen Nachkommen, Pomare VI., auf dem Thron des Archipels.

Der mitteilsame Frascolin rechtfertigt bei jeder Gelegenheit den ihm verliehenen Namen eines Larousse des Stillen Ozeans. Er berichtet seinen Kameraden diese biographischen und historischen Einzelheiten mit der Behauptung, daß es sich immer empfehle, die Leute, zu denen man geht und mit denen man spricht, genauer zu kennen. Yvernes und Pinchinat antworten, daß er recht daran getan habe, sie in die Genealogie der Pomares einzuweißen, unbekümmert um Sebastian Zorns Erklärung, »daß ihm so etwas ganz gleichgültig sei«.

Der leicht erregbare Yvernes fühlt sich von dem Reiz der poetischen Natur Tahitis ganz ergriffen. Er erinnert sich der begeisterten Reiseberichte Bougainvilles und Dumont d'Urilles und verhehlt gar nicht seine Erregung bei dem Gedanken, der Souveränin dieses neuen Kythera, einer wirklichen, echten Königin Pomare, gegenüberzutreten zu sollen, deren Namen allein schon . . .

»... die ›Hustennuß‹ bedeutet«, fällt ihm Frascolin ins Wort.

»Sehr schön!« ruft Pinchinat. »Das klingt, als wenn einer von einer Göttin des Schnupfens, einer Kaiserin der Koryza spräche. Da gilt es, das Taschentuch nicht zu vergessen!«

Yvernes ist wütend über die Spottreden des kühnen Witzbolds, die anderen lachen aber so aus vollem Herzen, daß die erste Geige schließlich in die allgemeine Heiterkeit mit einstimmt.

Der Empfang des Gouverneurs von Standard Island, der Behörden und der Abordnung der Notabeln geht mit großer Feierlichkeit vor sich. Der Mutoi, der Chef der Gendarmerie, macht dabei die Honneurs, wobei ihm auch Eingeborene zur Seite treten.

Die Königin Pomare VI. ist jetzt 42 Jahre alt. Wie ihre Familie, trägt sie ein Staatskleid von rosenroter Farbe, die die tahitische Bevölkerung vor allem liebt. Sie nimmt die Ehrenbezeugungen Cyrus Bikerstaffs mit leutseliger Würde – wenn dieser Ausdruck erlaubt ist – und mit einem Anstand entgegen, dessen sich keine Majestät Europas zu schämen gehabt hätte. Sie antwortet huldvoll und im reinsten Französisch, denn diese Sprache herrscht jetzt auf den Gesellschaftsinseln bei weitem vor. Sie gab auch dem lebhaften Wunsch Ausdruck, Standard Island, von der man in allen Gegenden des Stillen Ozeans spreche, persönlich kennenzulernen, und hoffte, daß dessen Anwesenheit hier nicht die letzte sein werde. Jem Tankerdon wird von ihr besonders ausgezeichnet, was Nat Coverley natürlich nicht besonders angenehm empfindet. Die Erklärung dafür liegt darin, daß die königliche Familie protestantisch und Jem Tankerdon die hervorragendste Persönlichkeit der protestantischen Hälfte von *Milliard City* ist.

Auch das Konzert-Quartett wird bei der Vorstellung nicht vergessen. Die Königin geruht, dessen Mitgliedern zu sagen, daß sie sie gern hören würde. Diese verneigen sich ehrerbietig und versichern, daß sie Ihrer Majestät jederzeit zur Verfügung stehen würden und es der Oberintendant als seine Pflicht erachten werde, den Wunsch der Souveränin zu erfüllen.

Nach der eine halbe Stunde währenden Audienz werden allen beim Verlassen des Palasts wieder die gleichen Ehren wie beim Betreten erwiesen.

Nun geht es nach Papeete zurück. Nur beim Militärkasino wird haltgemacht, da hier die Offiziere zu Ehren des Gouverneurs und der Elite der Milliardeseer Einwohner einen Lunch veranstaltet haben. Der Champagner fließt in Strömen, ein Toast jagt den andern, und es ist bereits 6 Uhr, als die Boote von den Kais Papeetes abstoßen, um nach dem Steuerbordhafen heimzukehren.

Am Abend finden sich die Pariser Künstler im Saal des Casinos zusammen.

»Da steht uns ein Konzert bevor«, beginnt Frascolin. »Was werden wir vor Ihrer Majestät spielen? Wird sie für Mozart oder Beethoven wohl Verständnis haben?«

Da spielt man etwas von Offenbach, Varney, von Lecoq oder Audran!« meint Sebastian Zorn.

»O nein, doch die Bambula wäre ganz angezeigt!« erwidert Pinchinat, der sich nach dem Takt dieses Negertanzes in den Hüften wiegt.

#### 14. KAPITEL

##### *Von einem Fest zum andern*

Die Insel Tahiti ist bestimmt, zum regelmäßigen Ruheplatz Standard Islands zu werden. Vor der Fortsetzung ihrer Fahrt nach dem Wendekreis des Steinbocks gedenken seine Bewohner sich jedes Jahr im Gewässer von Papeete aufzuhalten. So freundlich von den französischen Behörden wie von den Eingeborenen empfangen, wollen sie sich dadurch dankbar erweisen, daß sie jenen ihre Türen oder vielmehr ihre Häfen weit öffnen. Militärs und Zivilisten von Papeete strömen infolgedessen herbei, durchstreifen die Felder, den Park und die Avenuen, doch nie ereignet sich dabei ein Zwischenfall, der das bisherige vorzügliche Einvernehmen hätte stören können. Bei ihrem Weggang muß die Polizei freilich darauf achten, daß die hiesige Bevölkerung sich durch das Zurückbleiben einiger Tahitier, die doch auf der schwimmenden Insel nicht Wohnung nehmen dürfen, nicht heimlich vermehrt hat.

Natürlich genießen die Milliardeseer für dieses Entgegenkommen auch die Freiheit, alle Inseln der Gruppe zu besuchen, vor denen es Kommodore Simcoe etwa anzuhalten beliebt.

Veranlaßt durch das längere Verweilen hier denken schon einzelne reiche Familien daran, sich in der Umgebung von Papeete Villen zu mieten, und einige haben sich solche sogar im voraus gesichert. Sie denken sich dort ebenso häuslich einzurichten, wie Großstädter, die für den Sommer mit Kind und Kegel aufs Land ziehen, um hier als Grundbesitzer, Touristen, Ausflügler oder, wenn sie dafür Neigung haben, als Jäger zu leben, kurz sie wollen da in die Sommerfrische gehen, ohne von diesem heilsamen Klima, dessen Temperatur zwischen April und Dezember von 14 bis 30 Grad Celsius schwankt, irgend etwas zu fürchten zu haben.

Unter den Notabeln, die ihre prächtigen Häuser verlassen und gegen noch bequemere und schönere Wohnungen auf dem Land in Tahiti vertauschen, sind vor allem die Tankerdons und die Coverleys zu nennen. Mr. und Mrs. Tankerdon nebst ihren Söhnen und Töchtern beziehen denn auch schon am nächsten Tag ein reizendes Häuschen auf der Landspitze von Tatao. Mr. und Mrs. Coverley, Miss Diana und deren Schwestern vertauschen ebenfalls das Palais in der 15. Avenue mit einer herrlichen Villa unter den Bäumen auf der Venusspitze. Die beiden Wohnungen liegen mehrere Meilen weit voneinander, was Walter Tankerdon vielleicht für etwas weit hält. Es liegt freilich nicht in seiner Macht, die beiden Landspitzen der tahitischen Küste einander zu nähern. Übrigens stehen sie durch fahrbare, gut erhaltene Straßen mit Papeete in bequemer Verbindung.

Frascolin bemerkt gegen Calistus Munbar, daß die beiden Familien infolge ihrer Abwesenheit beim Besuch des Zivilgouverneurs nicht gegenwärtig sein können.

»Desto besser«, antwortet der Oberintendant, dessen Augen in geheimer Freude aufleuchten, »da gehen wir allen Unannehmlichkeiten aus dem Weg. Käme der Vertreter Frankreichs zuerst zu den Coverleys, was würden dann die Tankerdons, und wenn zu diesen, was würden dann die Coverleys dazu sagen? Cyrus Bikerstaff kann sich wegen der Abwesenheit der beiden Familien nur Glück wünschen.«

»Ist denn gar keine Hoffnung vorhanden, daß die Rivalität dieser Familien endlich einmal aufhört?« sagte Frascolin.

»Wer kann das wissen«, erwiderte Calistus Munbar. »Das hängt vielleicht nur von dem liebenswürdigen Walter und der reizenden Diana ab . . . «

»Bisher scheint es freilich, daß dieser Erbe und diese Erbin -« fällt Yvernes ein.

»Keine Angst!« unterbricht ihn der Oberintendant, »dazu genügt eine Gelegenheit, und wenn der Zufall eine solche nicht herbeiführt, so werden wir, zum Besten unserer geliebten Insel, einmal selbst den Zufall spielen!«

Calistus Munbar führt dabei auf den Fersen eine Pirouette aus, die gewiß den Beifall von Athanase Dorémus gefunden und einem Marquis des vorigen Jahrhunderts keine Schande gemacht hätte.

Am Nachmittag des 20. Oktober landeten der Zivilgouverneur, der Kommandant, der Generalsekretär und die ersten Beamten des Protektorats am Kai des Steuerbordhafens, wo sie vom Gouverneur mit den ihnen zukommenden Ehren empfangen werden. Von beiden Batterien donnern Kanonenschüsse. Bereitstehende Wagen mit französischen und Milliardeneser Fahnen bringen sie in die Stadt, wo der Empfangssaal des Rathauses für diese Zusammenkunft hergerichtet ist. Während der Fahrt jubelt ihnen die Bevölkerung zu, und vor der Auffahrt zum Rathaus werden einige offizielle Begrüßungen ausgetauscht, die sich nur erträglich lange hinziehen.

Später folgt ein Besuch der Kirche, der Saint Mary Church, des Observatoriums, der beiden Elektrizitätswerke, der Häfen, des Parks und in Tramwagen eine Fahrt um die ganze Insel. Nach der Rückkehr wird im großen Saal des Kasinos ein kleines, aber feines Mahl eingenommen, und die 6. Stunde kommt heran, ehe der Zivilgouverneur mit seinem Gefolge und unter dem Donner der Geschütze von Standard Island nach Papeete zurückkehrt, wohin er eine vortreffliche Erinnerung mitnimmt.

Am Morgen des 21. Oktober lassen sich die vier Pariser wieder nach Papeete übersetzen. Sie haben niemanden eingeladen, sie zu begleiten, nicht einmal den Tanz- und Anstandslehrer, dessen

Beine so langen Wanderungen nicht einmal mehr gewachsen gewesen wären. Sie sind frei wie die Luft, wie Schüler in den Ferien, und glücklich, einen ordentlichen Fels- und Erdboden unter den Füßen zu haben.

In erster Linie handelt es sich um eine Besichtigung Papeetes. Die Hauptstadt des Archipels ist unbestreitbar hübsch zu nennen. Dem Quartett gewährt es ein wahres Vergnügen, unter den hohen Bäumen zu flanieren, die alle Häuser am Strand, die Magazine der Marine und die größten Handelsniederlassungen am Hafen überschatten. Dann begeben sie sich unter Benützung eines Railway amerikanischen Systems eine auf den Kai mündende Straße hinauf nach der inneren Stadt.

Hier finden sie breite, ebenso wie in *Milliard City* nach Winkel und Richtsheit angelegte Straßen zwischen Gärten in üppigem Grün. Sogar zu dieser frühen Morgenstunde herrscht schon ein reger Verkehr von Eingeborenen wie von Europäern, und dieser Verkehr, der nach 8 Uhr abends noch größer wird, dauert dann die ganze Nacht fort. Die Nächte in den Tropen und besonders in Tahiti sind nicht dazu geschaffen, daß man sie im Bett zubringt, obgleich die Betten in Papeete nur aus einem Gitter von Stricken, die mit Kokosfasern verbunden sind, und einer Matratze aus Bananenblättern oder Baumwollsamensamen bestehen, von den Moskitonetzen nicht zu reden, die den Schläfer gegen die schmerzhaften Stiche dieser blutgierigen Insekten schützen.

Was die Häuser angeht, ist es leicht, die europäischen von den tahitischen zu unterscheiden. Die ersteren, meist aus Holz gebaut und auf einer einige Fuß hohen Mauerwerksunterlage ruhend, lassen an Komfort nichts zu wünschen übrig. Die in der Stadt nur selten vorkommenden anderen, die ganz regellos unter dem Laubwerk verstreut liegen, sind aus Bambusstangen hergestellt und nur mit Matten gleichsam tapeziert, was sie reinlich, luftig und angenehm macht.

Doch die Eingeborenen . . . ?

»Die Eingeborenen?« wiederholt Frascolin. »Solche, wie ihr meint, »gibt es hier ebensowenig wie auf den Sandwichinseln. Von jenen wackeren Wilden, die vor dem Kampf mit Vergnügen

ein menschliches Kotelett verzehrten und ihrem Häuptling die Augen eines besiegten Kriegers aufhoben, der nach dem Rezept der tahitischen Küche verzehrt worden war . . . solche Wilde gibt es leider nicht mehr!«

»Was? In ganz Ozeanien fänden sich keine Kannibalen mehr? Und wir hätten Tausende und Abertausende von Meilen gemacht, ohne einem einzigen zu begegnen?«

»Nur Geduld«, antwortet der Violoncellist, der mit der Hand in der Luft herumschwebte, wie Rodin in den »Geheimnissen von Paris«. »Wir treffen vielleicht noch mehr, als zur Befriedigung unserer törichteren Laune notwendig sind.«

Er wußte freilich nicht, wie richtig er hiermit prophezeite!

Die Tahitier sind höchstwahrscheinlich malaiischen Ursprungs und entstammen der Rasse der Maoris. Raiatea, die heilige Insel, dürfte die Wiege ihrer Könige gewesen sein – eine reizende Wiege, die sich in der Gruppe der Inseln Unter dem Wind im klaren Wasser des Stillen Ozeans badet.

Vor der Hierherkunft der Missionare zerfiel die tahitische Bevölkerung in drei Klassen: die der Fürsten, der bevorzugten Persönlichkeiten, denen man die Gabe, Wunder zu verrichten, zutraute; ferner die der Häuptlinge oder Bodeneigentümer, die aber schon wenig beachtet und den Fürsten untertänig waren, und endlich das gemeine Volk, das keinen Grund und Boden besaß oder, wenn das der Fall war, doch nichts als den Nießbrauch seines Landes hatte.

All das hat sich seit und nach der Eroberung unter dem Einfluß der anglikanischen und katholischen Missionare verändert. Unverändert ist dagegen die Intelligenz der Eingeborenen geblieben, ihre lebhaftere Sprechweise, ihr heiterer Sinn, ihr anerkennenswerter Mut und die Schönheit ihrer Erscheinung. Die Pariser fanden reiche Gelegenheit, letztere in der Stadt und auf dem Land zu bewundern.

»Sapperment, sind das hübsche Männer!« sagte der eine.

»Und besonders hübsche Mädchen!« ergänzte der andere.

Ja, die meist über mittelgroßen Männer mit ihrem bräunlichen Teint, durch den das Blut zu schimmern scheint, haben so tadellose Formen, wie sie die antiken Statuen zeigen, und einen sanften Gesichtsausdruck. Dabei sind sie stolz, diese Maoris mit den großen lebhaften Augen und etwas starken, aber feingeschnittenen Lippen. Die Kriegstätowierungen sind jetzt, bei der mangelnden Gelegenheit dazu, stark in Abnahme.

Die begüterten Leute auf der Insel kleiden sich in europäischer Weise und sehen in weit ausgeschnittenem Oberhemd, der hellrosafarbenen Jacke und dem auf die Stiefel herabfallenden Bein Kleid recht gut aus, erregen damit die Aufmerksamkeit des Quartetts aber nicht in besonderem Maß. Nein, der modern geschnittenen Hose ziehen unsere Touristen bei weitem den Pareo, den hellen und streifigen Baumwollstoff vor, der malerisch von den Hüften bis zu den Knöcheln herabhängt, und dem hohen oder gar dem Panamahut die beiden Geschlechtern gemeinsame Kopfbedeckung, den Hei, der mit Blättern und Blüten durchflochten ist.

Die Frauen sind noch immer die poetischen und anmutigen Otahitierinnen Bougainvilles, ob sich nun die weißen Blütenblätter der Tiare, einer Art Gardenie, unter ihre bis über die Schultern herabhängenden schwarzen Flechten mischen, ob sie den Kopf mit dem leichten Hütchen bedeckt tragen, das aus der Epidermis von Kokosspalten angefertigt ist, und dessen schöner Name Revareva »von einem Traum<sup>1</sup> abgeleitet erscheint«, sagte Yvernes. Fügt man zu dem Reiz dieser Tracht, deren Farben sich wie die des Kaleidoskops bei jeder Bewegung verändern, noch die Zierlichkeit ihres Auftretens, die Zwanglosigkeit ihrer Haltung, die Sanftheit des Lächelns, die Schärfe des Blicks und den harmonischen Wohlklang der Stimme hinzu, so wird jeder verstehen, warum, als der eine rief: »Sapperment, was für hübsche Männer!«, die andern antworteten: »Was für hübsche Mädchen!«

Wenn der Schöpfer aber so reizend ausgestattete Wesen erstehen ließ, sollte er ihnen da nicht auch eine ihnen würdige Umgebung geschenkt haben? Gewiß, denn man kann sich gar nichts Anziehenderes denken, als diese tahitischen Landschaften, deren

---

<sup>1</sup>Französisch reve.

Vegetation bei dem herrlichen Klima die jedes anderen Landes übertrifft.

Bei ihren Ausflügen in die nächste Umgebung von Papeete fanden die Pariser auch kein Ende, diese Wunder der Vegetation anzustaunen. Sie vermeiden dabei die Küstenstrecken, die mehr für den Landbau geeignet sind und wo anstelle der Wälder Anpflanzungen von Zitronen- und Orangenbäumen treten, wo der Arrowroot, das Zuckerrohr, Kaffeebäume, Baumwollstauden, Ignamen, Manioc, Indigo, Sorgho und Tabak gezogen werden, und dringen dafür in die dichten Wäldungen des Innern ein bis zum Fuß der Berge, deren Gipfel weit über den Blätterdom hinausragen.

Überall zeigen sich hier schlanke Kokospalmen, Miros- oder Rosenholzbäume, eisenfeste Kasuarinen, Tiairis, Puraus, Tamas, Ahis- oder Sandelholzbäume, Goyaven,<sup>1</sup> Mangos, Taccas mit eßbaren Wurzeln, und auch der stolze Taro, der wertvolle Brotbaum mit hohem, glattem, weißem Stamm und den tiefgrünen Blättern, zwischen denen die großen Früchte wie mit ziseliert erscheinender Schale hängen, deren weißes Mark die Hauptnahrung der Eingeborenen bildet.

Der neben der Kokospalme am meisten vorkommende Baum ist die Goyave, die bis zum Gipfel der Berge hinauf gedeiht und die in tahitischer Sprache »Tuava« heißt. Sie bildet dichte Wälder, während die Puraus in undurchdringlichem Gewirr zusammenstehen, aus dem man kaum einen

Ausgang findet, wenn man sich unklugerweise hineingewagt hatte.

Gefährliche Tiere gibt es gar nicht. Der einzige einheimische Vierfüßler ist eine Art Schwein, das in der Größe zwischen unserem Hausschwein und dem wilden Eber steht. Pferde und Rinder sind nach der Insel nur eingeführt worden, wo auch Ziegen und Schafe gezüchtet werden. Die Fauna ist hier also weniger reich als die Flora, selbst bezüglich der Vogelwelt. Tauben und Seeschwalben kommen ebenso wie auf den Sandwichinseln vor, Reptilien

---

<sup>1</sup>Indische Birnenbäume.

dagegen, außer dem Tausendfuß und dem Skorpion, gar nicht, und von Insekten findet man nur Wespen und Moskitos.

Die Bodenerzeugnisse Tahitis beschränken sich auf Baumwolle, Zuckerrohr, dessen Anbau sich auf Kosten des Tabaks und des Kaffees ungemein verbreitet hat, sowie auf Kokosöl, Arrowroot, Orangen, Perlmutter und Perlen.

Das genügt aber zu einem lebhaften Handelsverkehr mit Amerika, Australien, Neuseeland, China und mit Europa, und der Einfuhr im Wert von 3 Millionen 200.000 Franc steht eine Ausfuhr von  $4\frac{1}{2}$  Millionen an Wert gegenüber.

Die Ausflüge des Quartetts dehnen sich auch bis zur Halbinsel Tabaratu aus. Ein Besuch des Forts Phaeton macht sie mit der dortigen Abteilung Marinesoldaten bekannt, die hocheifrig sind, unerwartet Landsleute begrüßen zu können.

In einem von einem Kolonisten bewirtschafteten Gasthaus des Hafens weiß Frascolin sich sehr angenehm zu machen. Den Eingeborenen und dem Mutoi des Bezirks werden da französische Weine vorgesetzt, die der würdige Gasthalter sich zu sehr anständigem Preis herauszugeben herabläßt. Als Gegengabe bieten die Eingeborenen ihren Gästen Erzeugnisse des Landes an, Fruchtkolben einer »Fei« genannten Bananenart von schöner gelber Farbe; Ignamen in schmackhafter Zubereitung, Maiore, die zwischen heißen Steinen gedämpfte Frucht des Brotbaums, und endlich ein säuerliches Eingemachtes, das aus zerriebener Kokosnuß besteht und unter dem Namen »Taiero« in hohlen Bambusstengeln aufbewahrt wird.

Die kleine Schmauserei verläuft sehr befriedigend. Die Teilnehmer rauchten mehrere hundert jener Zigaretten, die aus einem am Feuer getrockneten und mit einem Pandanusblatt umhüllten Tabaksblatt bestehen. Statt aber die Sitte der Tahitier und Tahitierinnen nachzuahmen, die nach einigen Zügen den Glimmstengel von Mund zu Mund wandern lassen, begnügten sich die Franzosen, ihn auf europäische Weise zu rauchen. Und als der Mutoi seine Zigarette Pinchinat anbot, dankte ihm dieser mit einem »Mea maitai«, d.h. Schon gut! Schon gut!, und die ganze Gesellschaft lachte über seine, ihr gewiß drollig erscheinende Aussprache.

Natürlich konnten die Ausflügler nicht daran denken, jeden Abend nach Papeete oder gar nach Standard Island zurückzukehren. Übrigens fanden sie auch in den Dörfern oder den verstreuten Einzelwohnungen bei Kolonisten wie bei Eingeborenen gastliche Aufnahme und bequeme Unterkunft.

Für den 7. November hatten sie den Besuch der Venusspitze in Aussicht genommen, einen Ausflug, den kein seines Namens würdiger Tourist unterlassen kann.

Mit Tagesanbruch geht es in mäßig schnellem Schritt fort und bald auf einer Brücke über den schönen Fluß Fantahua. Von hier führt ein Talweg nach einem rauschenden Wasserfall, der zwar noch einmal so hoch wie der Niagara, doch vielmals schmaler ist und der aus 160 Meter Höhe mit betäubendem Getöse herabstürzt. Weiter kommen die Freunde längs eines am Abhang des Taharahihügels sich hinziehenden Weges nach der Küste und der kleinen Erhöhung, der Cook den Namen »Kap des Baums« gab – eine Bezeichnung, die zu jener Zeit gerechtfertigt war, weil hier einst ein jetzt schon längst verschwundener einzelner Baum in die Augen fallend emporragte. Eine mit prächtigen Baumarten bestandene Allee führt von dem Dorf Taharahi aus nach dem Leuchtturm auf der äußersten Landspitze.

Hier, in halber Höhe eines grünenden Hügels, hat die Familie Coverley ihren Aufenthalt gewählt. Es liegt also gewiß kein Grund vor, daß Walter Tankerdon, der weit, weit weg jenseits Papeetes wohnt, seine Spaziergänge grade nach der Venusspitze richtet. Den Franzosen kommt er aber doch zu Gesicht. Der junge Mann ist zu Pferd nach der Umgebung der Cottage Coverley gekommen. Er wechselt einen Gruß mit den französischen Touristen und fragt, ob sie am selben Abend nach Papeete zurückzukehren gedächten.

»Nein, Herr Tankerdon«, antwortet Frascolin. »Wir haben von Miss Coverley eine Einladung erhalten und werden uns wahrscheinlich den ganzen Abend über in der Villa aufhalten.«

»Dann sag ich Ihnen also auf Wiedersehen, meine Herren!« erwidert Walter Tankerdon.

Das Gesicht des jungen Mannes scheint dabei etwas düsterer zu werden, obgleich kein Wölkchen am Himmel hinzog.

Dann gibt er dem Pferd die Sporen und entfernt sich in kurzem Trab, nachdem er einen letzten Blick auf die weiße Villa zwischen den Bäumen geworfen hat. Warum ist nur der alte Handelsmann in dem steinreichen Tankerdon wieder durchgebrochen und erregt vielleicht Streitigkeiten auf Standard Island, das doch nicht begründet worden ist, um Geschäftssorgen dahin mitzunehmen!

»Ah«, sagt Pinchinat, »vielleicht hat er uns begleiten wollen, der lebenswürdige Kavalier . . .«

»Gewiß«, bestätigt Frascolin, »und es liegt auf der Hand, daß unser Freund Munbar recht hat. Er wird ganz unglücklich sein, Miss Coverley nicht gesehen zu haben . . .«

»Ein Beweis, daß auch 1 Milliarde das Glück noch nicht sichert«, erwidert der große Philosoph Yvernes.

Im Laufe des Nachmittags und des Abends verbringt das Quartett höchst angenehme Stunden in der Villa der Coverleys, denn es findet hier denselben Empfang, wie in deren Haus in der 15. Avenue. Es war eine sich verstehende Gesellschaft, der die Kunst noch eine höhere Weihe verlieh. Vor allem wurde ausgezeichnet Piano gespielt. Mrs. Coverley trägt einige neue Kompositionen vor, Miss Dy singt wie eine richtige Künstlerin, und Yvernes, der eine hübsche Stimme hat, mischt seinen Tenor mit dem Sopran der jungen Dame.

Man weiß nicht recht, warum – doch vielleicht tat er es mit Absicht – Pinchinat gelegentlich die Bemerkung fallenläßt, daß er und seine Kameraden Walter Tankerdon gesehen haben, der in der Nähe der Villa spazierenritt. Wahrscheinlich wäre es von ihm klüger gewesen, davon zu schweigen? – Nein, wäre der Oberintendant hier gewesen, würde er jene Erwähnung Seiner Hoheit gewiß gebilligt haben. Ein leichtes, fast unmerkliches Lächeln spielt um die Lippen von Miss Dy, ihre Augen glänzen heller, und als sie wieder zu singen anfängt, erscheint ihre Stimme noch klangvoller.

Mrs. Coverley sieht sie einen Augenblick an, begnügt sich aber, während Mr. Coverley die Brauen runzelt, zu sagen:

»Du fühlst dich doch nicht angestrengt, mein Kind?«

»O nein, liebe Mutter.«

»Und Sie, Herr Yvernes?«

»Nicht im geringsten, Madame. Ich gehörte schon vor meiner Geburt zu den Chorsängern einer Kirche des Paradieses!«

Der Abend verstreicht, und es ist fast Mitternacht, als Mr. Coverley die Stunde gekommen glaubt, etwas der Ruhe zu pflegen.

Entzückt von der gefundenen einfachen und doch herzlichen Aufnahme, begibt sich das Quartett am nächsten Tag wieder auf den Weg nach Papeete.

Der Aufenthalt bei Tahiti soll nur noch eine Woche dauern, und nach der vorher festgestellten Reiseroute wird sich Standard Island weiter nach Südwesten begeben. Diese letzte Woche würde sich nun durch nichts Besonderes aus-gezeichnet haben, wenn sie nicht am 11. November durch einen glücklichen Zwischenfall unterbrochen worden wäre.

Am Morgen dieses Tages wurde nämlich die Annäherung des französischen Pazifik-Geschwaders durch den Semaphor auf dem hinter Papeete ansteigenden Hügel gemeldet.

Um 11 Uhr ankert ein Kreuzer erster Klasse, die »Paris«, begleitet von zwei Kreuzern zweiter Klasse und einem Kanonenboot, auf der Reede.

Nach Austausch des gewöhnlichen Saluts begibt sich der Konteradmiral, dessen Standarte von der »Paris« herab weht, mit seinen Offizieren an Land, und nach den offiziellen Geschützsalven, zu denen noch der Donner der Kanonen von Standard Island hinzukommt, beeilen sich der Konteradmiral und der Zivilgouverneur der Gesellschaftsinseln, sich gegenseitig zu besuchen.

Es ist ein glücklicher Zufall für die Fahrzeuge der Division, wie für deren Offiziere und Mannschaften, auf der Reede von Tahiti zu der Zeit eingetroffen zu sein, wo Standard Island noch hier verweilt. Das gibt neue Veranlassung zu einer Reihe von Festlichkeiten. Das Juwel des Stillen Ozeans steht den französischen Seeleuten offen, die sich auch herandrängen, seine Wunder zu betrachten. 48 Stunden hindurch vermischen sich die Uniformen der Seeleute mit den Milliardeneser Trachten.

Cyrus Bikerstaff empfängt die Fremden feierlich im Observatorium, der Oberintendant aber im Kasino und anderen seiner Leitung unterstellten Etablissements.

Da kommt diesem unergründlichen Calistus Munbar ein genialer Gedanke, der gewiß unvergängliche Erinnerungen hinterlassen muß. Er teilt ihn dem Gouverneur mit und dieser genehmigt ihn nach erfolgter Besprechung mit den Notabeln der Insel.

Für den 15. November wird danach ein großes Fest geplant. Sein Programm umfaßt ein offizielles Diner und einen Ball in den Räumen des Rathauses. An jenem Tag werden auch die Familien, die einen kurzen Landaufenthalt genommen hatten, zurückgekehrt sein, da die Abfahrt nur 2 Tage später erfolgen soll.

Die hohen Persönlichkeiten der beiden Stadthälften werden bei dieser Festlichkeit zu Ehren der Königin Pomare VI. der europäischen und eingeborenen Tahitier und der französischen Marineoffiziere nicht fehlen.

Calistus Munbar wird mit den nötigen Vorbereitungen betraut, und man kann sich dabei auf seine Geschicklichkeit ebenso verlassen wie auf seinen Eifer. Das Quartett stellt sich zu seiner Verfügung, und es wird verabredet, daß zu den anziehenden Nummern des Programms auch ein Konzert gehören soll.

Die Verteilung der Einladungen fällt dem Gouverneur zu.

In erster Linie begibt sich Cyrus Bikerstaff persönlich zur Königin Pomare und ersucht sie, nebst den Prinzen und Prinzessinnen ihres Hofes, zu dem Fest zu erscheinen. Ebenso dankbar nehmen der Zivilgouverneur die Einladung und nach ihm die höheren französischen Beamten und der Konteradmiral nebst seinen Offizieren an, die sich für diese Zuvorkommenheit sehr erkenntlich zeigen.

Im ganzen werden 1.000 Einladungen verteilt. Natürlich sollen nicht alle an der Galatafel im Rathaus teilnehmen. Dafür sind nur 100 ausgewählt: die königlichen Personen, die Offiziere des Geschwaders, die Vorstände des Protektorats und ihre höchsten Beamten, der Rat der Notabeln und die hohe Geistlichkeit von

Standard Island. Im Park sind aber Bankette, Spiele und Feuerwerke in Aussicht genommen, um auch den übrigen und der ganzen Bevölkerung reichliche Unterhaltung zu bieten.

Es versteht sich, daß der König und die Königin von Malecarlien nicht vergessen wurden. Ihre Majestäten aber, die, allem Pomp Feind, zurückgezogen in ihrer bescheidenen Wohnung der 32. Avenue lebten, dankten dem Gouverneur höflichst für eine Einladung, die sie anzunehmen nicht in der Lage wären.

»Die armen Souveräne!« sagte Yvernes.

Der große Tag bricht an; Standard Island prangt im Schmuck der Flaggen Frankreichs, Tahitis und Milliard *Citys*.

Die Königin nebst ihrem Hof in Galakostüm wird im Steuerbordhafen unter dem Donner der Geschütze empfangen. Auf die Salutschüsse antworten die Kanonen von Papeete und die des Geschwaders.

Gegen 6 Uhr abends hat sich, nach einem Spaziergang durch den Park, die ganze höchste und hohe Gesellschaft in dem prachtvoll geschmückten Rathaus versammelt.

Welchen Anblick bietet die monumentale Treppe, von der jede Stufe, genau wie im Hotel Vanderbilt in New York, nicht weniger als 10.000 Franc gekostet hat. Und im glänzenden Speisesaal setzen sich nun die Gäste der Insel zu einem buchstäblich unübertrefflichen Festmahl nieder.

Die Plätzeverteilung an den Tafeln ist vom Gouverneur mit vollkommenstem Takt geregelt worden. Zwischen den großen rivalisierenden Familien beider Stadthälften wird es zu keinem Konflikt kommen. Jeder ist mit dem für ihn bestimmten Platz zufrieden, auch Miss Coverley, die Walter Tankerdon gegenüber zu sitzen kommt. Das genügt dem jungen Herrn wie der jungen Dame, und es schien auch richtiger, sie einander nicht allzu nahe zu plazieren.

Wir brauchen wohl nicht hervorzuheben, daß auch die französischen Künstler keine Ursache zu einer Klage hatten. Man hat ihnen durch Verweisung an die Ehrentafel einen neuen Beweis der Hochschätzung ihrer Personen und ihres Talents gegeben.

Was das Menü des Prunkmahls betrifft, das vom Oberintendanten studiert, überlegt und zusammengestellt ist, so beweist es, selbst bezüglich der kulinarischen Hilfsmittel, daß Milliard City das alte Europa keineswegs zu beneiden braucht.

So wird jeder urteilen, der die auf Veranlassung Calistus Munbars auf das feinste Pergament gedruckte Speisenfolge ansieht:

Le potage à la d'Orleans  
La creme comtesse  
Le turbot à la Mornay  
Le filet de boeuf à la Napolitaine  
Les quenelles de volaille à la Viennoise  
Les mousses de foie gras à la Trévisé  
*Sorbets:*  
Les cailles rôties sur canapé  
La salade provençale  
Les petits pois à l'anglaise  
Bombe, macédoine, fruits  
Gâteaux variés  
Grissins au parmesan  
*Weine:*  
Château d'Yquem – Château-Margaux  
Chambertin – Champagne  
*Verschiedene Liköre*

Hätte man wohl an der Tafel der Königin von England, des Kaisers von Rußland, des deutschen Kaisers oder des Präsidenten der französischen Republik eine gewähltere Zusammenstellung oder die Einzelgerichte selbst von den gerühmtesten Küchenchefs sorgfältiger zubereitet finden können?

Um 9 Uhr begaben sich die Eingeladenen zu dem Konzert in die Salons des Kasinos. Das Programm enthält vier Nummern – nicht mehr als vier:

5. Quartett in A-dur, Op. 18, von Beethoven;
2. Quartett in D-dur, Op. 10, von Mozart;
10. Quartett in D-dur, Op. 64, (2. Teil) von Haydn;
12. Quartett in B-moll von Onslow.

Das Konzert gestaltet sich zu einem neuen Triumph für die Pariser Musiker, die sich so glücklich – trotz der Einwürfe des Violoncellisten – an Bord von Standard Island befinden.

Inzwischen beteiligen sich Europäer und Eingeborene an den verschiedenen Belustigungen im Park. Auf dem Rasen tanzt man nach Herzenslust und – warum sollen wir es nicht gestehen? – nach den Klängen von Akkordeons, die bei den Eingeborenen der Gesellschaftsinseln sehr beliebt sind. Auch die französischen Seeleute haben eine gewisse Schwäche für diese pneumatischen Musikwerke, und da die Beurlaubten von der »Paris« und den anderen Schiffen in großer Menge herbeigeströmt sind, kommen vollständige Orchester zusammen und die Akkordeons feiern wahre Orgien. Auch Gesang ertönt dazwischen, und die an Bord beliebten Lieder antworten den »Himerre«, den bei den ozeanischen Völkerschaften meist gesungenen Volksmelodien.

Männer und Frauen von Tahiti haben übrigens große Vorliebe für Gesang und Tanz, worin sie Vortreffliches leisten. An diesem Abend müssen sie mehrmals die Touren des Repanipa wiederholen, der als ihr Nationaltanz, mit Angabe des Takts durch Trommelschlag, betrachtet werden kann. Dann widmen sich Choreographen jeder Herkunft, Eingeborene und Fremde, dem anregenden Tanz, der infolge der von der Stadt gebotenen reichlichen Bewirtung nur um so lebhafter ausgeübt wird.

Gleichzeitig vereinigt ein mehr geordneter Ball, unter Leitung von Athanase Dorémus, die vornehmsten Familien in den Sälen des Rathauses. Die Milliardeseer und die tahitischen Damen erscheinen dazu in den glänzendsten Aufmachungen. Man wird sich nicht wundern, daß die ersteren als treue Kundinnen der Pariser Schneider sogar die elegantesten Damen aus der europäischen Kolonie ausstechen. Auf ihren Köpfen, den Schultern und der Brust glänzt und blitzt es von Brillanten, und nur der Wettstreit zwischen ihnen bietet ein erhöhteres Interesse. Wer hätte aber zu entscheiden gewagt, ob Mrs. Tankerdon oder Mrs. Coverley, die beide in blendendem Glanz strahlten, der Vorrang gebühre? Cyrus Bikerstaff wenigstens sicherlich nicht, denn dieser bemühte

sich ja unablässig, das Gleichgewicht der beiden Stadthälften aufrechtzuerhalten.

An der Ehrenquadrille beteiligten sich die Königin von Tahiti und ihr erhabener Gemahl, Cyrus Bikerstaff und Mrs. Coverley, der Konteradmiral und Mrs. Tankerdon und Kommodore Simcoe mit einer der ersten Hofdamen der Königin. Gleichzeitig bilden sich andere Quadrillen, deren Paare nur ihrem Geschmack oder ihrer Neigung nachgebend zusammentreten. Das ganze Bild ist wahrhaft entzückend. Dennoch hält sich Sebastian Zorn beiseite mit einem Ausdruck – wenn nicht des Protestes, so doch – der Mißachtung, gleich den beiden mürrischen Römern auf dem berühmten Gemälde des »Niedergangs«, Yvernes, Pinchinat und Frascolin dagegen drehen sich im Walzer, in der Polka oder der Mazurka mit den hübschesten Mädchen von Tahiti und den reizendsten Mädchen von Standard Island. Wer weiß, ob es am Ende dieser Ballfestlichkeit nicht zu zahlreichen Verlobungen kam, die dem hiesigen Standesbeamten später vermehrte Arbeit bereiten sollten.

Allgemeinstes Staunen erregt es aber, daß der Zufall Walter Tankerdon der Miss Coverley als Partner zuerteilt hat. Ob es wohl ein Zufall war, oder hatte der Oberintendant, der feine Diplomat, vielleicht doch die Hand dabei im Spiel? Jedenfalls bildet das das Ereignis des Tages, das möglicherweise weittragende Folgen hat, wenn es den ersten Schritt zur Versöhnung zwischen den zwei mächtigen Familien bildet.

Nach dem Feuerwerk, das auf der großen Wiese abgebrannt wird, beginnt der Tanz im Park und im Rathaus von neuem und dauert bis zum Tagesanbruch fort.

So gestaltete sich das großartige Fest, dessen Andenken die lange und glückliche Reihe von Jahren, die Standard Island hoffentlich bevorstehen, ungeschwächt fortleben wird.

Am übernächsten Tag ist der Aufenthalt zu Ende und Kommodore Simcoe erläßt mit dem Frührot den Befehl zur Abfahrt. Kanonendonner begrüßt die Propellerinsel bei ihrem Scheiden ebenso wie bei ihrer Ankunft, und sie erwidert Tahiti und dem Geschwader den Abschiedssalut Schuß für Schuß.

Zunächst steuert man in nordwestlicher Richtung, um bei den anderen Inseln des Archipels, bei denen Unter dem Wind, nach den Inseln des Windes vorüberzukommen.

So umschiff man das malerische Morea mit seinen stolzen Piks, deren Mittelspitze frei zum Himmel aufragt; ferner Raiatea, die heilige Insel, die Wiege des eingeborenen Königsgeschlechts, und kommt an Bora-Bora vorüber, das einen 1.000 Meter hohen Berg trägt, sowie an den Eilanden Motu-Iti, Mapeta, Tubuai und Manu – lauter Ringen in der tahitischen Bergkette, die sich nach dieser Richtung hin fortsetzt.

Am 19. November mit Sonnenuntergang verschwinden die letzten Gipfel des Archipels in rosiger Dämmerung.

Standard Island wendet sich nun nach Südwesten – eine Orientierung, die die telegrafischen Apparate auf den Karten im Kasino sofort zur allgemeinen Kenntnis bringen.

Wer in dieser Minute aber Kapitän Sarol beobachtet hätte, der würde sich betroffen gefühlt haben von dem dunklen Feuer seines Blicks und dem wilden Ausdruck des Gesichts, als er mit drohender Handbewegung vor seinen Malaien in der Richtung nach den 1.200 Lieue im Westen gelegenen Neuen Hebriden wies.

## TEIL II

### 1. KAPITEL

#### *Auf den Cook-Inseln*

Seit 6 Monaten bewegt sich Standard Island, nach der Abfahrt aus der Madeleinebay, von einem Archipel zum anderen, ohne daß ein Unfall die wunderbare Seereise störte. Zu der jetzigen Jahreszeit sind die Gewässer des Äquatorialgebiets fast immer ganz ruhig, da die regelmäßigen Passate zwischen den Wendekreisen herrschen. Doch selbst wenn einmal stärkere Böen auftreten oder ein wirklicher Sturm sich entfesselt, erleidet der feste Untergrund Milliard Citys und spürt man in dessen Häfen, im Park oder auf dem Feld davon keine merkbare Erschütterung. Die Bö braust vorüber, der Sturm legt sich. Kaum wird man ihrer auf der Oberfläche der Propellerinsel gewahr.

Unter diesen Verhältnissen wäre eher eine gewisse Monotonie des Lebens zu fürchten. Unsere Pariser sind aber die ersten, die freudig anerkennen, daß das nicht zutrifft. Auf der ungeheuren Wasserfläche des Ozeans folgt eine Oase der andern – auf die schon besuchten Gruppen der Sandwich-Inseln, der Marquisen, der Pomotou- und der Gesellschafts-Inseln die, die man noch anzulaufen gedenkt, ehe der Kurs nach Norden wieder eingeschlagen werden soll, nämlich die Cook-Inseln, Samoa, die Tonga- und Fidschi-Inseln, die Neuen Hebriden und vielleicht noch andere. Überall bietet sich da Gelegenheit, weniger bekannte und ethnographisch so interessante Länder zu durchstreifen.

Das Konzert-Quartett findet, wenn es sich auch beklagen wollte, gar keine Zeit dazu. Von der übrigen Welt ist es ja gar nicht abgeschieden, da der Postverkehr mit beiden Welten ganz regelmäßig unterhalten wird. Nicht allein führen die Petroleumschiffe ihre Ladung für den Bedarf der Kraftanlagen fast genau am bestimmten Tag zu, sondern es vergehen auch kaum 14 Tage, wo die Steamer nicht in dem einen oder dem anderen Hafen ihre Fracht von Waren jeder Art löschen und auch neue Zeitungen und dergleichen brächten, um die geistigen Bedürfnisse der Einwohnerschaft zu befriedigen.

Das den Künstlern zugesicherte Honorar wird mit einer Pünktlichkeit entrichtet, die auf die unerschöpflichen Hilfsquellen der Company einen Schluß ziehen läßt. Tausende von Dollar fallen ihnen in die Tasche, sammeln sich darin an, und jene werden reich, sehr reich sein, wenn dieses Engagement ohnegleichen einmal abläuft. Noch nie befanden sich ausführende Künstler in so beneidenswerter Lage, und die unsrigen bedauern jetzt die »relativ mittelmäßigen« klingenden Erfolge ihrer Rundreisen durch die Vereinigten Staaten.

»Nun«, fragte Frascolin eines Tages den Violoncellisten, »bist du endlich von deinem Vorurteil gegen Standard Island zurückgekommen?«

»Nein«, erklärte Sebastian Zorn.

»Und doch werden wir einen hübschen Sack voll Geld besitzen, wenn diese Fahrt zu Ende ist.«

»Es kommt nicht darauf an, ihn zu besitzen, man muß auch sicher sein, ihn mit hinwegzunehmen!«

»Und das erwartest du nicht?«

»Nein!«

Da war nichts mehr zu sagen. Und für genannten Sack war doch gar nichts zu fürchten, da der Ertrag jedes Vierteljahres in Gestalt von Tratten nach Amerika gesandt und in der Bank von New York hinterlegt wurde. Am richtigsten erschien es also, den Starrkopf seinem sinnlosen Mißtrauen allein zu überlassen.

Die Zukunft scheint jetzt ja mehr denn je gesichert. Die Rivalität zwischen beiden Inselgruppen zeigt eine Abnahme, worüber sich Cyrus Bikerstaff und seine Adjunkten beglückwünschten. Der Oberintendant übertrifft sich seit »dem großen Ereignis auf dem Ball im Rathaus« fast selbst. Walter Tankerdon hat ja mit Miss Coverley getanzt! Darf man daraus schließen, daß die Spannung zwischen beiden Familien nachgelassen hat? Jedenfalls sprechen Tankerdon und seine Freunde nicht mehr davon, aus Standard Island eine gewerbe- und handeltreibende Insel zu machen. In der hohen Gesellschaft spricht man viel von jenem Vorkommnis auf dem Ball. Scharfblickende Leute erkennen darin eine Annäherung, ja mehr als diese, eine Vereinigung, die den privaten und öffentlichen Streitigkeiten ein Ende machen wird.

Und wenn das eintrifft, so glauben wir versichern zu können, daß ein junger Mann und ein junges Mädchen, die einander ganz würdig sind, ihren innigsten Wunsch in Erfüllung gehen sehen werden.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Walter Tankerdon sich von den Reizen der Miss Coverley hat fesseln lassen. Das datiert schon von einem Jahr her. Unter den obwaltenden Verhältnissen hat er sich freilich niemand anvertraut. Miss Dy hat aber seine Gefühle erraten, hat ihn verstanden und fühlt sich von seiner Discretion höchst angenehm berührt. Vielleicht ist sie sich über das eigene Herz klargeworden, das dem des jungen Walter entgegen schlägt. Natürlich hat sie das aber verheimlicht. Sie bewahrt die strenge Zurückhaltung, die die weibliche Würde und die Entfremdung der beiden Familien ihr auferlegten.

Ein Beobachter hätte jedoch bemerken können, daß Walter und Miss Dy sich nicht an den Erörterungen beteiligen, die in dem Hotel der 15. und in dem der 19. Avenue zuweilen vorkommen. Überläßt sich der unbeugsame Tankerdon manchmal scharfen Ausfällen gegen die Coverleys, so läßt sein Sohn den Kopf hängen, schweigt und verschwindet. Wenn Nat Coverley über die Tankerdons wettet, schlägt seine Tochter die Augen nieder, ihr hübsches Gesicht erbleicht, und sie sucht, freilich ohne Erfolg, das Gespräch auf andere Gebiete abzulenken. Daß die Familienoberhäupter gar nichts »merken«, ist das allgemeine Schicksal der Väter, denen die Natur eine Binde um die Augen gelegt hat. Mrs. Coverley und Mrs. Tankerdon dagegen sind – wenigstens nach Calistus Munbars Behauptung – freilich nicht so blind. Die Mütter haben ihre Augen nicht, um damit nichts zu sehen, und die Herzensangelegenheiten ihrer Kinder machen ihnen schwere Sorgen, da das einzige Heilmittel dafür ausgeschlossen erscheint. Sie fühlen recht gut, daß bei der Feindseligkeit der zwei Rivalen, bei ihrer in der Frage des Vortritts leicht verletzten Eigenliebe, an eine Versöhnung, eine Vereinigung kaum zu denken ist. Walter und Miss Dy lieben einander aber doch – ihren Müttern ist das schon längst kein Geheimnis mehr.

Wiederholt ist dem jungen Mann schon nahegelegt worden, eine Wahl unter den heiratsfähigen jungen Damen der Backbordhälfte zu treffen, wo es recht hübsche, fein gebildete und auch seinen Vermögensverhältnissen entsprechende Evestöchter gibt, deren Familien eine solche Verbindung mit Freuden begrüßen würden. Sein Vater und seine Mutter haben ihn, wenn auch letztere nicht drängend, dazu zu veranlassen gesucht. Walter hat es immer mit dem Einwand, keine Neigung zum Heiraten zu verspüren, abgeschlagen. Das paßt aber dem alten Kaufmann von Chicago nicht. Wer mehrere hundert Millionen besitzt, der soll und darf nicht Hagestolz werden. Findet sein Sohn keine ihm zuzugende Partie auf Standard Island, gut, so mag er reisen, mag er nach Amerika oder nach Europa gehen. Mit seinem Namen, seinem Vermögen und seiner äußeren Erscheinung wird er nur die

Qual der Wahl haben . . . und selbst wenn er sich um eine königliche oder kaiserliche Prinzessin bewürbe! So drückt sich Jem Tankerdon aus. Doch jedesmal, wenn sein Vater ihn auf diese Weise an die Mauer gedrückt hat, weigert sich Walter, diese zu übersteigen, um in der Fremde eine Gattin zu suchen. Seine Mutter hat ihm deshalb auch schon öfters gesagt:

»Mein liebes Kind, gibt es denn etwa hier ein Mädchen, das dir besonders gefiele?«

»Ja, liebe Mutter!« lautete dann seine Antwort.

Da Mrs. Tankerdon aber nie so weit ging, ihn zu fragen, wer diese wäre, hat er es nicht für angezeigt gehalten, sie zu nennen.

Ganz ähnlich liegt es bei der Familie Coverley; denn daß der einstige Bankier von New Orleans seine Tochter mit einem der jungen Herrn, die an den beliebten Empfangsabenden in seinem Haus verkehren, vermählt zu sehen wünscht, unterliegt gar keinem Zweifel. Paßt ihr davon keiner, gut, so werden ihre Eltern sie ins Ausland mitnehmen . . . werden Frankreich, Italien, Deutschland besuchen . . . dann erklärt indes Miss Dy stets, sie ziehe es vor, in *Milliard City* zu bleiben . . . sie fühle sich auf *Standard Island* besonders wohl . . . und wünsche es nie verlassen zu müssen. Mr. Coverley wird durch diese Antwort, deren wirkliches Motiv ihm entgeht, nicht wenig beunruhigt.

Mrs. Coverley hat ihrer Tochter übrigens keine so direkte Frage gestellt, wie Mrs. Tankerdon ihrem Sohn, auch liegt die Annahme nah, daß Miss Dy nicht mit der gleichen Freimütigkeit – nicht einmal ihrer Mutter – zu antworten gewagt hätte.

So liegen zur Zeit die Dinge. Obwohl sie sich über die Natur ihrer Gefühle nicht mehr täuschen können, seitdem sie manchmal einen verständnisinnigen Blick gewechselt haben, ist zwischen den jungen Leuten darüber noch kein Wort gefallen. Sie treffen sich auch nur in den offiziellen Salons, bei den Empfängen *Cyrus Bikerstaffs* oder bei irgendeiner Feierlichkeit, von der sich die *Milliard*eser Notabeln ohne Gefährdung ihres gesellschaftlichen

Rangs nicht ausschließen können. Bei solchen Gelegenheiten beobachten Walter Tankerdon und Miss Coverley die strengste Zurückhaltung, da jede Unklugheit ihrerseits die unliebsamsten Folgen hervorrufen kann.

Sehr erklärlich erscheint hiernach die verblüffende Wirkung des merkwürdigen Vorfalles auf dem Ball des Gouverneurs, eines Ereignisses, in dem zu Übertreibungen geneigte Köpfe einen Skandal haben erkennen wollen und von dem am folgenden Tag die ganze Stadt voll ist. Und doch ging die Sache so ungemein einfach zu. Der Oberintendant hat Miss Coverley zwar zum Tanz aufgefordert, sich aber bei Beginn der Quadrille . . . der abscheuliche Munbar! . . . nicht rechtzeitig eingefunden; Walter Tankerdon ist deshalb an seine Stelle getreten, und Miss Dy hat ihn doch als Partner annehmen müssen.

Daß diese für die feinere Welt Milliard *Citys* so wichtige Tatsache zu den verschiedensten Deutungen Anlaß gab, ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar gewiß. Mr. Tankerdon hat darüber seinen Sohn und Mr. Coverley seine Tochter ausgefragt. Was die jungen Leute geantwortet, ob sich auch Mrs. Coverley und Mrs. Tankerdon in die Sache eingemischt und welche Erfolge sie dadurch erzielt haben, das hat Calistus Munbar trotz seines Späherblicks und seiner diplomatischen Schlaueit nicht enträtseln können. Auf eine diesbezügliche Frage Frascalins antwortet er auch nur mit einem Zwinkern des rechten Auges – was gar nichts sagen will, weil es tatsächlich nichts ist. Doch möchten wir hier einflechten, daß Walter Tankerdon seit jenem denkwürdigen Tag, wenn er Mrs. Coverley und Miss Dy beim Spazierengehen begegnet, sich höflichst verneigt und das junge Mädchen wie ihre Mutter den Gruß erwidern.

Kann man dem Oberintendanten glauben, so ist damit »ein großer Schritt in die Zukunft« getan.

Am Morgen des 25. November ereignet sich etwas auf dem Meer, was zu den zwei hervorragendsten Familien der Propellerinsel in keinerlei Beziehung steht.

Bei Tagesanbruch melden die Wachen des Observatoriums mehrere hochbordige Fahrzeuge, die einen südwestlichen Kurs

steuern. Sie halten sich unter Beobachtung gewisser Abstände in einer Linie. Offenbar gehören sie einer Schiffsdivision des Stillen Ozeans an.

Kommodore Simcoe informiert darüber telegrafisch den Gouverneur, und dieser erteilt Befehl, sich zum Salutwechsel mit jenen Kriegsschiffen bereitzuhalten.

Frascolin, Yvernes und Pinchinat begeben sich nach dem Turm des Observatoriums, um diesem Austausch internationaler Höflichkeitserweisungen beizuwohnen.

Alle Fernrohre richten sich auf die Fahrzeuge, die vier an der Zahl und jetzt noch 5 bis 6 Meilen entfernt sind. Keine Flagge weht von ihrer Gaffel, so daß ihre Nationalität zunächst unerkennbar bleibt.

»Es deutet also nichts darauf hin, welcher Marine sie angehören?« fragt Frascaolin einen Offizier.

»Nichts«, antwortet dieser; »höchstens ihrer Bauart nach würde ich glauben, daß es britische Schiffe sind. In dieser Gegend trifft man kaum andere als englische, französische oder amerikanische Geschwader an. Wenn sie 1 oder 2 Meilen näher sind, werden wir uns über sie klar sein.«

Die Schiffe nähern sich mit sehr mäßiger Geschwindigkeit, und wenn sie ihren Kurs nicht ändern, müssen sie nur wenige Kabelnängen von Standard Island vorbeikommen.

Ein Häuflein Neugieriger sammelt sich an der Rammspornbatterie und verfolgt mit Interesse die Bewegung der Fahrzeuge.

Eine Stunde später sind sie kaum noch 2 Meilen entfernt; es sind Kreuzer von veralteter Bauart mit drei Masten, die jedoch einen weit schöneren Anblick gewähren, als die jetzigen Schiffstypen mit nur einem einzigen Signalmast. Aus ihren weiten Schornsteinen wirbeln schwarze Rauchsäulen empor, die der Westwind bis zur Grenze des Horizonts hinträgt.

Als sie bis auf anderthalb Meilen herangedampft sind, kann der Offizier versichern, daß sie die britische Division im West-Pazifik bilden, wo verschiedene Archipele, wie die von Tonga, Samoa und der Cooks, Großbritannien entweder gehören oder unter dessen Schutzherrschaft stehen.

Der Offizier hält sich bereit, die Flagge von Standard Island zu hissen, deren Fahnentuch mit der goldenen Sonne in der Ecke sich im Wind breit entfalten wird. Man wartet nur auf den ersten Salutschuß vom Admiralschiff.

10 Minuten verstreichen.

»Wenn das Engländer sind«, bemerkt Frascolin, »so beeilen sie sich nicht gerade, höflich zu sein!«

»Ja, was willst du denn?« antwortet Pinchinat. »John Bull hat gewöhnlich den Hut auf dem Kopf festgeschraubt, und das Losschrauben macht immer nicht wenig Mühe.«

Der Offizier zuckt mit den Achseln.

»Es sind eben Engländer«, sagt er. »Ich kenne sie, die grüßen nicht.«

In der Tat steigt an der Hissleine des führenden Schiffes keine Flagge empor. Die Division dampft vorüber, als ob die Propellerinsel gar nicht vorhanden wäre. Welches Existenzrecht hat sie denn auch? Warum soll England ihr Aufmerksamkeiten erweisen, da es gegen die Herstellung dieses enormen schwimmenden Bauwerks von jeher Einspruch erhoben hat, besonders, da jenes sich auf die Gefahr von Zusammenstoßen hin auf den Meeren fortbewegt und gelegentlich die Fahrstraße versperrt?

Die Division entfernt sich wie ein schlecht erzogener Herr, der sich stellt, als ob er die Leute auf dem Trottoir der Regent Street oder des Strand nicht kenne, und die Flagge Standard Islands bleibt also auch unten.

Wie man in der Stadt und in den Häfen auf das hochnäsige England, das perfide Albion, das moderne Karthago zu sprechen ist, läßt sich leicht denken. Jedenfalls beschließt man, niemals einen britischen Salut zu erwidern, wenn ein solcher – was kaum zu erwarten ist – der Propellerinsel zuteil werden sollte.

»Welcher Unterschied gegen unser Geschwader bei seiner Ankunft vor Tahiti!« ruft Yvernes.

»Das kommt daher«, bemerkt Frascolin, »daß die Franzosen immer höflich sind . . . «

»*Sostenuta con espressione!*« fügt Seine Hoheit hinzu, der mit graziöser Hand den Takt schlägt.

Am Morgen des 29. November erblicken die Wachen die ersten Höhen der Cook-Inseln, die unter 20° südlicher Breite und 160° westlicher Länge liegen. Erst mit dem Namen Mangaia- und Herveys-, später als Cook-Inseln bezeichnet nach dem berühmten Seefahrer, der 1770 hier landete, bestehen sie aus den Inseln Mangaia, Rarotonga, Watim, Mittio, Hervey, Palmerston, Hagemeister und anderen mehr. Ihre Bevölkerung maorischer Abstammung ist von 20.000 auf 12.000 Seelen herabgegangen und besteht aus polynesischen Malaien, die von europäischen Missionaren zum Christentum bekehrt wurden. Die um ihre Unabhängigkeit besorgten Eingeborenen haben bisher jeder Unterwerfung Widerstand geleistet. Noch immer glauben sie, die Herren im eigenen Haus zu sein, obwohl sie allmählich der Schutzherrschaft des englischen Australiens – und was diese bedeuten will, ist ja bekannt – mehr und mehr verfallen.

Die erste Insel der Gruppe, auf die man trifft, ist Mangaia, die wichtigste und bevölkertste von allen, das eigentliche Haupt des Archipels. Für hier ist ein 14tägiger Aufenthalt geplant.

Wird Pinchinat in diesem Archipel mit echten Wilden Bekanntschaft machen – mit Wilden, wie Robinson Crusoe, die er auf den Marquesen, den Gesellschafts-Inseln und auf Nuka-Hiva vergeblich gesucht hatte? Wird die Neugierde des Parisers befriedigt werden und er absolut authentische Kannibalen, die sich als solche erprobt haben, zu Gesicht bekommen?

»Mein alter Zorn«, beginnt er eines Tages zu seinem Kameraden, »wenn es hier keine Menschenfresser gibt, dann gibt's überhaupt keine mehr!«

»Ich könnte dir antworten: Was geht das denn mich an?« antwortet der Stacheligel des Quartetts. »Ich will dich aber lieber fragen: Warum überhaupt keine mehr?«

»Weil eine Insel, die sich Mangaia<sup>1</sup> nennt, nur von Kannibalen bewohnt sein kann!«

Pinchinat hat kaum Zeit, einem Klaps auszuweichen, den er für sein abscheuliches Wortspiel verdient.

---

<sup>1</sup>Anspielung auf menger, essen. D. Übers.

Ob es auf Mangaia Menschenfresser gibt oder nicht, Seine Hoheit (der Bratschist) wird mit ihnen nicht in Berührung kommen können.

Als Standard Island nämlich noch eine Meile von Mangaia lag, erscheint eine aus dessen Hafen ausgelaufene Piroge am Pier des Steuerbordhafens. Sie bringt den englischen Residenten, einen einfachen protestantischen Geistlichen, der besser als die eingeborenen Häuptlinge eine drückende Tyrannei ausübt. Auf dieser 30 Meilen im Umfang messenden Insel mit 4.000 Einwohnern, die sorgfältig angebaut ist und reiche Taropflanzungen, Arrowroot- und Ignamenfelder hat, besitzt jener Reverend die besten Grundstücke. Ihm gehört die schönste Wohnung in Ouchora, der Hauptstadt der Insel, die an einem mit Brotbäumen, Kokospalmen, Mangobäumen, Bouraos und Pfefferbäumen bedeckten Hügel liegt, ohne von des Mannes Blumengarten zu reden, worin Coleas, Gardenien und Päonien in üppigster Blüte stehen. Er ist mächtig durch die Mutois, jene eingeborenen Polizisten, vor denen sich Ihre mangaiesischen Majestäten beugen. Diese Polizei untersagt es, auf die Bäume zu klettern, an Sonn- und Festtagen zu fischen oder zu jagen, nach 9 Uhr abends auszugehen und irgendwelche Bedarfsgegenstände anders als zu sehr willkürlich festgesetzter Taxe zu kaufen, alles bei einer in Piastern – der Piaster gilt 5 Franc – zu zahlenden Strafe, von der der Löwenanteil in die Tasche des gewissenweisen Geistlichen fließt.

Bei der Landung des kleinen dicken Mannes geht ihm der Hafenkapitän entgegen, und es werden einige Begrüßungen ausgetauscht.

»Im Namen des Königs und der Königin von Mangaia«, sagt der Engländer, »bringe ich die Empfehlung Ihrer Majestäten Seiner Exzellenz beim Gouverneur von Standard Island.«

»Ich bin beauftragt, sie dankend anzunehmen, Herr Resident«, antwortet der Offizier, »bis unser Gouverneur sich gestatten wird, seine Ehrenbezeugung persönlich abzulegen.«

»Seine Exzellenz wird stets willkommen sein«, erwidert der Resident, dessen unansehnliches Gesicht von Geiz und Habsucht versteinert erscheint.

Dann fährt er mit süßlicher Stimme fort:

»Der Gesundheitszustand auf Standard Island läßt doch wohl nichts zu wünschen übrig?«

»Er war nie besser als jetzt.«

»Und doch könnte vielleicht der eine oder andere Fall einer epidemischen Krankheit, wie von Influenza, Typhus, Blattern ... «

»Nicht einmal von Schnupfen, Herr Resident. Stellen Sie uns also gefälligst eine Unbedenklichkeitsbescheinigung aus, und sobald wir uns dann festgelegt haben, wird sich der Verkehr mit Mangaia in geregelter Weise entwickeln ... «

»Das heißt ... « fährt der Pastor zögernd fort, »wenn keine Krankheiten ... «

»Ich wiederhole Ihnen, daß es davon keine Spur gibt.«

»Die Bewohner von Standard Island gedenken also an Land zu gehen ... «

»Ja, wie sie das von den Inselgruppen im Osten her gewöhnt sind.«

»Recht schön ... recht schön«, erwidert das dicke Männchen.

»Seien Sie überzeugt, daß sie freundlich aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß keine Epidemien ... «

»Keine, versichere ich Ihnen!«

»So mögen sie sich ausschiffen ... recht viele ... die Mangaiesen werden ihnen den besten Empfang bereiten, denn sie sind gastfreundlicher Art; nur ... «

»Nur ... ?«

»Ihre Majestäten haben in Übereinstimmung mit dem Rat der Häuptlinge verordnet, daß auf Mangaia wie auf den übrigen Inseln alle Fremden einen Eintrittszoll zu zahlen haben ... «

»Was? Einen Eintrittszoll ... ?«

»Ja. 2 Piaster. Es ist ja nur wenig ... 2 Piaster für jede Person, die die Insel betritt.«

Entschieden ist der Vorschlag hierzu von dem Residenten ausgegangen, der König, die Königin und der Rat der Häuptlinge haben ihn schnellstens angenommen, ein guter Teil des Ertrags fließt aber Seiner Exzellenz zu. Da es auf den östlichen Inseln niemals vorgekommen ist, daß ein solcher Zoll erhoben wurde, gibt der

Hafenkapitän darüber seiner Verwunderung unverhohlenen Ausdruck.

»Ist das Ihr Ernst?« fragt er.

»Voller Ernst«, versichert der Resident, »und ohne Zahlung der 2 Piaster können wir niemandem Zutritt gewähren.«

»Es ist schon gut!« antwortet der Hafenkapitän.

Er verläßt grüßend Seine Exzellenz, begibt sich nach dem Telegraphenbüro und meldet dem Kommodore, was er erfahren hat.

Ethel Simcoe setzt sich mit dem Gouverneur in Verbindung mit der Frage, ob es angezeigt sei, mit der Schraubeninsel bei Mangaia zu halten, da ihm jene Forderung ebenso bestimmt wie ungerecht erscheine.

Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. Nach Verabredung mit seinen Adjunkten lehnt Cyrus Bikerstaff es ab, sich dieser willkürlichen Abgabe zu unterwerfen, und beschließt, daß Standard Island weder vor Mangaia noch vor einer anderen Insel des Archipels Aufenthalt nehmen soll. Der habsüchtige Pastor bleibt also auf seinem Vorschlag sitzen, und die Milliardeneser werden in benachbarten Gegenden weniger beutelustige Eingeborene besuchen.

Die Maschinisten erhalten Befehl, ihren 10 Millionen PS die Zügel schießenzulassen, und damit wurde Pinchinat des Vergnügens beraubt, ehrenwerten Menschenfressern die Hand zu drücken . . . wenn es solche hier gab. Doch nein; er mochte sich trösten. Auch auf den Cook-Inseln verzehrt man sich – vielleicht leider! – heutzutage gegenseitig nicht mehr.

Standard Island schlägt nun eine Richtung durch den breiten Meeresarm ein, der sich bis zum Ende der vier, nordsüdlich aneinandergereihten Inseln fortsetzt. Überall schwärmen Pirogen umher, die einen fein gebaut und ausgerüstet, die anderen plump aus einem Baumstamm hergestellt, alle aber von kühnen Fischern bemannt, die den hier so zahlreich vorkommenden Walen nachstellen.

Die Inseln sind sehr fruchtbar, und man begreift, daß England ihnen seine Schutzherrschaft aufgenötigt hat, natürlich mit dem Hintergedanken, sie später ganz in Besitz zu nehmen. Von

Mangaia selbst sieht man seine felsigen, von einem Korallenband umrahmten Küsten, seine blendendweißen Häuser, die mit Kalk, der aus Korallen gebrannt wurde, getüncht sind, und seine vom dunklen Grün der Tropennatur geschmückten Hügel, deren Höhe 200 Meter nirgends überschreitet.

Am nächsten Tag zeigt sich das an seinen bis oben hinauf bewaldeten Höhen erkennbare Rarotonga. In der Mitte nur strebt ein 1.500 Meter hoher Vulkan empor, dessen kahler Gipfel aus dichtem Gehölz hervorragt. Unter dem Baumdunkel sieht man ein weißes Gebäude mit gotischen Fenstern, die protestantische Kirche. Die großen Bäume mit mächtigen Ästen und unregelmäßig geformtem Stamm erscheinen verworfen, voller buckliger Auswüchse und verdreht, wie alte Apfelbäume der Normandie oder alte Oliven der Provence.

Vielleicht hat der Reverend, der die rarotongischen Gewissen regiert, und zwar zusammen mit der Deutschen Ozeanischen Gesellschaft, in deren Hand sich der ganze Handel der Insel befindet ... vielleicht hat er nicht nach dem Beispiel seines Amtsbruders in Mangaia eine Fremdensteuer eingeführt, und vielleicht könnten die Milliardeseer, ohne den Beutel zu ziehen, ihre Ehrerbietung den beiden Königinnen erweisen, die sich hier um die Souveränität streiten und von denen die eine im Dorf Arognani, die andere im Dorf Avarua wohnt. Cyrus Bikerstaff hält es aber doch nicht für geraten, bei dieser Insel an Land zu gehen, und ihm stimmt der Rat der Notabeln, die überall wie Könige empfangen zu werden gewöhnt sind, widerspruchslos zu. Die von den ungeschickten Engländern beherrschten Eingeborenen gehen daher leer aus, während sonst die Piaster in den Taschen der Nabobs von Standard Island nicht festgenagelt sind.

Gegen Abend erkennt man nur noch den obersten Teil des Vulkans, der einer Riesensäule gleich zum Himmel aufsteigt. Myriaden von Seevögeln haben sich ohne Erlaubnis auf Standard Island niedergelassen oder flattern darüber hin; mit Anbruch der Nacht aber ziehen alle wieder davon und nach den Eilanden, die im Norden des Archipels vom Wogensschlag des Großen Ozeans gepeitscht werden.

Jetzt wird unter dem Vorsitz des Gouverneurs eine Versammlung abgehalten zur Beratung einer Veränderung der Reiseroute. Standard Island befindet sich in Gegenden mit vorherrschend englischem Einfluß. Steuerte man, wie vorher festgesetzt war, längs des 20. Breitengrads nach Westen weiter, so gelangte man nach den Tonga- und den Fidschi-Inseln. Was man an den Cook-Inseln erlebte, war ja nicht gerade ermutigend. Da erschien es ratsamer, die Loyalitäts-Inseln und Neukaledonien anzulaufen, wo das Juwel des Stillen Ozeans gewiß mit echt französischer Höflichkeit aufgenommen wurde. Nach dem Wintersolstitium wollte man dann direkt nach den Äquatorialgegenden zurückkehren. Damit entfernte man sich freilich von den Neuen Hebriden, wohin die Schiffbrüchigen der Ketsch und ihr Kapitän übergeführt werden sollten.

Während dieser Verhandlung über eine neue Reiseroute zeigten sich die Malaien auffallend unruhig, denn wenn jene Veränderung beliebt wurde, erschien ihre Heimkehr nicht wenig erschwert. Kapitän Sarol konnte seine Enttäuschung, richtiger seinen Zorn darüber nicht verhehlen, und wer ihn jetzt hätte zu seinen Leuten reden hören, dem würde eine verdächtige Gereiztheit des Mannes nicht entgangen sein.

»Da wollen sie uns nun«, wiederholte er häufiger, »an den Loyalitäts-Inseln oder in Neukaledonien aussetzen! ... Und unsere Gefährten, die uns auf Erromango erwarten und aus unserem wohldurchdachten Plan, der nur für die Neuen Hebriden gilt, was wird daraus? ... Soll uns dieser Glücksfall aus den Händen gleiten?«

Zum Glück für die Malaien, zum Unglück für Standard Island wurde die vorgeschlagene Änderung des Kurses nicht gutgeheißen. Die Notabeln von *Milliard City* lieben es nicht, an ihren Gewohnheiten gerüttelt zu sehen. Die Reiseroute wird nach dem im voraus dafür entworfenen Programm eingehalten werden, nur entscheidet man sich, statt an den Cook-Inseln 14 Tage liegenzubleiben, mehr nordwestlich nach dem Samoa-Archipel zu gehen und von da die Gruppe der Tonga-Inseln aufzusuchen.

Beim Bekanntwerden dieses Beschlusses können die Malaien ihre Befriedigung darüber nicht verhehlen.

Am Ende konnte es nichts Natürlicheres geben als ihre Freude, daß der Rat der Notabeln seine Absicht, sie nach den Neuen Hebriden heimzuführen, nicht aufgegeben hatte.

## 2. KAPITEL

### *Von Insel zu Insel*

Wenn sich der Horizont von Standard Island auf der einen Seite etwas aufheiterte, seit die Beziehungen der Backbord- und der Steuerbordbewohner weniger gespannt wurden, wenn diese Besserung den füreinander gehegten Gefühlen Walter Tankerdons und Miss Dy Coverleys zu verdanken war, und wenn endlich der Gouverneur und der Oberintendant Ursache hatten zu glauben, daß die Zukunft nicht durch innere Streitigkeiten bedroht sein werde, so ist das Juwel des Stillen Ozeans in seiner Existenz doch nicht weniger gefährdet und wird einer von langer Hand vorbereiteten Katastrophe schwerlich entgehen können. Je weiter es nach Westen vordringt, desto mehr nähert es sich den Gegenden, wo sichere Zerstörung sie erwartet, und der Urheber dieses verbrecherischen Anschlags ist kein anderer als Kapitän Sarol.

Es war nämlich kein zufälliger Umstand, der die Malaien früher nach den Sandwichinseln hinführte. Die Ketsch ankerte in Honolulu nur, um die Ankunft Standard Islands zur Zeit seines jährlichen Besuchs hier abzuwarten. Die Absicht von Kapitän Sarol war von Anfang an die gewesen, der Propellerinsel, ohne Verdacht zu erwecken, zu folgen, sich und seinen Leuten hier, wo sie als Passagiere keinen Zutritt hatten, als Schiffbrüchigen Aufnahme zu verschaffen und dann jene, mit der Bitte, sie nach ihrer Heimat zu befördern, nach den Neuen Hebriden hin zu verführen.

Wie der erste Teil dieses Plans zur Ausführung kam, ist unseren Lesern bekannt. Die Kollision der Ketsch war nur erfunden gewesen; vielmehr hatten die Malaien selbst ihr Fahrzeug zerstört, doch so, daß es sich bis zum Eintreffen der durch den Notschuß herbeigerufenen Hilfe schwimmend erhalten konnte und bald versinken mußte, wenn seine Mannschaft von dem Boot aus

dem Steuerbordhafen aufgenommen worden war. Wegen der Kollision konnte dann kein Verdacht mehr entstehen und niemand Seeleuten, deren Schiff untergegangen war, ihre Eigenschaft als Schiffbrüchige bestreiten und ihnen vorübergehende Unterkunft verweigern.

Vielleicht würde der Gouverneur sie freilich nicht behalten wollen, da der Aufenthalt von Fremden auf Standard Island grundsätzlich verboten war. Dann wurden sie vielleicht am nächsten Archipel an Land gesetzt. Dieser Gefahr mußten sie sich aussetzen, Kapitän Sarol schreckte auch davor nicht zurück. Nach der günstigen Entscheidung der Direktion der Company beschloß man aber, die Schiffbrüchigen der Ketsch hierzubehalten und sie nach den Neuen Hebriden überzuführen.

Das war der Verlauf der Dinge. Schon seit 4 Monaten erfreuen sich Kapitän Sarol und seine zehn Malaien auf der Propellerinsel der unbeschränktesten Freiheit, haben jene nach allen Seiten durchstreifen sowie all ihre Geheimnisse ergründen können und haben das auch keineswegs zu tun versäumt. – Noch 3 Monate, und Standard Island sollte bei den Neuen Hebriden eintreffen und dort eine Katastrophe herbeigeführt werden, die unter den Seeunfällen nicht ihresgleichen hatte.

Der Archipel der Neuen Hebriden ist für die Seefahrer gefährlich nicht nur wegen der darin verstreuten Klippen und seiner oft sehr starken Strömungen, sondern auch wegen der Wildheit eines Teils seiner Bewohner. Seit Quiros ihn 1606 entdeckte und auch nachdem Bougainville 1768 und Cook 1773 ihn durchforschten, ist er der Schauplatz grausamster Metzelleien gewesen, und vielleicht ist es sein schlechter Ruf, der die Ahnungen Sebastian Zorns bezüglich des Ausgangs der Seereise Standard Islands rechtfertigen sollte. Kanaken, Papuas und Malaien leben hier mit Australnegern vermischt, die alle treulos, hinterlistig und jeder Zivilisation abhold sind. Einzelne Inseln dieser Gruppe sind wahrhafte Verbrecherhöhlen, und ihre Bewohner ernähren sich nur durch Seeraub.

Der Malaie Kapitän Sarol gehörte zu jenem Typus von gewissenlosen Raub- und Mordgesellen, die, wie der Marinearzt Hagon

gelegentlich seiner Reise nach den Neuen Hebriden sagt, diese Gegenden geradezu »verpesten«. Kühn, unternehmend, gewohnt, in den gefährlichen Wasserstraßen zu segeln, in seiner Tätigkeit erfahren und mehrmals der bewährte Leiter blutiger Expeditionen, gibt Sarol jetzt nicht ein schüchternes Debüt, denn seine Schandtaten haben ihn in diesem Teil des westlichen Stillen Ozeans schon längst berühmt oder berüchtigt gemacht.

Vor vielen Monaten schon haben nun Kapitän Sarol und seine Spießgesellen zusammen mit den blutgierigen Einwohnern der Insel Eromanga, einer der Hebriden, einen Anschlag ausgeklügelt, der ihnen im Fall des Gelingens erlauben würde, überall als »ehrbare Leute« zu leben. Sie haben Kenntnis von der Propellerinsel, die seit vorigem Jahr durch die Tropenzone fährt, und wissen, welch unermeßliche Schätze das überaus reiche Milliard City birgt. Da die Insel aber nicht so weit nach Westen vordringen soll, geht es darum, sie nach dem wilden Eromanga zu verlocken, wo alles zu ihrer gänzlichen Vernichtung vorbereitet ist.

Verstärkt durch die Eingeborenen benachbarter Inseln, können die Neuhebridier gegenüber der Bewohnerschaft von Standard Island auch auf ein zahlenmäßiges Übergewicht rechnen. In Rücksicht auf die der Insel zur Verfügung stehenden Abwehrmittel ist freilich nicht davon die Rede, sie auf dem Meer wie ein einfaches Handelsschiff zu überfallen, noch sie durch eine Flottille von Pirogen angreifen zu lassen. Dank den Gefühlen der Humanität, die die Malaien ohne Verdacht zu erregen wachzurufen wußten, wird Standard Island nah an Eromanga herankommen. Es soll einige Kabellängen davor haltmachen. Dann würden es Tausende von Eingeborenen überrumpeln, ... es auf die Klippen laufen lassen ... sollte es daran in Trümmer gehen, beraubt und seine Einwohnerschaft niedergemetzelt werden. Diesem entsetzlichen Plan fehlt es nicht an Aussicht auf Erfolg. Als Dank für die Gastfreundschaft, die die Milliardeseer Kapitän Sarol und seinen Leuten gewährt haben, werden sie jetzt einer schrecklichen Katastrophe entgegengeführt.

Am 9. Dezember erreicht Kommodore Simcoe den 171. Meridian, da wo dieser sich mit dem 15. Breitengrad schneidet. Zwischen jenem und dem 175. Meridian liegt die Gruppe von Samoa, die Bougainville 1768, Laperouse 1787 und Edwards 1791 besuchte.

Zuerst tauchte die unbewohnte Insel Rose auf, die keinen Besuch wert ist.

2 Tage später kommt die Insel Manua mit den danebenliegenden Eilanden Olosaga und Ofu in Sicht. Ihr höchster Punkt erhebt sich bis 760 Meter über die Meeresfläche. Trotz ihrer 2.000 Bewohner ist sie nicht die interessanteste des Archipels, und der Gouverneur sieht deshalb von einem Verweilen vor ihr ab. Richtiger erscheint es, sich etwa 14 Tage bei den Inseln Tetuila, Upolu, Savaii, den schönsten der überall schönen Gruppe, aufzuhalten. Manua genießt indes doch eine gewisse Berühmtheit in der Geschichte der Seefahrten, denn an seiner Küste, bei Ma-Oma, kamen mehrere der Begleiter Cooks im Grund einer Bai ums Leben, die noch jetzt den berechtigten Namen »Bai des Massakers« trägt.

Etwa 20 Lieue trennen Manua von Tetuila, seinem nächsten Nachbarn. Standard Island gelangt in der Nacht vom 14. zum 15. in dessen Nähe. Am Vorabend hat das in der Gegend der Rammspornbatterie herumbummelnde Quartett Tetuila schon »gerochen«, obgleich es noch mehrere Lieues entfernt war; so sehr ist die Luft hier von köstlichen Wohlgerüchen erfüllt.

»Das ist gar keine Insel«, ruft Pinchinat, »das ist der Laden von Piver . . . das Laboratorium von Lubin . . . das Geschäftshaus eines modernen Parfumeurs.«

»Wenn Deine Hoheit nichts dagegen einzuwenden hat«, bemerkt Yvernes, »würde ich es vorziehen, sie mit einem Räucherbecken zu vergleichen.«

»Meinetwegen mit einem Weihrauchbecken!« antwortete Pinchinat, der den poetischen Anwandlungen seines Kameraden nicht entgegentreten will.

Man hätte wirklich sagen können, die Brise führe einen Strom parfümierter Dünste über das herrliche Gewässer hin. Dieser rührt

von dem durchdringenden Duft einer Pflanzenart her, der die samoanischen Kanaken den Namen »Mussoo3« gegeben haben.

Mit Sonnenaufgang gleitet Standard Island in 6 Kabellängen Entfernung längs der Nordküste Tetuilas hin. Man könnte es einen grünenden Korb nennen, oder vielmehr eine Etage von Wäldern, die sich bis zu den äußersten Gipfeln ausbreiten, deren höchster 1.700 Meter mißt. Vor ihm liegen noch einige Eilande, darunter Anuu. Hunderte von hübschen Pirogen mit kräftigen, halbnackten Eingeborenen, die ihre Ruder im Zweivierteltakt eines samoaischen Liedes bewegen, beeilen sich, die Propellerinsel zu begleiten. Die langen und so festgebauten Fahrzeuge, daß sie sich selbst aufs hohe Meer hinauswagen können, haben 50 bis 60 Ruderer. Unsere Pariser erkennen nun, warum die ersten Europäer dieser Gruppe den Namen »Schiffer-Inseln« gaben. Der richtige geographische Name lautet jedoch Hamoa oder, mehr gebräuchlich, »Samoa«.

Savaii, Upolu und Tetuila, die sich von Westen nach Südosten aneinanderreihen, und Olosaga, Ofu und Manua, die weiter südlich liegen, bilden die Hauptinseln dieser Gruppe vulkanischen Ursprungs. Ihre Gesamtfläche beträgt 2.800 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von 35.600 Seelen. Die Angaben der ersten Besucher müssen demnach stark herabgesetzt werden.

Keine dieser Inseln vermag übrigens so günstige klimatische Verhältnisse aufzuweisen wie Standard Island. Die Temperatur schwankt hier zwischen 26 und 34 Grad Celsius. Juli und August sind die kältesten Monate, während der Februar die größte Hitze bringt. Von Dezember bis April leiden die Samoaner unter gewaltigen Regengüssen, und zur gleichen Zeit treten auch Böen und Stürme auf, die viele Unfälle verursachen.

Der in den Händen der Engländer, Amerikaner und der Deutschen ruhende Handel mag 1.800.000 Franc in der Einfuhr und 1.900.000 Franc in der Ausfuhr betragen. Letztere entfällt auf Naturprodukte, wie auf Baumwolle, deren Anbau mit jedem Jahr zunimmt, und auf die Kopra, das sind getrocknete Kokoskerne.

Unter der malaio-polynesischen Bevölkerung leben hier nur 300 Weiße und einige Tausend von verschiedenen Inseln Melanesiens herangezogene Landarbeiter. Seit 1830 haben Missionare die Samoaner zum Christentum bekehrt, doch bewahren diese immer noch mehrere Gebräuche ihrer früheren Religion. Die größte Menge ihrer Eingeborenen ist protestantisch, weil hier Deutsche und Engländer dafür tätig waren; doch zählt auch der Katholizismus einige tausend Neophyten, und besonders bemühen sich Maristenbrüder, diese Zahl zu vermehren, um den angelsächsischen Proselytismus zu bekämpfen.

Standard Island hat sich im Süden von Tetuila auf der Reede von Pago-Pago festgelegt. Hier ist der eigentliche Hafen der Insel, deren Hauptort das mehr im Innern gelegene Leone bildet. Zwischen dem Gouverneur Cyrus Bikerstaff und den samoanischen Behörden erheben sich jetzt keinerlei Schwierigkeiten. Freier Zutritt wird ohne Zögern zugestanden. Der Souverän des Archipels wohnt auch nicht auf Tetuila, sondern auf Upolu, wo sich die englische, amerikanische und deutsche Vertretung befinden. Es kommt hier also auch zu keinem offiziellen Empfang. Verschiedene Samoaner benützen die sich bietende Gelegenheit, *Milliard City* und »seine Umgebung« zu besuchen. Auch die *Milliard* dieser versehen sich von der Bevölkerung der Gruppe eines herzlichen Empfangs.

Der im Hintergrund der Bai gelegene Hafen schützt gegen die Winde vom offenen Meer und hat einen bequemen Zugang. Sogar Kriegsschiffe gehen darin häufig vor Anker.

Unter den heute zuerst Ausgeschifften befindet sich Sebastian Zorn mit seinen Kameraden, denen sich der Oberintendant angeschlossen hatte. Calistus Munbar ist wie gewöhnlich voll lebenswürdigen, übersprudelnden Humors. Er hat erfahren, daß von drei oder vier Familien der Notabeln ein Ausflug in Wagen mit neuseeländischen Pferden nach Leone verabredet ist. Da sich die Coverleys und die Tankerdons dabei begegnen müssen, kommt es vielleicht zu einer weiteren Annäherung zwischen Walter und Dy, was ihm schon ganz recht wäre.

Beim Umherspazieren mit dem Quartett spricht er von diesem großen Ereignis; er wird wie gewöhnlich lebhaft, ja begeistert.

»Liebe Freunde«, sagt er, »wir stecken rein in einer komischen Oper ... ein glücklicher Zwischenfall führt zur Lösung des Knotens ... ein durchgehendes Pferd ... ein umschlagender Wagen

...

»Ein räuberischer Überfall«, fügt Yvernes ein.

»Eine allgemeine Abschachtung der Ausflügler!« fügt Pinchinat hinzu.

»Dazu könnte es wohl kommen!« brummte der Violoncellist im Totengräberton, als wenn er die tiefste Saite seines Instruments anschläge.

»Nein, liebe Freunde, nein!« ruft Calistus Munbar. »Gehen wir nicht so weit! So vielen Aufwands bedarf es gar nicht! Nur so eines kleinen Unfalls, bei dem Walter Tankerdon so glücklich wäre, Miss Dy Coverley das Leben zu retten ... «

»Und dazu noch etwas Musik von Boieldieu oder Auber!« sagt Pinchinat mit einer Handbewegung, als drehe er die Kurbel eines Leierkastens.

»Sie, Herr Munbar«, fragt Frascolin, »haben also diese Verbindung immer noch im Auge?«

»Das will ich meinen, lieber Frascolin! Tag und Nacht träum' ich davon! Ich verliere darüber allen Humor! [Das schien nicht gerade zutreffend.] Ich magere zusehends ab. [Stimmte ebensowenig.] Ich sterbe noch, wenn es nicht dazu kommt!«

»Es wird sich noch alles machen, Herr Oberintendant«, erwiderte Yvernes in klangvollem Prophetenton, »denn Gott kann den Tod Eurer Exzellenz nicht wollen!«

»Er würde auch dabei verlieren!« meinte Calistus Munbar.

Alle drei begeben sich nun nach der Hütte eines Eingeborenen, trinken hier auf das Wohlsein der zukünftigen Gatten ein paar Glas Kokoswasser und essen saftige Bananen dazu.

Die samoanische Bevölkerung, die die Straßen von Pago-Pago belebt oder unter den Bäumen in der Nähe des Hafens verkehrt, bildet für unsere Pariser eine wahre Augenweide. Die Männer sind über mittelgroß und von braungelbem Teint, haben einen runden

Kopf, eine mächtige Brust, muskulöse Glieder und sanften, heiteren Gesichtsausdruck. Vielleicht zeigen sie etwas zu reichliche Tätowierung auf Armen, Brustkasten und Schenkeln, die eine Art Rock aus Gräsern oder Blättern unvollkommen bedeckt. Das Haar der Leute ist schwarz, schlicht oder lockig, je nach Geschmack der eingeborenen Stutzer.

»Die reinen Wilden Ludwigs XV!« bemerkte Pinchinat. »Es fehlen ihnen nur noch Rock, Hosen, Degen, Strümpfe, Hackenschuhe, Federhut und Schnupftabakdose, um bei den kleinen Empfängern in Versailles hoffähig zu sein!«

Die samoanischen Frauen und jungen Mädchen gehen ebenso spärlich bekleidet wie die Männer, tätowieren sich Brust und Hände, tragen Gardenienkränze auf dem Kopf und Halsbänder von rotem Hibiskus, und rechtfertigen so die Bewunderung, wovon die Berichte der ersten Besucher überfließen . . . wenigstens solange sie jung sind.

Ihre Zurückhaltung und ungezierte Schüchternheit, ihre Grazie und ihr Lächeln entzücken das Quartett, als sie ihm »Kalofa«, d.i. Guten Tag, mit sanfter melodischer Stimme zurufen.

Ein Ausflug, den unsere Touristen am nächsten Tag unternehmen, bietet ihnen Gelegenheit, die Insel von einer Küste bis zur andern kennenzulernen. Ein Wagen des Landes führt sie nach der entgegengesetzten Küste, nach der Bai von Franca, deren Name an Frankreich (La France) erinnert. Ein 1884 eingeweihtes Monument aus weißer Koralle trägt eine Bronzetafel mit den eingravierten unvergeßlichen Namen des Kommandanten de Langle, des Naturforschers Lamonon und der neun Matrosen, der Begleiter Laperouses, die an dieser Stelle ermordet wurden.

Sebastian Zorn und seine Kameraden kehren durch das Innere der Insel nach Pago-Pago zurück. Welch prächtige, lianendurchflochtene Dickichte von üppig aufgeschossenen Bäumen, von Kokosplamen, wilden Bananen und einer Menge für Kunstschlösserarbeiten geeigneten Arten. Das freie Land bedecken wieder Felder mit Taro, Zuckerrohr, niedrigen Kaffebäumen, Baumwollstauden und Zimtbäumen; überall zeigen sich Orangen, Goyaven, Mangos,

Avocados neben Kletterpflanzen, wie Orchideen, und baumartigen Farnen. Es ist eine erstaunlich reiche Flora, die dieser fruchtbare Boden bei dem feuchtwarmen Klima ernährt. Die samoanische Fauna dagegen beschränkt sich auf einige Vögel, wenige unschuldige Reptilien, und zählt unter den einheimischen Säugetieren nur eine kleine Ratte, den einzigen Vertreter der Nagetiere.

4 Tage später, am 19. Dezember, verläßt Standard Island wieder Tetuila, ohne daß es zu dem, von dem Oberintendanten so herbeigesehnten »glücklichen Zwischenfall« gekommen ist. Immerhin scheint sich die Spannung zwischen beiden Familien weiter zu mildern.

Kaum ein Dutzend Lieues trennen Tetuila von Upolu. Am nächsten Vormittag steuert Kommodore Simcoe in der Entfernung von einer Viertelmeile an den drei Eilanden Nuntua, Samusu und Salafuta vorüber, die diese Insel wie ebenso viele detachierte Forts verteidigen. Er manövriert mit großer Geschicklichkeit und trifft im Laufe des Nachmittags vor Apia ein.

Upolu mit seinen 16.000 Einwohnern ist die Hauptinsel des Archipels. Hier haben Deutschland, Amerika und England ihre Vertreter, die zum Schutz der Interessen ihrer Landsleute eine Art Rat bilden. Der Souverän der Gruppe »regiert« inmitten seines Hofes in Malinuu auf der äußersten Ostspitze von Apia.

Der Anblick Upolus ist derselbe wie der Tetuilas; ein Haufen von Bergen, überragt vom Pic der Mission, der seiner Länge nach als Rückgrat der Insel gelten kann. Die alten, jetzt erloschenen Vulkane sind mit dichten Wäldern bis zum Kraterrand hinauf umhüllt. Am Fuß der Berge schließen sich Ebenen und Felder an, die bis zum Alluviumstreifen der Küste reichen und wo eine Vegetation von üppigster Tropenfantasia aufstrebt.

Am nächsten Tag lassen sich der Gouverneur Cyrus Bikerstaff, seine beiden Adjunkten und zwei Notabeln nach dem Hafen von Apia übersetzen, um einen offiziellen Besuch bei den Vertretern Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten zu machen, dieser zusammengesetzten Behörde, in deren Händen sich die Verwaltung des Archipels tatsächlich befindet.

Während Cyrus Bikerstaff sich nebst Gefolge zu den Vertretern begibt, benützen Sebastian Zorn, Frascolin, Yvernes und Pinchinat, die gleichfalls an Land gegangen waren, ihre Muße zur Besichtigung der Stadt.

Auf den ersten Blick sind sie verblüfft über den Kontrast zwischen den europäischen Häusern mit den kaufmännischen Geschäften und den Hütten des alten Kanakendorfs, in denen die Eingeborenen hausen. Diese Wohnstätten sind bequem, sauber, mit einem Wort reizend. Am Ufer des Apiaflusses zerstreut, liegen ihre niedrigen Dächer unter dem Schutz eleganter Palmenbäume.

Der Hafen ist ziemlich belebt. Er ist der besuchteste der ganzen Gruppe, und eine Hamburger Handelsgesellschaft unterhält hier eine Flottille zur Betreibung der Küstenfahrt zwischen Samoa und den Nachbarinseln.

Ist auf dem Archipel aber der dreifache Einfluß der genannten Nationen vorherrschend, so ist Frankreich wenigstens durch katholische Missionare vertreten, deren Ehrenhaftigkeit, Ergebenheit und Pflichteifer ihnen bei der samoanischen Bevölkerung den besten Ruf erworben haben. Eine wahre Befriedigung, eine tiefe Rührung erfüllt unsere Künstler beim Anblick der kleinen Missionskirche, die nicht die puritanische Strenge der protestantischen Kapellen zeigt, und, etwas darüber, auf dem Hügel, eines Schulhauses, von dessen First die Trikolore weht.

Nach dieser Seite gehend, gelangen sie binnen einigen Minuten nach der französischen Niederlassung. Die Maristen bereiten den »Falanis« – so nennen die Samoaner alle Fremden – einen patriotischen Empfang. Hier siedeln drei mit der Verwaltung der Mission betraute Patres, die noch zwei andere in Savaii, nebst einer Anzahl von Mönchen, zur Seite haben.

Welches Vergnügen, mit dem schon bejahrten Superior zu plaudern, der Samoa schon seit langen Jahren bewohnt. Er ist so glücklich, Landsleute und – noch mehr – Künstler aus der Heimat zu empfangen. Das Gespräch wird mit erfrischendem Getränk unterbrochen, wozu die Mission das Rezept besitzt.

»Und ebenfalls, meine lieben Söhne«, sagte der Greis, »glauben Sie nicht, daß unsere Inseln, was man sagt, wild wären. Hier werden Sie keine Eingeborenen finden, die noch Kannibalen wären.«

»Uns sind überhaupt noch keine untergekommen«, bemerkt Frascolin.

»Zu unserm Bedauern«, fügt Pinchinat hinzu.

»Wie? Zu Ihrem Bedauern?«

»Verzeihen Sie, würdiger Vater, dieses Geständnis eines neugierigen Parisers! Es lag uns nur an der Lokalfärbung!«

»O«, läßt Sebastian Zorn sich vernehmen, »noch sind wir nicht am Ende unserer Fahrt, und vielleicht sehen wir noch mehr, als wir wünschen, von den Menschenfressern, nach denen unser Kamerad solche Sehnsucht zeigt.«

»Das ist leider möglich«, antwortete der Superior. »Mehr in der Nähe der westlichen Gruppen, bei den Neuen Hebriden und den Salomon-Inseln zum Beispiel, müssen alle Seefahrer gut auf der Hut sein. Auf Tahiti dagegen, auf den Marquisen- und Gesellschafts-Inseln, wie auf Samoa, hat die Zivilisation sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Ich weiß wohl, daß die Ermordung der Begleiter Laperouses den Samoanern den Ruf natürlicher Wildheit erworben hat und die Meinung, daß sie dem Kannibalismus frönten. Wie vieles hat sich seitdem aber dank der christlichen Religion geändert! Die heutigen Eingeborenen sind gesittete Leute, erfreuen sich einer Regierung mit zwei Kammern genau wie in Europa, doch kommen auch Revolutionen vor . . . «

»Ebenfalls wie in Europa . . . ?« fällt Yvernes ein.

»Wie Sie sagen, mein lieber Sohn, die Samoaner sind auch nicht gefeit gegen politische Streitereien!«

»Das ist auf Standard Island bekannt«, antwortete Pinchinat, »denn was wüßte man nicht auf dieser von den Göttern gesegneten Insel, ehrwürdiger Vater. Wir glauben sogar hier zu einer Zeit eingetroffen zu sein, wo kriegerische Verwicklungen zwischen zwei königlichen Familien drohen . . . «

»Ganz recht, meine Freunde, es ist ein Kampf entbrannt zwischen dem König Tupua, der von den alten Herrschern des Archipels abstammt und den wir mit unserm Einfluß aufs beste unterstützen, und dem König Malietoa, dem Mann der Engländer und der Deutschen. Gar viel Blut ist schon vergossen worden, besonders in der großen Schlacht im Dezember 1887. Jene Könige erlebten es, nacheinander proklamiert und wieder abgesetzt zu werden; schließlich aber ist Malietoa zum Herrscher erklärt worden, zwar durch Ausspruch der drei Mächte, aber doch nach den Anordnungen des Hofes von Berlin . . . ja, von Berlin!«

Der alte Missionar kann eine innere Erregung nicht unterdrücken, während dieser Name über seine Lippen kommt.

»Sehen Sie«, sagte er, »bisher ist der Einfluß der Deutschen auf Samoa maßgebend gewesen. Neun Zehntel des kultivierten Landes sind in ihren Händen. In der Nähe von Apia, in Suluafata, haben sie von der Regierung eine sehr wichtige Konzession ganz nah an einem Hafen erhalten, wo ihre Kriegsschiffe sich mit allem Nötigen versehen können. Durch sie wurden hier Schnellfeuerwaffen eingeführt. Doch alles das wird eines Tages ein Ende nehmen . . .«

»Zum Vorteil Frankreichs . . . ?«

»Nein, zu dem des Vereinigten Königreichs. Doch lassen wir das beiseite. Wer kann wohl klar in die Zukunft schauen.«

»Doch der König Malietoa . . .« fährt Yvernes fort.

»Nun, der König Malietoa wird auch noch einmal entthront, und wissen Sie, wer der Prätendent ist, der die meiste Aussicht hätte, ihm zu folgen? Ein Engländer, einer der hervorragendsten Leute des Archipels, ein einfacher Schriftsteller . . .«

»Ein Schriftsteller . . . ?«

»Ja, Robert Louis Stevenson, der Verfasser der ›Schatzinsel‹ und der ›Arabischen Nächte‹.«

»Da sieht man, wohin die Literatur führen kann!« ruft Yvernes.

»Und unsere französischen Schriftsteller sollten sich beeilen, desgleichen zu tun«, fügt Pinchinat hinzu.

»Ah, Zola I., Souverän der Samoaner ... anerkannt von der britischen Regierung, auf dem Thron der Tupua und der Malietoa seine Dynastie die Nachfolgerin der Dynastien eingeborener Souveräne! ... Welch eine Vorstellung!«

Die Unterhaltung schließt damit, daß der Superior sich noch über mehrere Einzelheiten der Sitten der Samoaner verbreitet. Er fügt hinzu, daß der Katholizismus, obwohl hier die Mehrzahl dem wesleyanischen Protestantismus anhängt, doch jeden Tag Fortschritte mache. Die Missionskirche ist für die Gottesdienste bereits zu klein geworden, und auch die Schule bedarf einer baldigen Vergrößerung. Er fühlt sich darüber sehr glücklich, und seine Gäste freuen sich mit ihm.

Der Aufenthalt Standard Islands vor Upolu dehnt sich auf 3 Tage aus.

Die Missionare haben den Besuch der französischen Künstler erwidert, wobei man die frommen Väter durch *Milliard City* führte, über das sie ihrer Bewunderung unverhohlen Ausdruck geben. Im Saal des Kasinos gab das Konzert-Quartett auch einige Stücke aus seinem Repertoire zum Besten. Der gute Greis hatte dabei Tränen in den Augen, denn er verehrt die klassische Musik, und bei etwaigen Festlichkeiten auf Upolu kann er freilich keine zu hören bekommen.

Am Abend vor der Abreise nahmen Sebastian Zorn, Frascolin, Pinchinat und Yvernes, dieses Mal vom Tanz- und Anstandslehrer begleitet, von den Maristenmissionaren Abschied. Auf beiden Seiten sind alle sehr gerührt bei diesem Abschied zwischen Leuten, die sich nur ein paar Tage gesehen haben und sich voraussichtlich niemals wiedersehen werden. Der Greis erteilt allen seinen Segen, und sie ziehen sich tief ergriffen zurück.

Am Morgen des 23. Dezember gibt Kommodore Simcoe das Zeichen zum Aufbruch, und Standard Island gleitet weiter inmitten eines Geleits von Pirogen, die es bis zur benachbarten Insel Savaii begleiten wollen.

Diese Insel ist von Upolu nur durch eine 7 bis 8 Lieue breite Meerenge getrennt; da die Hafenstadt Apia aber auf der Nordseite

Upolus liegt, geht es den ganzen Tag über erst längs dessen Küste hin, ehe man jene Meerenge erreicht.

Nach dem vom Gouverneur angegebenen Kurs geht es nicht darum, Savaii zu umschiffen, sondern nur zwischen diesem und Upolu hinzusteuern, um sich dann mehr nach Südwesten und dem Tongaarchipel zu wenden. Standard Island gleitet deshalb nur mit geringer Geschwindigkeit vorwärts, da sie nicht in der Nacht in jene Meerenge einlaufen will, die noch von den beiden kleinen Inseln Apolinia und Manono flankiert ist.

Am nächsten Morgen steuert Kommodore Simcoe nach diesen beiden Eilanden hin, von denen das eine, Apolinia, nur 200, das andere, Manono, an die 1.000 Einwohner zählt. Die Leute hier genießen den besten Ruf und sollen vor allem die ehrlichsten von allen Samoanern sein.

Während der Schifffahrt kann man Savaii in seiner ganzen Pracht bewundern. Unerschütterliche Granitmauern schützen es gegen den Anprall des Meeres, das durch Orkane, Tornados und Zyklone besonders zur Winterszeit nicht selten gefährlich wird. Savaii ist von dichten Waldungen bedeckt und von einem 1.200 Meter hohen Vulkan überragt. Überall schimmern weiße Villen hervor, die unter dem Dom riesiger Palmen liegen und von glitzernden Wasserfällen umrauscht werden. Die steilen Küsten aber zeigen viele Höhlen, aus denen das Echo der Brandung mächtig widerhallt.

Darf man den Legenden trauen, so wäre diese Insel die Wiege aller polynesischen Völkerstämme gewesen; jedenfalls haben ihre Bewohner den ursprünglichen Typus am reinsten bewahrt. Sie hieß früher Savaiiki, das berühmte Eden der maorischen Gottheiten.

Langsam entfernt sich Standard Island und am Abend des 24. Dezember sind ihre letzten Gipfel außer Sicht.

### 3. KAPITEL

#### *Ein Hofkonzert*

Seit dem 21. Dezember hat die Sonne, nachdem sie den Wendekreis des Steinbocks erreicht hatte, ihrer scheinbaren Bewegung nach wieder angefangen, sich nach Norden zu wenden. Damit läßt sie für die hiesigen Gegenden den Winter mit seiner Unbill hinter sich und bringt dafür den Sommer der nördlichen Halbkugel der Erde wieder.

Standard Island befindet sich nur 10 Breitengrade von diesem Wendekreis entfernt, und wenn sie nach Tonga-Tabu hinuntersegelt, gelangt sie damit zur tiefsten in der Reiseroute vorgesehenen Breite und will sich von da aus wieder nach Norden begeben, um sich wieder in den günstigsten klimatischen Verhältnissen zu halten. Einer Periode sehr starker Hitze kann sie freilich nicht entgehen, wenn die Sonne ihm im Zenit steht; diese Hitze wird aber durch die Seewinde gemildert und weiter abnehmen, je nachdem sich die Sonne weiter entfernt.

Zwischen dem Archipel von Samoa und dem von Tonga-Tabu zählt man 8 Breitengrade oder etwa 900 Kilometer. Ohne sich zu übereilen, wird die Propellerinsel über das beständig glatte Meer hingeleiten, da jetzt Windstöße und Stürme fast ausgeschlossen sind. Es genügt, vor Tonga-Tabu in den ersten Tagen des Januar einzutreffen, dort soll eine Woche gerastet und dann nach den Fidschi-Inseln weitergefahren werden. Von hier aus soll sich Standard Island dann nach den Neuen Hebriden begeben, um die malaiische Mannschaft an Land zu setzen, und schließlich soll sie, nach Nordwesten hinaufgehend, die Breite der Madeleinebai wieder erreichen und damit die diesjährige Rundreise vollenden.

In *Milliard City* spinnt sich das Leben in ungestörter Ruhe weiter ab – das Leben einer großen amerikanischen oder europäischen Stadt mit seiner beständigen, durch die Dampfer oder die Telegrafenkabel unterhaltenen Verbindung mit der Neuen Welt, den gewohnten gegenseitigen Besuchen der Familien, der offenbaren Annäherung zwischen beiden Inselhälften, mit den Spaziergängen, den Unterhaltungen und den Konzerten des Quartetts, die sich des unveränderten Beifalls der Musikliebhaber erfreuen.

Das Neujahr und die den Protestanten wie den Katholiken gleich heilige Christmas werden mit größtem Prunk in der Kirche, ebenso wie in der Saint Mary Church, doch auch in den Einzelwohnungen, in den Hotels und in den Häusern der Handelsviertel gefeiert. In der Woche von Weihnachten bis zum 1. Januar schwelgt die Insel in frohen Festlichkeiten.

Inzwischen veröffentlichten die Journale von Standard Island, der ›Starboard Chronicle‹ und der ›New Herald‹, alle örtlichen und auswärtigen Neuigkeiten. Besonders eine Neuigkeit aber, die gleichzeitig in beiden Blättern erscheint, gibt zu zahlreichen Kommentaren Anlaß.

In der Nummer vom 26. Dezember war nämlich zu lesen, daß der König von Malecarlien sich zum Gouverneur nach dem Rathaus begeben und dieser ihm eine Audienz bewilligt habe. Niemand wußte, was Seine Majestät mit diesem Besuch bezweckte. Infolgedessen schwirren allerlei Gerüchte durch die Stadt, und diese hätten sich unzweifelhaft mehr und mehr auf ganz unhaltbare Mutmaßungen gestützt, wenn die Journale nicht anderntags die Sache aufgeklärt hätten.

Der König von Malecarlien hat sich um eine Anstellung am Observatorium von Standard Island beworben und die oberste Verwaltung seinem Gesuch sofort entsprochen.

»Alle Wetter«, ruft Pinchinat, »um so etwas zu erleben, muß man freilich in Milliard City wohnen! Ein Souverän mit dem Fernrohr vor den Augen, der die Sterne am Horizont beobachtet!«

»Ein Gestirn der Erde, das mit seinen Brüdern am Firmament in Verbindung tritt!« fügt Yvernes hinzu.

Diese Mitteilung bestätigt sich, und zwar hat den König von Malecarlien folgender Umstand veranlaßt, sich um jene Stelle zu bewerben.

Der König von Malecarlien war ein gutherziger Mann, und die Königin, seine Gemahlin, eine nicht weniger gutherzige Frau. Sie bemühten sich, so viel Gutes zu tun, wie dazu in einem Mittelstaat Europas nur aufgeklärte liberale Geister imstande sind, ohne deshalb den Anspruch zu erheben, daß ihre Dynastie, wenn sie auch zu den ältesten der Alten Welt gehörte, göttlichen Ursprungs sei.

Der König war sehr wissenschaftlich gebildet und liebte die Künste, besonders die Musik. Als Gelehrter und Philosoph verschloß er aber die Augen nicht vor der Zukunft der europäischen Herrscherfamilien und war, wenn sein Volk es verlangte, jeden Augenblick bereit, aus seinem Königreich zu scheiden. Da er keinen direkten Erben besaß, beging er damit seiner Familie gegenüber kein Unrecht, wenn ihm die Zeit gekommen schien, seinen Thron zu verlassen und sich der Krone zu entkleiden.

Dieser Zeitpunkt trat vor 3 Jahren ein, ohne daß es dabei im Königreich Malecarlien zu einer Revolution – wenigstens nicht zu einer blutigen – gekommen wäre. Unter gegenseitiger Übereinstimmung wurde der Vertrag zwischen Seiner Majestät und deren Untertanen aufgehoben. Der König wurde wieder ein Mensch, seine Untertanen Bürger, und er ging ohne weitere Umstände ab, wie ein Reisender mit der Eisenbahn, und ließ ruhig die eine Regierungsform anstelle der andern treten.

Mit 60 Jahren noch außerordentlich kräftig, erfreute sich der König einer Konstitution . . . vielleicht einer besseren, als sein früheres Königreich sich zu geben vermochte. Die schon von jeher wankende Gesundheit der Königin aber verlangte einen Aufenthalt, wo sie vor grellem Temperaturwechsel geschützt war. Eine solche Gleichmäßigkeit der Verhältnisse war aber kaum anderswo als auf Standard Island zu finden, wenn man der Beschwerde entgegen wollte, der guten Jahreszeit in den verschiedenen Breitenlagen der Erde immer nachzureisen. Das schwimmende Bauwerk der Standard Island Company bot dagegen alle erwünschten Vorteile.

Das war der Grund, weshalb der König und die Königin von Malecarlien sich entschlossen, ihren Sitz in Milliard City zu nehmen. Das wurde ihnen unter der Bedingung zugestanden, daß sie hier als einfache Bürger lebten und jeden Anspruch auf Auszeichnung oder besondere Privilegien aufgaben. Ihre Majestäten dachten natürlich gar nicht daran, anders aufzutreten. In der 39. Avenue der Steuerbordhälfte mieteten sie ein kleines Hotel mit einem nach dem großen Park hinausliegenden Garten. Hier wohnten die beiden Souveräne sehr zurückgezogen, ohne sich in die

Zwistigkeiten und Intrigen der rivalisierenden Stadthälften einzumischen, unter ganz bescheidenen Verhältnissen. Der König beschäftigt sich mit astronomischen Studien, für die er schon von jeher eine Vorliebe gehabt hatte. Die Königin, eine strenge Katholikin, führt ein fast klösterliches Leben und hat nicht einmal Gelegenheit zu Werken der Barmherzigkeit, da Elend und Armut auf dem Juwel des Stillen Ozeans unbekannt sind.

Das ist die Geschichte der früheren Herrscher von Malecarlien, wie sie der Oberintendant unseren Künstlern erzählt hat, unter dem Hinzufügen, daß dieser König und diese Königin die besten Menschen seien, die man nur finden könne, wenn auch ihre Vermögensverhältnisse ziemlich viel zu wünschen übrigließen.

Sehr gerührt über diesen mit so viel Philosophie und Resignation ertragenen Umschlag der Dinge empfindet das Quartett eine ehrerbietige Teilnahme für die entthronten Souveräne. Statt sich nach Frankreich, der Heimat der exilierten Könige, zu flüchten, haben Ihre Majestäten Standard Island gewählt, so wie sich reiche Leute aus Gesundheitsrücksichten in Nizza oder auf Korfu niederlassen. Sie sind freilich nicht eigentlich verbannt, nicht verjagt aus ihrem Königreich und hätten dort wohnen bleiben oder dorthin zurückkehren können . . . natürlich nur als einfache Bürger wie jeder andere. Das kam ihnen jedoch gar nicht in den Sinn, denn sie fühlten sich in dieser friedlichen Existenz ganz außerordentlich wohl und unterwarfen sich gern den Gesetzen und Anordnungen, die für die Propellerinsel erlassen waren.

Im Vergleich zu der Mehrheit der Milliardeseer und mit den in *Milliard City* gewöhnlichen Lebensanforderungen waren der König und die Königin von Malecarlien freilich nicht reich zu nennen. Mit 200.000 Franc Rente ist nicht viel anzufangen, wenn die Wohnung schon 50.000 Franc Miete kostet. Die Ex-Souveräne galten indes schon für nicht vermögend unter den Kaisern und Königen Europas, die wiederum neben den Goulds, den Vanderbilts, den Rothschilds, den Astors, den Mackays und anderen Finanzgrößen keine hervorragende Rolle spielen könnten. Daß jene sich keinen Luxus, sondern nur das Allernotwendigste gestatteten, schien sie nicht im geringsten zu belästigen. Die Gesundheit der

Königin besserte sich hier so befriedigend, daß der König gar nicht daran denken kann, den jetzigen Aufenthalt wieder zu wechseln. Er wünscht jedoch seine Einnahmen etwas aufzubessern, und da eine Stellung am Observatorium freigeworden war, bewarb er sich darum beim Gouverneur. Nach einem Telegrammaustausch mit der Direktion in der Madeleinebai hat Cyrus Bikerstaff über diese Stellung zugunsten des Souveräns verfügt, und so konnten die Journale von *Milliard City* also verkündigen, daß der König von Malecarlien zum Astronomen des Observatoriums von Standard Island ernannt worden sei.

Das hätte in allen anderen Ländern einen unerschöpflichen Redestoff geliefert. Hier spricht man davon 2 Tage, danach ist die Sache vergessen. Es erscheint jedem ganz natürlich, daß ein König sich bemüht, sich durch Arbeit die Möglichkeit seines weiteren Bleibens in *Milliard City* zu sichern. Er ist ein Gelehrter: die Gesamtheit wird davon Nutzen haben, darin liegt doch nichts Ehrenrühriges. Wenn er einen neuen Stern, einen Planeten, Kometen oder Fixstern entdeckt, wird man diesem seinen Namen geben. Und er wird mit Ehren unter den mythologischen Namen figurieren, von denen es in den offiziellen Annalen wimmelt.

Durch den Park bummelnd, unterhielten sich die Künstler über diese Angelegenheit, denn sie hatten am selben Morgen den König auf dem Weg ins Büro gesehen und waren noch nicht genug amerikanisiert, um darin nicht etwas Außergewöhnliches zu erblicken. So verhandelten sie also noch über dieses Thema, und Frascolin sagte:

»Wenn Seine Majestät nicht befähigt gewesen wäre, die Funktionen eines Astronomen zu erfüllen, so scheint es, hätte er als Musiklehrer auftreten können.«

»Ein König, der Privatstunden gibt!« ruft Pinchinat.

»Ja, und zu einem Preis, den nur seine reichen Zöglinge hier hätten anlegen können.«

»Man sagt wirklich allgemein, daß er ein guter Musiker sei«, bemerkt Yvernes.

»Ich bin nicht erstaunt darüber, daß er fast Musiknarr sein soll«, fügt Sebastian Zorn hinzu, »denn wir haben ihn ja bei unsern Konzerten an der Tür des Kasinos stehen sehen, weil er einen Salonplatz für sich und die Königin nicht erschwingen konnte.«

»He, ihr Bierfiedler, ich habe eine Idee!« sagt Pinchinat.

»Eine Idee Seiner Hoheit«, erwidert der Violoncellist, »muß allemal barock sein!«

»Barock oder nicht, mein alter Sebastian«, antwortet Pinchinat, »ich bin völlig überzeugt, daß du sie billigst.«

»Na, dann wollen wir Pinchinats Idee einmal hören«, sagt Frascolin.

»Ich möchte nämlich vorschlagen, Ihren Majestäten, aber auch ihnen ganz allein, ein Konzert in ihrem Salon zu geben und dabei die besten Stücke unseres Repertoires vorzutragen.«

»Alle Achtung!« ruft Sebastian Zorn, »weißt du, daß das gar keine schlechte Idee ist?«

»Sapperment, von solchen Ideen habe ich noch den ganzen Kopf voll, und wenn ich den einmal schüttle . . . «

»Da klingt es wie ein Hagelschauer!« fällt Yvernes ein.

»Lieber Pinchinat«, ergreift Frascolin wieder das Wort, »beschränken wir uns für heute auf deinen Vorschlag. Ich bin fest überzeugt, daß wir dem guten König und der guten Königin ein großes Vergnügen bereiten werden.«

»Morgen ersuchen wir schriftlich um eine Audienz«, meint Sebastian Zorn.

»Nein, noch besser«, sagt Pinchinat. »Gleich heute abend stellen wir uns mit unseren Instrumenten vor der Wohnung der Königin ein, wie ein Musikkorps, das ein Morgenständchen bringen will . . . «

»Du willst sagen, eine Serenade«, verbessert ihn Yvernes, »da es ja spät abends sein wird . . . «

»Meinetwegen, du strenge, aber gerechte erste Geige! Doch streiten wir uns nicht um Worte. Ist die Sache abgemacht?«

»Abgemacht und besiegelt!«

Ja, sie haben da wirklich eine gute Idee. Gewiß wird der musikliebende König die zarte Aufmerksamkeit der französischen Künstler verstehen und sich glücklich schätzen, sie zu hören.

Mit Eintritt der Dämmerung verläßt also das Quartett mit seinen Instrumenten das Kasino und begibt sich nach der am Ende der Steuerbordhälfte gelegenen 39. Avenue.

Es ist eine recht einfache Wohnung mit einem kleinen, von grünendem Rasen geschmückten Hof davor. Das Gebäude besteht nur aus dem Erdgeschoß, zu dem eine Rampe hinaufführt, und einem Stockwerk nebst Mansardendach. Links und rechts beschatten zwei prächtige Nußbäume den zweifachen Fußweg, der zum Garten führt. Unter dem Laubdach dieses nur 200 Quadratmeter großen Gartens dehnt sich ein zarter Rasenteppich aus. Mit den Hotels der Coverleys, Tankerdons und anderer Notabeln läßt sich dieses Häuschen natürlich nicht vergleichen. Es ist die Zufluchtsstätte eines Weisen, der in seiner eigenen Welt lebt, eines Gelehrten, eines Philosophen. Abdolonyme hätte sich, als er vom Thron der Könige von Sidon herabstieg, wohl auch damit begnügt.

Der König von Malecarlien hat als einzigen Kastellan seinen Kammerdiener und die Königin als Ehrendame ihre Kammerfrau. Zählt man hierzu noch eine amerikanische Köchin, so hat man das ganze Personal der abgesetzten Herrscher, die sich früher mit den Kaisern der Alten Welt »Herr Bruder« nannten.

Frascolin drückt auf einen elektrischen Knopf. Der Kammerdiener öffnet das Gittertor.

Frascolin meldet, daß er und seine Kameraden, französische Künstler, den Wunsch hegten, Seiner Majestät ihre Ehrenbezeugung darzubringen, und um die Gunst bäten, empfangen zu werden.

Der Diener ersucht sie, einzutreten, und sie bleiben auf der Rampe stehen.

Fast augenblicklich kommt der Mann zurück mit der Meldung, daß der König sie mit Vergnügen empfangen werde. Man führt sie nach dem Vestibül, wo sie ihre Instrumente niederlegen, und dann nach einem Salon, in den auch Ihre Majestäten sofort eintreten.

Das war das ganze Zeremoniell des Empfangs.

Voller Respekt vor dem König und der Königin haben die Künstler sich verneigt. Die sehr einfach in dunkle Stoffe gekleidete Königin trägt als Kopfschmuck nur ihr reiches Haar, dessen graue Locken ihrem etwas bleichen Gesicht und halbverschleierten Blick einen ganz besonderen Reiz verleihen. Sie nimmt auf einem Fauteuil neben dem Fenster Platz, das nach dem Garten hinausgeht.

Der König erwidert stehend die Begrüßungen seiner Besucher und ersucht sie, sich zu äußern, welche Veranlassung sie nach diesem, an der Grenze *Milliard Citys* gelegenen Haus geführt habe.

Alle vier fühlen sich ergriffen beim Anblick dieses Souveräns, dessen ganzes Wesen eine unaussprechliche Würde atmet. Sein Blick, der durchdringende Blick des Gelehrten, glänzt lebhaft unter den fast schwarzen Lidern hervor. Der wohlgepflegte weiße Bart fällt ihm bis zur Brust herab. Sein Gesichtsausdruck, dessen ernster Charakter durch ein angenehmes Lächeln gemildert wird, erwirbt ihm die Zuneigung aller Personen, die in seine Nähe kommen.

Frascolin ergreift das Wort und sagt, nicht ohne ein leises Zittern der Stimme:

»Wir danken Eurer Majestät für die Gnade, uns empfangen zu haben, uns einfache Künstler, die nur der innige Wunsch leitete, Ihnen ihre Ehrerbietung zu bezeugen.

»Die Königin und ich«, antwortete der König, »danken Ihnen, meine Herren, und fühlen uns von Ihren Gesinnungen angenehm berührt. Es scheint fast, als hätten Sie nach dieser Insel, wo wir unser vielbewegtes Leben zu beschließen hoffen, etwas von der Luft Ihres schönen Frankreich mitgebracht. Sie, meine Herren, sind mir übrigens nicht unbekannt, denn wenn ich auch mehr wissenschaftlich tätig bin, so liebe ich doch leidenschaftlich die Musik, die Kunst, der Sie Ihren vorzüglichen Ruf in der Kunstwelt verdanken. Wir kennen die Erfolge, die Sie in Europa wie in Amerika errungen haben, den Beifallssturm, mit dem Sie auf Standard Island begrüßt wurden und an dem wir – wenn auch etwas aus der Ferne – uns gern beteiligt haben. Zu unserem Bedauern konnten wir Sie nur noch nicht so hören, wie man Sie eigentlich hören muß.«

Der König bietet seinen Gästen Stühle an; dann erst setzt er sich selbst vor den Kamin, dessen Marmor eine herrliche Büste der Königin aus deren Jugendzeit trägt, ein Werk Franquettis.

Um zur Sache zu kommen, braucht Frascolin nur an den letzten Satz, den der König aussprach, anzuknüpfen:

»Eure Majestät haben recht«, sagt er, »und es rechtfertigt sich dieses Bedauern wohl vor allem durch die Art der Musik, die wir vertreten. Die Kammermusik, die Quartetts der berühmten Meister, eignen sich im Grunde nicht für eine zu große Zuhörerschaft. Sie brauchen etwas wie die ruhige Andacht eines Heiligtums . . .«

»Gewiß, meine Herren«, fällt hier der König ein, »gerade dieser Musik muß man lauschen können wie den Sphärenklängen himmlischer Harmonie, und deshalb verlangt sie einen geheiligten Ort . . .«

»Möchten der König und die Königin uns doch gestatten«, sagt Yvernes, »diesen Salon für eine Stunde in ein solches Heiligtum zu verwandeln und uns vor Ihren Majestäten ganz allein hören zu lassen . . .«

Yvernes hat seine Worte noch nicht vollendet, da belebt sich die Physiognomie der beiden Souveräne.

»Meine Herren, Sie wollten . . . Sie wären auf den Gedanken gekommen . . .«

»Das war der Zweck unseres Besuchs . . .«

»Ach«, sagte der König, ihnen die Hand bietend, »daran erkenne ich französische Musiker, bei denen Talent und Herz sich gleichen! Ich danke Ihnen, meine Herren, im Namen der Königin und in meinem. Nichts . . . wirklich nichts könnte uns eine größere Freude bereiten!«

Und während der Kammerdiener Auftrag erhielt, die Instrumente zu holen und den Salon für dieses improvisierte Konzert herzurichten, laden der König und die Königin ihre Gäste ein, ihnen in den Garten zu folgen. Hier plaudern alle und sprechen über Musik, als wären sie die vertrautesten Kunstgenossen.

Der König überläßt sich seinem Enthusiasmus für diese Kunst wie ein Mann, der all ihren Reiz warm empfindet und all ihre Schönheiten kennt. Er zeigt zum Erstaunen seiner Zuhörer, wie

bekannt er mit den Meistern ist, die er in einigen Minuten hören soll . . . er preist das naive und angeborene Genie Haydns, erinnert daran, was ein Kritiker über Mendelssohn gesagt hat, über diesen Fürsten der Kammermusik, der seine Gedanken in die Sprache Beethovens übersetzt . . . er rühmt Webers unübertroffene Feinfühligkeit und ritterlichen Geist, der ihm als Meister einen ganz eigenen Standpunkt anweise . . . spricht von Beethoven als dem allerersten in der Instrumentalmusik, in dessen Symphonien sich eine ganze Seele offenbart. Die Werke seines Genius geben an Größe und Wert den Meisterwerken der Dichtkunst und Malerei, der Skulptur und der Architektur nicht das Geringste nach . . . er, ein leuchtender Stern, der in seiner 9. Symphonie noch strahlend erlöscht, wo der Klang der Instrumente sich so ergreifend mit der menschlichen Stimme mischt!

»Und doch hätte er nie nach dem Takt tanzen können!«

Man erkennt leicht, daß es Pinchinat ist, der diese unangebrachte Bemerkung fallenläßt.

»Ja«, antwortet der König lächelnd, »doch das beweist nur, meine Herren, daß das Ohr für den Musiker kein unentbehrliches Organ ist. Er hört mit dem Herzen, mit diesem allein! Hat das nicht Beethoven gerade in der unvergleichlichen Symphonie bewiesen, die ich eben erwähnte, und die er schuf, als ihn die Taubheit irgend einen Ton zu hören hinderte?« Im weiteren Gespräch verbreitet die Majestät sich mit hinreißender Beredsamkeit über Mozart.

»O, meine Herren«, sagt er, »lassen Sie mein Entzücken ruhig überschäumen! Es ist so lange her, daß sich meine Seele einmal so entlasten konnte. Sie sind ja, so lange ich auf Standard Island lebe, die einzigen Künstler, die mich verstehen. Mozart! Mozart! Einer der größten dramatischen Tondichter, meiner Ansicht nach der erste des 19. Jahrhunderts, hat ihm ja unsterbliches Lob gezollt. Ich habe alles gelesen und werde es niemals vergessen! Er hat ausgesprochen, wie Mozart dadurch, daß er jedem Wort den richtigen Ton zu geben versteht, alle zu bezaubern weiß, ohne daß dabei die musikalische Phrase auch nur im geringsten leidet . . . er hat gesagt, daß die pathetische Wahrheit sich bei ihm mit

der plastischen Schönheit vermählt. Ist Mozart nicht der einzige, der mit niemals irrender Sicherheit die musikalische Form für alle Empfindungen, für alle Abstufungen der Leidenschaft und des Charakters zu treffen verstand? Mozart ist nicht nur ein König . . . was hat ein König jetzt noch zu bedeuten?« unterbricht sich Seine Majestät, mit dem Kopf schüttelnd. »Ich möchte sagen, er ist ein Gott, weil man noch zugibt, daß ein Gott vorhanden ist, er ist der Gott der Musik!«

Die Wärme, mit der Seine Majestät seine Bewunderung ausdrückt, ist gar nicht wiederzugeben. Und nachdem er und die Königin nach dem Salon zurückgekehrt und die Künstler ihnen dahin gefolgt sind, ergreift er ein auf dem Tisch liegendes Buch. Dieses Buch, das er gewiß oft gelesen hat, trägt den Titel: »Don Juan von Mozart«. Er schlägt es auf und liest einige Zeilen von der Feder des Meisters, der Mozart am besten verstanden, am meisten geliebt hat, von dem berühmten Gounod: »O Mozart, göttlicher Mozart! Wie wenig braucht man dich zu verstehen, um dich schon zu bewundern! Du, du bist die ewige Wahrheit und die vollendete Schönheit! Du, der unerschöpfliche! Du immer tief und klar! Du, die vollendete Menschlichkeit und die kindliche Einfalt! Du, der alles empfunden und in musikalischer Phrase alles in einer Weise ausgedrückt hat, die nie übertroffen worden ist und nie übertroffen werden wird!«

Nun ergreifen Sebastian Zorn und seine Kameraden ihre Instrumente, und beim milden Schein der elektrischen Hängelampe spielen sie das erste der für dieses Konzert ausgewählten Musikstücke.

Es ist das 2. Quartett in As-dur, Op. 13, von Mendelssohn, dem das königliche Auditorium mit unverhohlenem Entzücken lauscht.

Auf dieses Quartett folgt das 3. in C-dur, Op. 75, von Haydn, das heißt, die österreichische Hymne, die mit unvergleichlicher Maestria vorgetragen wird. Niemals erhoben sich ausübende Musiker so nahe bis zur Vollkommenheit, wie in den stillen Räumen dieses Heiligtums, wo unsere Künstler nur zwei entthronte Souveräne als Zuhörer hatten.

Nach Beendigung dieser wahrhaft erhebenden Hymne spielen sie das 6. Quartett in H-moll, Op. 18, von Beethoven, jene »Malinconia« von so düsterem Charakter und so ergreifender Macht, daß die Augen Ihrer Majestäten sich mit Tränen füllen.

Hierauf folgt die wunderbare Fuge in C-moll von Mozart, die so vollendet, so frei von aller Gesuchtheit und so natürlich ist, daß sie wie ein klares Wasser dahinzugleiten oder wie ein leichter Wind durch Laubwerk zu wehen scheint. Dieser schließt sich endlich eines der prächtigsten Werke des göttlichen Meisters an, das 10. Quartett in D-dur, Op. 35, womit diese unvergeßliche Soiree, derengleichen die Nabobs von Milliard City noch nie zu genießen Gelegenheit fanden, ihr Ende erreichte.

Die Franzosen konnten beim Vortrag der herrlichen Tondichtungen ebensowenig ermüden, wie der König und die Königin, ihnen zuzuhören.

Es ist aber 11 Uhr geworden, und der König sagt:

»Wir danken Ihnen, meine Herren, und dieser Dank kommt aus tiefstem Herzen. Dank der Unübertrefflichkeit Ihres Vortrags haben wir uns eines Kunstgenusses erfreuen dürfen, dessen Andenken nie in uns erlöschen wird! Es hat uns sehr wohlgetan . . . «

»Wünschen es Eure Majestät, so könnten wir noch . . . «

»Ich danke Ihnen, meine Herren, ich danke Ihnen nochmals. Wir wollen Ihre Gefälligkeit nicht mißbrauchen! Es ist schon spät . . . und dann . . . diese Nacht hab' ich noch Dienst.«

Diese Worte aus dem Mund des Königs bringen die Künstler zur Wirklichkeit zurück. Dem Souverän, der so spricht, gegenüber, fühlen sie sich verlegen . . .

»Nun ja, meine Herren«, fährt der König in heiterem Ton fort. »Bin ich nicht der Astronom des Observatoriums von Standard Island . . . ? Und«, fügt er nicht ohne einige Bewegung hinzu, »Inspektor der Sterne und der . . . erlöschenden Gestirne . . . «

#### 4. KAPITEL

##### *Ein britisches Ultimatum*

Während der letzten, den Vergnügungen der Christmas gewidmeten Woche des Jahres ergehen zahlreiche Einladungen zu Dinners, Soireen und offiziellen Empfängen. Ein vom Gouverneur den ersten Persönlichkeiten der Milliard City angebotenes und von den Notabeln beider Stadthälften angenommenes Bankett zeugt von einer gewissen Verschmelzung der beiden Teile.

Die Tankerdons und Coverleys finden sich hier an einem Tisch zusammen. Am ersten Tag des Jahres werden gewiß Glückwunschkarten zwischen dem Hotel der 19. und dem der 15. Avenue ausgetauscht. Walter Tankerdon erhält sogar eine Einladung zu einem der Konzerte von Mrs. Coverley. Die Art und Weise, wie ihn die Dame des Hauses empfängt, ist von guter Vorbedeutung. Von da bis zu einer engsten Verbindung ist es freilich noch weit, obwohl Calistus Munbar in seiner chronischen Verblendung nie aufhört, gegen jeden, der es hören will, zu wiederholen:

»Es ist abgemacht, meine Freunde, die Sache ist in Ordnung!«

Inzwischen setzt die Propellerinsel ihre friedliche Fahrt nach dem Archipel von Tonga-Tabu fort. Nichts schien sie stören zu sollen, als sich in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember eine unerwartete meteorologische Erscheinung zeigt.

Zwischen 2 und 3 Uhr hört man entfernte Detonationen; die Wachen legen ihnen keine besondere Bedeutung bei. Es scheint kaum annehmbar, daß es sich um einen Seekampf handeln könnte oder doch höchstens um einen zwischen den Schiffen der südamerikanischen Republiken, die sich so häufig in den Haaren liegen. Auf Standard Island, der unabhängigen Insel, die mit allen Mächten beider Welten in Frieden lebt, braucht man sich also nicht zu beunruhigen.

Die von der Westseite her dröhnenden Detonationen dauern übrigens bis zum Tagesanbruch fort und können mit dem Donnergerolle entfernten Artilleriefeuers nicht verwechselt werden.

Kommodore Simcoe wird von seinen Offizieren davon benachrichtigt und beobachtet den Horizont vom Turm des Observatoriums aus. Kein Lichtschein zeigt sich auf dem weiten Segment des Meeres, das vor seinen Augen liegt. Immerhin bietet der Himmel nicht das gewöhnliche Aussehen. Der Reflex von Flammen hat ihn

bis zum Zenit hinauf gefärbt. Die Luft ist stark dunstig trotz des schönen Wetters, und auch das Thermometer deutet durch sein plötzliches Fallen auf eine Störung in der Atmosphäre hin.

Beim ersten Tageslicht erfahren die Frühaufsteher von *Milliard City* eine seltsame Überraschung. Die Detonationen dauern nicht allein noch immer fort, die Luft erfüllt sich auch wie mit einem rot und schwarzen Dunst, einer Art feinem Staub, der wie Regen herabfällt. Man hätte es einen Platzregen rußiger Moleküle nennen können. In kürzester Zeit sind die Straßen der Stadt und die Dächer der Häuser mit einer Substanz bedeckt, worin sich die Farben des Karmins, des Krapp, der Garance und des Purpurs mit schwärzlichen Schlacken vermischen.

Alle Einwohner sind hinausgeströmt – mit Ausnahme von Athanase Dorémus, der nun einmal erst zu Mitternacht zu Bett geht und vor 11 Uhr morgens nicht aufsteht. Das Quartett ist selbstverständlich vom Lager aufgesprungen und hat sich nach dem Turm des Observatoriums begeben, wo der Kommodore, seine Offiziere, seine Astronomen – den neuen königlichen Beamten nicht zu vergessen – sich eingefunden haben, um die Natur dieser Erscheinung zu enträtseln.

»Es ist bedauerlich«, beginnt Pinchinat, »daß dieser rote Stoff nicht flüssig und daß diese Flüssigkeit nicht ein Regen von Pomard oder von Chateau Lafitte ist!«

»Ewig trockene Musikantenkehle!« antwortet Sebastian Zorn.

Was die Natur ähnlicher Erscheinungen angeht, weiß man, daß wiederholt Regenfälle von rotem, aus Kieselsäure, Chromoxyd und Eisenoxyd bestehenden Sand beobachtet worden sind. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden Kalabrien und die Abruzzen in ähnlicher Weise überschüttet, und die abergläubischen Bewohner wollten in dem Niederschlag Blutstropfen sehen, wo es sich, wie 1819 in Blankenberghe, nur um Kobaltchlorür handelte. Auch von entfernten Feuersbrünsten werden ja wohl Aschenteilchen oft weit fortgetragen. Solche Niederschläge hat man 1820 in Fernambuko, gelbe Regen 1824 in Orleans und 1836 in den Niederpyrenäen gesehen, wobei letzterer aus den Pollenkörnern blühender Linden bestand.

Welcher Quelle aber die Staub- und Schlackenteile entstammten, die jetzt auf Standard Island niederfielen, war nicht so ohne weiteres zu entscheiden.

Der König von Malecarlien meinte, daß sie aus einem Vulkan der östlichen Inseln stammen dürften, und seine Kollegen vom Observatorium teilten seine Ansicht. Man sammelte einige Hände voll dieser Schlacken, die sich wärmer zeigten als die umgebende Luft. Ein heftiger Vulkanausbruch würde die unregelmäßigen Detonationen, die noch immer hörbar sind, erklären. Diese Gegend ist ja voller teils noch tätiger, teils erloschener Vulkane, ganz zu schweigen von denen, die zuweilen aus der Tiefe des Ozeans emporgehoben werden und dann die gewaltigsten Ausbrüche zeigen.

Gerade inmitten des Archipels von Tonga hat der Tufua erst vor wenigen Jahren eine Fläche von über 100 Quadratkilometern mit seinen Eruptivmassen bedeckt, und das Donnern und Krachen seines gewaltigen Ausbruchs ist zuweilen bis auf 200 Kilometer Entfernung hörbar gewesen.

Im August 1883 verwüsteten die Eruptionen des Krakatoa den Teil der Inseln Java und Sumatra, der nach der Sundastraße zu liegt, zerstörten die Dörfer, wobei viele Menschen das Leben verloren, riefen starke Erderschütterungen hervor, bedeckten den Erdboden mit einer schmutzigen Schicht, wühlten das Wasser des Meeres zu furchtbaren Wogenbergen auf, verpesteten die Luft mit schwefligen Dünsten und richteten alle in der Nähe befindlichen Schiffe zugrunde.

Da liegt die Frage nahe, ob die Propellerinsel nicht von einem ähnlichen Geschick bedroht sei . . .

Kommodore Simcoe ist offenbar beunruhigt, denn die Weiterfahrt scheint sehr schwierig zu werden. Auf seinen Befehl bewegt sich Standard Island jetzt auch nur sehr langsam weiter.

Die Milliardeneser sind von Entsetzen gepackt, scheint es doch, als sollten die Unkenrufe Sebastian Zorns bezüglich des Ausgangs der Fahrt sich schon jetzt bewahrheiten.

Zu Mittag ist es ganz finster geworden. Die Leute sind aus den Häusern geflohen, in der Befürchtung, daß diese einem unterirdischen Stoß nicht widerstehen werden. Nach beiden Häfen sind

Offiziere beordert, um auf alles achtzugeben. Die Maschinisten stehen bereit, mit der ganzen Insel zu wenden, wenn es nötig würde, eine andere Richtung einzuschlagen. Leider gestalten sich die Verhältnisse auch hierfür immer ungünstiger, je mehr sich der Himmel mit pechschwarzen Dunstmassen erfüllt.

Gegen 6 Uhr abends vermag man kaum 10 Schritte weit zu sehen. Die Menge der herabfallenden Massen ist so groß, daß die Insel schon merklich tiefer einsinkt – und diese ist doch kein gewöhnliches Schiff, das man durch Überbordwerfen der Fracht zu erleichtern imstande ist.

So kommt der Abend, kommt die Nacht heran, doch ist das nur am Stand der Uhren zu erkennen, denn die Dunkelheit ist dieselbe wie vorher. Der Schlackenfall macht es unmöglich, die elektrischen Monde im Freien hängen zu lassen, man holt sie also herunter. Natürlich wird die Beleuchtung der Straßen und des Innern der Häuser nicht unterbrochen.

In der allgemeinen Lage bringt auch die Nacht keine Veränderung, höchstens scheint es, daß die Detonationen weniger häufig werden und sich auch etwas abschwächen, während der vom starken Wind mehr nach Süden geführte Aschenregen etwas nachläßt.

Die Milliardeseer wagen sich wieder in ihre Wohnungen zurück, mit der Hoffnung, daß sich die Lage bis zum Morgen weiter bessern wird. Dann bedarf es nur einer gründlichen Säuberung der Schraubeninsel, und alles wird glücklich überstanden sein.

Und doch, welch trauriger 1. Januar für das Juwel des Stillen Ozeans, und wie wenig fehlte daran, daß Milliard *City* das Schicksal von Pompeji und Herculanium beschert wurde! Liegt die Stadt auch nicht am Fuß eines Vesuv, so begegnet sie auf ihrer Fahrt doch sehr vielen Vulkanen, die gerade hier über und unter der Oberfläche des grenzenlosen Meeres liegen.

Der Gouverneur, seine Adjunkten, der Rat der Notabeln, bleiben im Rathaus permanent versammelt. Die Wachen auf dem Turm achten auf jede Veränderung am Horizont wie am Zenit.

Um ihren Kurs nach Südwesten beizubehalten, ist die Propellerinsel zwar immer weitergefahren, doch nur mit der Geschwindigkeit von 2 bis 3 Meilen in der Stunde.

Sobald es wieder heller wurde, wollte man direkt auf den Archipel von Tongo zusteuern. Dort würde man ohne Zweifel erfahren, welche Insel dieser Gegend der Schauplatz dieser furchtbaren Eruption gewesen war.

Im ganzen verliert die grausige Naturerscheinung im Laufe der Nacht entschieden an Stärke.

Gegen 3 Uhr morgens erschreckt ein neuer Zwischenfall die Einwohner *Milliard Citys*.

Standard Island erhält einen Stoß, der sich durch den ganzen Untergrund fühlbar macht, wenn er auch nicht hinreichend war, die Wohnungen zu beschädigen und die Maschinen in Unordnung zu bringen, denn die Schrauben arbeiten wie früher weiter. Immerhin muß sich am Bug eine Kollision ereignet haben.

Doch welche? Auf eine Untiefe konnte Standard Island, da sie sich noch fortbewegte, nicht aufgelaufen sein. Vielleicht auf eine Klippe? Oder war es in der Dunkelheit zum Zusammenstoß mit einem Schiff gekommen, das seinen Weg kreuzte und seine Positionslichter nicht hatte wahrnehmen können? ... Hat diese Kollision schwere Havarien verursacht, die, wenn sie auch die Sicherheit Standard Islands nicht gefährden, doch vielleicht größere Reparaturen nötig machen?

Cyrus Bikerstaff und Kommodore Simcoe begeben sich, nicht ohne Mühe durch die dicke Aschenschicht vordringend, nach der Rammspornbatterie.

Hier erfahren sie, daß ein großes Schiff, ein von Westen nach Osten steuernder Dampfer, in der Tat mit Standard Island zusammengestoßen ist, der jedoch erst, als er ganz in der Nähe war, hatte gesehen werden können. Wohl hatte man von ihm aus Hilferufe und Geschrei gehört, doch dauerte das nur wenige Augenblicke. Der Offizier des Postens und seine Leute haben, als sie nach der Spitze der Batterie geeilt waren, schon nichts mehr gesehen oder gehört. Leider sieht es aus, als ob das Schiff auf der Stelle versunken sei.

Standard Island selbst hat bei dem Unfall keinen ernsten Schaden erlitten. Ihre Masse ist so ungeheuer, daß sie bei einem Zusammenstoß auch das stärkste Panzerschiff in den Grund bohren würde, und ein solcher Fall scheint hier vorzuliegen.

Was die Nationalität des Schiffes angeht, so will der Anführer des Wachpostens Befehle in sehr rauher Stimme erteilen gehört haben, wie sie in der englischen Marine gebräuchlich sind. Er kann das aber nicht mit Bestimmtheit behaupten.

Ein ernster Fall, der nicht weniger ernste Folgen haben kann. Was wird das Vereinigte Königreich dazu sagen? Ein englisches Schiff ist ein Stückchen England, und man weiß, daß sich Großbritannien nicht ungestraft amputieren läßt. Standard Island hat gewiß Reklamationen zu erwarten und wird für den angerichteten Schaden haften müssen.

So fängt das neue Jahr an. Bis um 10 Uhr morgens ist es Kommodore Simcoe unmöglich, auf der See Nachsuchungen vornehmen zu lassen. Noch ist die Luft zu stark mit Dünsten erfüllt, obwohl der aufgefrischte Wind diese mehr und mehr verjagt. Endlich bricht jedoch die Sonne durch.

Nun läßt sich erst übersehen, in welchem Zustand *Milliard City*, der Park, das Feld, die Häfen und alles andere sich befinden. Da heißt es reinigen von Grund auf. Doch das ist Sache der Wegeverwaltung und schließlich nur eine Frage des Geldes und der Zeit. An beiden fehlt es ja nicht.

Die nähere Besichtigung des Rammsporns ergibt, daß dieser und das ganze schwimmende Bauwerk ohne nennenswerte Beschädigung sind. Sein solider Rumpf hat aber so wenig gelitten, wie der stählerne Keil, der in ein Stück Holz eindringt.

Auf dem Wasser sind keine Trümmer zu finden; auch vom Turm des Observatoriums ist selbst mit den besten Fernrohren nichts zu entdecken, obwohl Standard Island sich keine 2 Meilen von der Unfallstelle fortbewegt hat.

Dennoch verlangt es die Menschlichkeit, die Nachsuchungen nicht sogleich aufzugeben.

Der Gouverneur bespricht sich darüber mit dem Kommodore. Die Maschinisten erhalten Befehl, die Maschinen zu stoppen, und

die elektrischen Boote sollen aus beiden Häfen unverzüglich auslaufen.

Die über 5 bis 6 Meilen ausgedehnten Nachforschungen bleiben jedoch ganz erfolglos, und mehr und mehr drängt sich die Überzeugung auf, daß das betreffende Schiff in seinen lebenswichtigsten Teilen verletzt worden und auf der Stelle versunken sei.

Nun läßt Kommodore Simcoe in gewohnter Schnelligkeit weiterfahren. Die Mittagsbeobachtung ergibt, daß Standard Island sich 150 Meilen südwestlich von Samoa befindet.

Den Wachposten wird noch immer ans Herz gelegt, auf alles strengstens zu achten.

Gegen 5 Uhr abends werden Rauchwolken im Südosten gemeldet. Den letzten Ausbrüchen eines Vulkans sind sie kaum zuzuschreiben, denn die Seekarten verzeichnen auch in weiterer Entfernung hier keine Insel und kein Eiland. Es hätte sich also nur um einen aus dem Meeresgrund neu aufgestiegenen Krater handeln können.

Doch nein; die Rauchwolken nähern sich offenbar Standard Island.

Eine Stunde später erblickt man schon drei in Linie fahrende Schiffe, die unter Volldampf herankommen.

Nach einer weiteren halben Stunde zeigt sich, daß es Kriegsschiffe sind, und bald kann auch über ihre Nationalität kein weiterer Zweifel bestehen. Es ist das britische Geschwader, das es 5 Wochen vorher nicht für geboten gehalten hat, die Flagge von Standard Island zu salutieren. Mit Anbruch der Nacht befinden sich die Schiffe keine 4 Meilen weit von der Rammspornbatterie, ohne daß vorläufig zu entscheiden ist, ob sie vorüberfahren werden oder nicht.

»Ihren Positionslichtern nach scheinen sie die Absicht zu haben, mit uns in Verbindung zu treten«, sagt Kommodore Simcoe zu dem Gouverneur.

»Dann wollen wir sie erwarten«, antwortete Cyrus Bikerstaff.

Doch was will der Gouverneur dem Geschwaderkommandanten antworten, wenn dieser wegen des stattgefundenen Zusammenstoßes Reklamation erhebt? Wahrscheinlich ist das doch seine Absicht, besonders, wenn die Besatzung des verunglückten Schiffes von dem Geschwader vielleicht noch gerettet worden wäre. Zu dem Entschluß ist aber noch Zeit, wenn man weiß, woran man ist.

Das sollte am nächsten Tag sehr frühzeitig der Fall sein.

Mit Sonnenaufgang weht schon die Flagge des Konteradmirals am Besan des führenden Kreuzers, der sich 2 Meilen vom Backbordhafen unter Dampf hält. Jetzt stößt ein Boot davon ab und kommt auf den Hafen zu.

Eine Viertelstunde darauf erhält Kommodore Simcoe folgende Depesche:

»Kapitän Turner vom Kreuzer ›Herald‹, Generalstabschef des Admirals Sir Edward Collinson, verlangt, unverzüglich zum Gouverneur von Standard Island geführt zu werden.«

Hiervon benachrichtigt, erteilt Cyrus Bikerstaff dem Hafenkapitän Anweisung, die Landung zu gestatten, und antwortet, daß er Kapitän Turner im Rathaus erwarte.

10 Minuten später bringt ein Wagen, der dem Generalstabschef zur Verfügung gestellt wurde, diesen und einen ihn begleitenden Schiffslieutenant nach dem Rathaus.

Der Gouverneur empfängt sie in dem Salon neben seinem Kabinett.

Zuerst werden die gewöhnlichen, hier aber ziemlich kühl ausfallenden Begrüßungen gewechselt.

Dann beginnt Kapitän Turner in etwas theatralischer Haltung und unter Betonung der Worte, als ob er ein Kapitel aus der neuesten Literatur vortrüge, folgende in eine endlose Phrase zusammenfallende Ansprache:

»Ich beehre mich, Seiner Exzellenz dem Gouverneur von Standard Island, zur Zeit unter 117 Grad 13 Minuten westlich des Meridians von Greenwich und unter 16 Grad 54 Minuten südlicher Breite, zur Kenntnis zu bringen, daß in der Nacht vom 31. Dezember zum ersten Januar der zum Hafen von Glasgow gehörige

Dampfer ›Glen‹, 3.500 Tonnen groß und mit wertvoller, aus Getreide, Indigo, Reis und Wein bestehender Fracht, von Standard Island, dem Eigentum der Standard Island Company mit dem Sitz an der Madeleinebai, Niederkalifornien, Vereinigte Staaten von Amerika, angefahren worden ist, obgleich genannter Dampfer seine Positionslaternen, und zwar mit weißem Licht am Fockmast, grünem Licht an Steuer- und rotem Licht an Backbord, vorschriftsmäßig führte, und daß er, nachdem er von dem Zusammenstoß wieder klar geworden war, am nächsten Morgen 35 Meilen von der Unfallstelle mit einem großen Leck am Backbord dem Untergang nahe getroffen wurde, bald darauf aber wirklich versunken ist, nachdem er zum Glück seinen Kapitän nebst Offizieren und Mannschaft an Bord der ›Herald‹ retten konnte, eines erstklassigen Kreuzers Ihrer britischen Majestät, segelnd unter der Flagge des Konteradmirals Sir Edward Collinson, der das Geschehene Seiner Exzellenz dem Gouverneur Cyrus Bikerstaff hiermit zur Kenntnis bringt, von ihm die Anerkennung der Verantwortung der Standard Island Company Limited unter Garantie der Einwohner der genannten Standard Island gegenüber den Reedern der genannten ›Glen‹ erwartet, deren Wert an Rumpf, Maschinen und Fracht 1.200.000 Pfund Sterling (30 Millionen Franc) oder 6 Millionen Dollar beträgt, welche Summe zu Händen des genannten Admirals Sir Edward Collinson abzuführen ist, widrigenfalls er sich gezwungen sähe, gegen genannte Standard Island Gewalt anzuwenden.«

Ein Satz von 257 Wörtern, nur Kommata, keinen einzigen Punkt enthaltend! Doch wie klipp und klar sagt er das alles und verschließt er jedes Hintertürchen! Der Gouverneur ist sich im ersten Augenblick nicht klar darüber, ob er der Reklamation von Sir Edward Collinson Folge geben soll, und so beschränkt er sich zunächst auf die in solchen Fällen hergebrachten Antworten.

Das Wetter war sehr dunkel infolge eines vulkanischen Ausbruchs, der weiter im Westen stattgefunden haben muß. Wenn die ›Glen‹ ihre Lichter führte, so führte Standard Island die ihren nicht minder. Von der einen Seite waren sie aber so wenig zu erkennen gewesen wie von der andern. Man stehe hier also einer *Vis major*

gegenüber. Nach den Seegesetzen aber habe für dadurch herbeigeführte Havarien jeder selbst einzustehen, und es könne weder von Reklamationen noch von einer Verantwortlichkeit die Rede sein.

Antwort von Kapitän Turner:

Seine Exzellenz der Gouverneur würde damit zweifelsohne recht haben, wenn es sich um zwei Schiffe unter gewöhnlichen Verhältnissen handelte. Wenn die ›Glen‹ diesen entsprach, so könne das doch nicht von Standard Island gelten, die doch kein Schiff im strengen Sinn des Wortes wäre, sondern eine dauernde Gefahr bilde, indem es sich mit seiner enormen Masse auf befahrenen Seestraßen fortbewege, daß es einer Insel oder einer Klippe gleiche, die ihre Lage so unausgesetzt veränderte, daß sich deren Eintragung auf den Seekarten von selbst verbiete, daß England von jeher gegen dieses, durch hydrographische Messungen bezüglich seiner Örtlichkeit nie zu bestimmende Hindernis protestiert habe und daß Standard Island stets für Unfälle haftbar bleibe, die durch ihre Natur herbeigeführt wurden usw.

Den Anführungen von Kapitän Turner fehlt es offenbar nicht an Logik, was Cyrus Bikerstaff im Grunde auch einsieht. Er allein kann hier aber doch keine Entscheidung treffen. Die Sache muß einem Ratskollegium unterbreitet werden, und er kann dem Admiral Sir Edward Collinson nur erwidern, daß er von seiner Reklamation Kenntnis genommen habe. Glücklicherweise war es ohne Menschenverlust abgegangen . . .

»Ja, das war ein großes Glück«, erwiderte Kapitän Turner; »zum Verlust eines Schiffes und der Millionen, die durch Verschuldung Standard Islands verschlungen wurden, ist es aber doch gekommen. Verpflichtet sich der Gouverneur von vornherein, die angegebene Entschädigungssumme für die ›Glen‹ und ihre Ladung zu Händen des Admirals Sir Edward Collinson abzuführen?«

Wie hätte der Gouverneur darauf eingehen können? Übrigens bietet Standard Island ja genügende Garantie.

Sie hat für jeden Schaden aufzukommen, wenn amtlich entschieden wurde, daß sie, nach Untersuchung des Falls, für seine

Ursachen wie für die Höhe des angerichteten Schadens verantwortlich sei.

»Das ist das letzte Wort Eurer Exzellenz?« fragt Kapitän Turner.

»Mein letztes Wort«, erklärt Cyrus Bikerstaff, »denn ich bin außerstande, mich für die Verantwortlichkeit der Company zu engagieren.«

Der Gouverneur und der englische Kapitän wechseln noch einige, womöglich noch kältere Höflichkeiten. Danach begibt sich letzterer in dem bereitstehenden Wagen wieder zum Backbordhafen und zurück nach der ›Herald‹, wohin ihn die auf ihn wartende Dampfbarkasse überführt.

Der Rat der Notabeln erhält Kenntnis von Cyrus Bikerstaffs Antwort und billigt sie ebenso, wie nach deren weiterem Bekanntwerden die ganze Einwohnerschaft Standard Islands. Niemand ist willig, sich der unverschämten und arroganten Forderung der Vertreter Ihrer britannischen Majestät zu unterwerfen.

Kommodore Simcoe erteilt also Anweisung, mit Höchstgeschwindigkeit weiterzufahren.

Wird es aber möglich sein, sich einer etwaigen Verfolgung durch das Geschwader von Admiral Collinson zu entziehen, dessen Schiffe doch bestimmt eine größere Geschwindigkeit entwickeln können? Und wenn jener seiner Forderung nun durch einige Melinitgeschosse Nachdruck gibt, was dann? Wohl können die Batterien der Insel den Armstrongkanonen, womit die Kreuzer ausgerüstet sind, gebührend antworten, die Engländer haben aber ein ungleich größeres Zielobjekt . . . was soll aus den Frauen, den Kindern werden, wenn sie keine schützende Zuflucht finden? . . . Alle Schüsse des Feindes müssen treffen, während die Batterien am Sporn und am Achter auf ein beschränktes und bewegliches Ziel mindestens 50 Prozent ihrer Schüsse verschwenden.

Es gilt zunächst also die Entscheidung des Admirals abzuwarten. Das verlangt nicht viel Zeit.

Um 9 Uhr 45 kracht zunächst ein blinder Schuß aus dem Mittel-turm der ›Herald‹, während gleichzeitig die Flagge des Vereinigten Königreichs am Mast emporsteigt.

Unter dem Vorsitz des Gouverneurs und seiner Adjunkten verhandelt der Rat der Notabeln noch im Sitzungssaal des Rathauses. Diesmal sind Jem Tankerdon und Nat Coverley gleicher Meinung. Als praktische Leute denken diese Amerikaner an keinen weiteren Widerstand, der mit der gänzlichen Vernichtung Standard Islands enden könnte.

Jetzt donnert schon ein zweiter Kanonenschuß. Diesmal fliegt ein schweres Geschloß pfeifend durch die Luft und schlägt eine halbe Kabellänge jenseits der Schraubeninsel ins Meer, wo es mit furchtbarem Krachen explodiert und ungeheure Wassermassen in die Höhe schleudert.

Auf Befehl des Gouverneurs läßt Kommodore Simcoe die Flagge Standard Islands, die als Antwort auf die am Mast der ›Herald‹ gehisst worden war, wieder niederholen. Kapitän Turner erscheint noch einmal im Backbordhafen. Hier empfängt er von Cyrus Bikerstaff unterzeichnete Anweisungen über die Summe von 1.200.000 Pfund Sterling, Papiere, die mit dem Indossament der ersten Notabeln versehen sind.

3 Stunden später verschwinden die letzten Rauchsäulen des Geschwaders im Osten, und Standard Island nimmt ihre Fahrt nach dem Archipel von Tonga wieder auf.

## 5. KAPITEL

### *Das Tabu von Tonga-Tabu*

»Nun«, fragt Yvernes, »werden wir denn an den Hauptinseln von Tonga-Tabu anhalten?«

»Gewiß, Verehrtester«, antwortet Calistus Munbar. »Sie werden Muße haben diesen Archipel genügend kennenzulernen, ihn, den man auch den Archipel von Hapaï oder die Freundschafts-Inseln nennen könnte, denn so hatte ihn Cook wegen des hier gefundenen freundlichen Empfangs einst getauft.«

»Und wir werden dort ohne Zweifel besser behandelt als auf den Cook-Inseln?« fragt Pinchinat.

»Höchstwahrscheinlich.«

»Werden wir alle Inseln der Gruppe besuchen?« erkundigte sich Frascolin.

»Das geht nicht, da es davon 150 gibt . . .«

»Und danach?« fragt Yvernes weiter.

»Danach gehen wir nach den Fidschi-Inseln, dann nach den Neuen Hebriden, und schließlich, wenn wir die Malaien an Land gesetzt haben, nach der Madeleinebai zurück. Zunächst werden wir hier nur vor Bavoia und vor Tonga-Tabu anhalten, doch auch da werden Sie die ersehnten Wilden nicht zu Gesicht bekommen, mein lieber Pinchinat!« fügt der Oberintendant hinzu.

»Entschieden gibt's die Rasse also gar nicht mehr, selbst nicht im Westen des Stillen Ozeans!« erwidert der Bratschist.

»Weit gefehlt! Auf den Neuen Hebriden und den Salomon-Inseln leben davon noch eine ansehnliche Menge. Auf Tonga sind die Untertanen König Georgs I. freilich fast zivilisiert und eigentlich sehr nette Leute. Immerhin würde ich Ihnen nicht raten, eine der entzückenden Tongadamen zu heiraten.«

»Warum denn nicht?«

»Weil die Ehen zwischen Fremden und Eingeborenen für nicht glücklich gehalten werden. Solche Eheleute haben stets verschiedene Neigungen.«

»Schön!« ruft Pinchinat, »und der alte Saitenkratzer Zorn wollte sich gerade auf Tonga-Tabu vermählen!«

»Ich?« erwidert der Violoncellist achselzuckend. »Weder auf Tonga-Tabu, noch anderswo. Hörst Du's, schlechter Spaßvogel?«

»Der Chef unsers Orchesters ist klug und weise«, antwortet Pinchinat. »Wissen Sie, lieber Calistus – ich möchte Sie mit Ihrer Erlaubnis lieber Eucalistus nennen, so sympathisch sind Sie mir geworden . . .«

»Meine Erlaubnis haben Sie dazu!«

»Nun also, mein lieber Eucalistus, man hat nicht 40 Jahre lang die Saiten des Violoncells gekratzt, ohne ein Philosoph zu werden, und die Philosophie lehrt, daß das einzige Mittel, in der Ehe glücklich zu leben, das ist, überhaupt nicht verheiratet zu sein.«

Am Morgen des 6. Januar tauchen die Höhen von Bavoia, der bedeutendsten Insel der nördlichen Gruppe, am Horizont auf. Diese Gruppe unterscheidet sich durch ihre vulkanische Bildung wesentlich von den beiden anderen, denen von Hapai und von

Tonga-Tabu. Alle drei liegen zwischen dem 17. und dem 22. Grad südlicher Breite und zwischen dem 166. und 168. Grad westlicher Länge – auf einer Fläche von 2.500 Quadratkilometern, über den 150 Inseln mit 60.000 Bewohnern verstreut sind.

Hier kreuzten die Schiffe Tasmans 1643 und die Cooks 1773 während seiner zweiter Entdeckungsreise im Großen Ozean. Nach dem Sturz der Dynastie der Finare-Finare und der Gründung eines Staatenbundes 1797, dezimierte ein Bürgerkrieg die Bevölkerung des Archipels. Das war die Zeit der Ankunft jener Methodisten-Missionare, die dieser anspruchsvollen anglikanischen Sekte zur Herrschaft verhalfen. Jetzt ist König Georg I. der anerkannte Herrscher seines Reichs, vorläufig unter dem Protektorat Englands, bis dieses einst . . .

Diese drei Punkte haben den Zweck, der Zukunft nicht vorzugreifen, wenn man auch die eines britischen Schutzstaats ziemlich bestimmt voraussehen kann.

Die Schifffahrt ist sehr schwierig durch dieses Labyrinth mit Kokospalmen bedeckter Inseln und Eilande, dem man doch folgen muß, um nach Nu-Ofa, der Hauptstadt der Vavaogruppe, zu gelangen.

Das vulkanische Vavao ist häufigen Erdbeben ausgesetzt, worauf man hier auch beim Bau der Wohnhäuser Rücksicht nimmt. Aufgerichtete Stämme, die mittels Latten von Kokosholz verbunden sind, bilden die Mauern, und darauf ruht ein ovales Dach. Das Ganze ist kühl und sauber. Das ganze Bild erregt die Aufmerksamkeit unserer Künstler, die sich am Bug Standard Islands aufhalten, während diese durch die mit Dörfern besetzten Kanäle gleitet. Da und dort weht von einigen europäischen Häusern die deutsche oder die englische Flagge. Trotz der vulkanischen Natur dieses Archipels ist nicht anzunehmen, daß der kürzliche furchtbare Aschen- und Schlackenregen von ihm ausgegangen wäre.

Die Tongier haben nicht einmal von der 48stündigen Finsternis zu leiden gehabt, da der Wind die Staubwolken nach der entgegengesetzten Seite getrieben hatte. Höchstwahrscheinlich gehört

der Vulkan, der sie auswarf, einer isolierten, mehr östlich liegenden Insel an, wenn er nicht gar erst neuerdings zwischen Samoa und Tonga aufgestiegen ist.

Der Aufenthalt Standard Islands bei Vavao hat nur 8 Tage gedauert. Diese Insel verdient einen Besuch, obgleich sie erst vor wenigen Jahren durch einen schrecklichen Zyklon verwüstet wurde, der die kleine Kirche der Maristen umstürzte und viele Wohnungen von Eingeborenen zerstörte. Das Land mit seinen zahlreichen Dörfern, Orangenhainen, Zuckerrohrplantagen, Bananen-, Maulbeer-, Brotbaum- und Sandelholzwäldern hat darum jedoch nichts an Reiz verloren. Von Haustieren finden sich nur Schweine und Geflügel; von Vögeln zahllose Tauben und schönfarbige, geschwätzige Papageien. Von Reptilien kommen nur einzelne ungefährliche Schlangen und hübsche grüne Eidechsen vor, die man für abgefallene Blätter halten könnte.

Der Oberintendant hat die Schönheit des Typus der Eingeborenen nicht zu sehr gepriesen; diese findet sich übrigens allgemein bei den Malaienrassen im mittleren Stillen Ozean: die Männer stolz, hochgewachsen, vielleicht etwas wohlbeleibt, aber von tadelloser Gestalt und gemessener Haltung, mit durchdringendem Blick und einem Teint, der zwischen kupferbraun und olivengrün die Mitte hält; die Frauen graziös und wohlproportioniert, mit sehr kleinen und zarten Händen und Füßen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Herstellung von Strohmatte, Körben und Stoffen, ähnlich denen auf Tahiti, ohne daß ihre Finger durch diese Handarbeiten leiden. Übrigens kann man sich von der Schönheit der Tongier leicht mit eigenen Augen überzeugen. Nach der Mode des Landes sind das abscheuliche Beinkleid und der lächerliche Schlepprock noch nicht zugelassen. Die Männer tragen dafür einen einfachen Schurz oder Gürtel, die Frauen den Caraco und einen kurzen, mit feinen getrockneten Rindenstückchen verzierten Rock. Beide Geschlechter legen Wert auf eine sorgsame Frisur, die bei den jungen Mädchen von der Stirn aus hoch aufragt und durch ein Gitter von Kokosfasern anstelle eines Kamms getragen wird.

Das alles genügt jedoch nicht, den dickköpfigen Sebastian Zorn von seiner Voreingenommenheit zu heilen: er wird sich weder hier noch sonstwo unter dem Mond ins Ehejoch spannen lassen.

Ihm und seinen Kameraden ist es jedoch stets eine große Befriedigung, an diesen Inseln einmal an Land gehen zu können. Natürliche Berge, wirkliche Felder und Wasserläufe ... das ist doch etwas anderes als gemachte Flüsse und künstliche Ufer. Man muß eben ein Calistus Munbar sein, um seinem Juwel des Stillen Ozeans den Vorzug vor den Schöpfungen der Natur zu geben.

Vavao ist zwar nicht die gewöhnliche Residenz von König Georg, aber er besitzt in Nu-Ofa einen Palast, sagen wir lieber, ein hübsches Landhaus, wo er sich häufig aufhält. Der königliche Palast und die Wohnungen der englischen Vertreter befinden sich auf der Insel Tonga-Tabu.

Standard Island soll dort, nah dem südlichen Wendekreis, zum letzten Mal vor der Umkehr nach Norden haltmachen.

Von Vavao aus erfreuen sich die Milliardeneser 2 Tage lang einer recht abwechslungsreichen Fahrt, während der die eine Insel die andere ablöst. Alle lassen jedoch den gleichen Charakter erkennen, der der nördlichen Gruppe ebenso wie der Mittelgruppe von Hapaï eigen ist. Die äußerst sorgfältig ausgeführten Seekarten dieser Gegend gestatten Kommodore Simcoe, sich getrost in das Gewirr von Wasserstraßen zwischen Hapaï und Tonga-Tabu hineinzuwagen. An Lotsen hätte es ihm im Notfall auch nicht gefehlt. Alle Inseln umschwärmen zahlreiche Fahrzeuge, meist Goeletten unter deutscher Flagge, die hier den Küstenverkehr unterhalten, während größere Handelsschiffe die Ausfuhr der Baumwolle, der Kopra, des Kaffees und des Mais, d.h. der hauptsächlichlichen Naturprodukte besorgen. Doch nicht nur Lotsen wären auf Verlangen zu haben gewesen, sondern auch die Insassen der hier üblichen Pirogen mit doppelten, durch eine Plattform verbundenen sogenannten »Auslegern«, die bis zu 200 Mann aufnehmen können. Gewiß wären Hunderte von Eingeborenen auf das erste Signal herbeigeeilt, und welche Ernte für sie, wenn das Lotsenhonorar nach dem Tonnengehalt von Standard Island berechnet würde: 250 Millionen Tonnen! Der seiner Sache sichere Kommodore Simcoe verläßt

sich aber auf sich selbst und auf seine Offiziere, die allen Befehlen mit erprobter Sorgsamkeit nachkommen.

Tonga-Tabu kommt am Morgen des 9. Januar in Sicht, wo sich Standard Island nur noch 3 bis 4 Meilen davon entfernt befindet. Im ganzen sehr niedrig, da es keiner geologischen Umwälzung seinen Ursprung verdankt, ist es nicht aus dem Meeresgrund emporgedrängt worden, wie so viele andere Inseln. Infusorien sind es, die es nach und nach, indem sie ihre madreporischen Bauten immer übereinander lagerten, hervorgebracht haben.

Welche Arbeit gehörte aber zu dieser Fläche von 7- bis 800 Quadratkilometern, auf der jetzt 20.000 Menschen wohnen!

Kommodore Simcoe macht gegenüber dem Hafen von Maofuga halt.

Zwischen der seßhaften und der beweglichen Insel – der Schwester Latonas mythologischen Angedenkens – entwickelt sich sofort der gewohnte Verkehr. Doch wie auffällig unterscheidet sich dieser Archipel von dem der Marquisen, Pomotous und der Gesellschafts-Inseln! Hier herrscht der englische Einfluß, und der diesem unterworfenen König Georg I. wird sich gar nicht beeilen, den Milliardenern amerikanischer Herkunft einen besonders freundlichen Empfang zu bereiten.

Das Quartett entdeckt in Maofuga indes auch eine kleine französische Niederlassung. Hier befindet sich der Sitz des Bischofs von Ozeanien, der sich eben jetzt auf amtlicher Rundreise befand. Hier erheben sich die katholische Mission, die Schulen für Knaben und Mädchen und ein Haus für Ordensgeistliche. Natürlich werden die Pariser von ihren Landsleuten herzlich begrüßt. Der Superior der Mission bietet ihnen gastliche Aufnahme an, was sie von der Notwendigkeit befreit, das »Haus der Fremden« aufzusuchen. Ihre Ausflüge sollen sich nur nach zwei anderen bemerkenswerten Punkten richten, nach Nakualofa, der »Reichshauptstadt« von König Georg, und nach dem Dorf Mua mit 400 katholischen Einwohnern.

Als Tasman einst Tonga-Tabu entdeckte, gab er ihm den Namen Amsterdam – ein Name, den seine Häuser aus Pandanusblättern

und Kokosfasern freilich nicht rechtfertigen. Europäische Wohnstätten fehlen hier zwar keineswegs, der einheimische Name eignet sich aber doch für die Insel besser.

Der Hafen von Maofuga liegt an der Nordküste. Hätte sich Standard Island einige Meilen weiter westlich festgelegt, so wäre Nakualofa mit seinen königlichen Gärten und dem Palast sichtbar gewesen. Weiter im Osten dagegen hätte Kommodore Simcoe eine tief ins Land einschneidende Bucht gefunden, in deren Hintergrund das Dorf Mua liegt. Beides unterließ er wegen der Gefahr einer Strandung zwischen den Hunderten von Eilanden, zwischen denen nur Schiffe von geringem Tonnengehalt genug Wassertiefe finden. Die Propellerinsel muß also während des ganzen Aufenthalts vor Maofuga liegenbleiben.

Begeben sich auch zahlreiche Milliardeseer nach diesem Hafensplatz, so denken doch nur wenige an einen Besuch des Innern der Insel. Und doch ist diese wunderschön und verdient das Lob, das Elisée Reclus ihr gespendet hat. Es ist zwar sehr warm, die Luft schwül und es drohen heftige Regenstürze, so daß schon etwas Touristenverrücktheit dazu gehört, das Land durchstreifen zu wollen. Trotzdem tun das Frascolin, Yvernes und Pinchinat, der Violoncellist ist aber nicht zu bewegen, sein behagliches Zimmer im Kasino vor dem Abend zu verlassen und bevor der Nachtwind den Strand von Maofuga etwas erfrischt hat. Auch der Oberintendant entschuldigt sich, die drei Tollköpfe nicht begleiten zu können.

»Ich würde unterwegs zerschmelzen!« erklärt er.

»Dann brächten wir Sie auf Flaschen gezogen nach Hause!« antwortet der Bratschist.

Diese verlockende Aussicht kann Calistus Munbar, der in festem Zustand zu bleiben vorzieht, doch nicht anderen Sinnes machen.

Zum Glück neigt sich die Sonne schon seit 3 Wochen der nördlichen Erdhälfte wieder zu, und Standard Island kann sich von ihrem Glutherd so weit entfernt halten, daß sie sich eine normale Temperatur sichert.

Mit dem Frührot des nächsten Tages verlassen die drei Freunde also Maofuga und wandern der Hauptstadt der Insel zu. Gewiß ist es warm, doch noch erträglich unter dem Dach von Kokospalmen, Lakilakis, Tuituis, das sind Lichterbäume, und Kokas, deren rote und schwarze Beeren glänzende Traubenbüschel bilden.

Erst gegen Mittag zeigt sich die Hauptstadt in all ihrem blühenden Glanz – ein Ausdruck, der zu dieser Jahreszeit ganz berechtigt ist. Der Palast des Königs scheint aus einem riesigen Bouquet von Grün hervorzutreten. Einen auffallenden Kontrast bieten die blumenübersäten Hütten der Eingeborenen mit den Wohnungen von stockenglischem Aussehen, zum Beispiel der Niederlassung der protestantischen Missionare. Der Einfluß dieser wesleyanischen Priester hat sich hier überall vorwiegend geltend gemacht, und die Tongier nahmen, freilich nach manchem traurigen Blutvergießen, deren Glaubenslehre an.

Immerhin haben sie ihre kanakische »Religion«, wenn man so sagen darf, keineswegs ganz aufgegeben. Bei ihnen steht der Oberpriester über dem König. In ihrer merkwürdigen Kosmogonie spielen gute und böse Geister eine wichtige Rolle. Das Christentum wird schwerlich das noch immer geübte Tabu auszurotten vermögen, und wenn ein solches aufgehoben werden soll, geht es nicht ohne Entsühnungszeremonien ab, bei denen zuweilen Menschenopfer vorkommen.

Nach den Berichten verschiedener Forscher – besonders Aylie Marins anlässlich seiner Reise im Jahr 1882 – kann Nakualofa noch immer nur als halbzivilisiert betrachtet werden.

Frascolin, Pinchinat und Yvernes haben nicht das Verlangen empfunden, König Georg ihre Huldigung zu Füßen zu legen. Das ist gar nicht im bildlichen Sinn zu nehmen, denn es herrscht hier die Sitte, dem Souverän die Füße zu küssen. Unsere Pariser schätzen sich glücklich, dessen enthoben zu sein, als sie auf einem Platz von Nakualofa den »Tui«, wie man Seine Majestät hier nennt, mit einer Art weißem Hemd und einem kleinen, seine Hüften umschließenden Rock aus heimischem Gewebe bekleidet, vor Augen bekommen. Dieser Fußkuß würde gewiß zu ihren unangenehmsten Reiseerinnerungen gehört haben.

»Man sieht hieraus«, bemerkt Pinchinat, »daß es der Insel sehr an Wasser fehlen muß!«

Wirklich kennt man auf Vavao ebenso wie auf Tonga-Tabu und den andern Inseln des Archipels nichts von einem Fluß oder Bach. Die Eingeborenen haben nichts als das in Zisternen gesammelte Regenwasser zur Verfügung und sparen das nicht weniger als ihr König Georg I.

Sehr ermüdet sind die drei Touristen heute nach dem Hafen von Moafuga zurückgekehrt und begeben sich noch nach ihren schönen Zimmern im Kasino. Dem ungläubigen Sebastian Zorn versichern sie, daß ihr Ausflug hochinteressant gewesen sei. Doch alle Jubelhymnen Yvernes vermögen den Violoncellisten nicht zu veranlassen, am nächsten Tag das Dorf Mua mit zu besuchen.

Der Marsch dahin sollte sehr lang und anstrengend werden. Doch gerade das Innere des wunderbaren Landes zu sehen, ist von besonderem Interesse, und die Touristen brechen deshalb zu Fuß nach der Bai von Mua auf, immer nahe dem Korallenufer dahin, vor dem viele Eilande liegen und wo sich die Kokosbäume ganz Ozeaniens ein Stelldichein gegeben zu haben scheinen.

In Mua treffen sie erst am Nachmittag ein, so daß sie dort übernachten müssen, wozu sich für sie als Franzosen die Niederlassung der katholischen Missionare ganz angezeigt erweist. Der Superior begrüßt seine Gäste mit wahrhaft rührender Freude. Bei ihm verbringen sie einen höchst angenehmen Abend in anziehendem Geplauder, das sich mehr auf Frankreich als auf die tongische Kolonie bezieht. Die Ordensgeistlichen denken nicht ohne Wehmut an die so ferne Heimat. Und doch genießen sie hier die Befriedigung, hochgeachtet und geehrt zu sein von der kleinen Welt, die sie trotz mancher Hindernisse zum katholischen Glauben bekehrt haben. Die Methodisten haben hier sogar eine Art Annex zu dem Dorf Mua errichten müssen, um die Interessen des wesleyanischen Proselytismus nicht ganz in den Hintergrund treten zu lassen.

Der Superior zeigt seinen Gästen mit einem gewissen Stolz die Anlagen der Mission, das von den Eingeborenen von Mua freiwillig erbaute Wohnhaus und die hübsche Kirche, errichtet nach den

Plänen tongischer Architekten, deren sich ihre Kollegen in Frankreich nicht zu schämen brauchten.

Am Abend gehen alle in der Umgebung des Dorfs spazieren, und zwar bis nach den alten Gräbern von Tui-Tonga, wo Schiefergestein und Korallen sich in primitiver und anziehender Kunst vermischen. Dann folgt ein Besuch der uralten Anpflanzung von Meas, Bananen oder monströsen Feigenbäumen mit gleich Schlangen verschlungenen Wurzeln – Baumriesen, die zuweilen einen Umfang von 60 Metern haben. Frascolin besteht darauf, diesen zu messen, schreibt das Ergebnis in sein Taschenbuch ein und läßt es sich durch den Superior eigens bestätigen. Nun soll einer das Vorkommen eines solchen Wunders der Pflanzenwelt noch anzweifeln!

Nach einem guten Abendbrot genießt man in den Zimmern der Mission eine erquickende Ruhe, um nach ebenso gutem Frühstück und herzlichem Abschied von den in Mua siedelnden Missionaren nach Standard Island zurückzukehren, wo die kleine Gesellschaft eintrifft, als es am Rathausturm 5 Uhr schlägt. Diesmal bedürfen die drei Ausflügler keiner poetischen Übertreibungen, um Sebastian Zorn zu versichern, daß die letzten beiden Tage ihnen unvergeßlich bleiben werden.

Am folgenden Tag erhält Cyrus Bikerstaff den Besuch von Kapitän Sarol, der folgenden Zweck hatte:

Eine Anzahl Malaien – etwa hundert – waren von den Neuen Hebriden geholt und nach Tonga-Tabu zur Urbarmachung großer Bodenstrecken gebracht worden, einer Arbeit, zu der die trägen Eingeborenen hier nie zu gebrauchen wären. Nachdem sie ihre Arbeit kürzlich vollendet hatten, warteten die Malaien auf eine Gelegenheit zur Heimreise. Kapitän Sarol kam nun, um zu fragen, ob der Gouverneur gestatten würde, sie auf Standard Island mitzunehmen. Binnen 5 bis 6 Wochen sollte dieses bei Eromanga eintreffen, und die Überführung jener Leute könnte das städtische Budget doch nicht nennenswert belasten. Es wäre nicht schön gewesen, den wackeren Leuten eine so leicht zu erweisende Gefälligkeit abzuschlagen. Der Gouverneur gibt also dem Anliegen nach und erntet dafür die Danksagungen nicht nur der Malaien,

sondern auch der Maristen von Tonga-Tabu, für die jene hierhergeholt worden waren.

Wer hätte ahnen können, daß Kapitän Sarol sich damit nur Helfershelfer verschaffte, daß diese Neu-Hebridier ihn zur gelegenen Zeit in seinen schwarzen Plänen unterstützen würden! Und konnte er sich nicht Glück wünschen, jene auf Tonga-Tabu getroffen und nach Standard Island eingeschmuggelt zu haben?

Für den nächsten Tag ist die Abreise der Milliardeseer aus dem Archipel geplant.

Am Nachmittag können sie noch einem halb weltlichen, halb geistlichen Fest beiwohnen, an dem die Eingeborenen eifrigst teilnehmen.

Das Programm dazu enthält unter anderem verschiedene Tanzaufführungen, und da das das Interesse unserer Pariser erweckt, begeben sie sich gegen 3 Uhr an Land.

Der Oberintendant begleitet sie, doch diesmal schließt sich ihnen auch Athanase Dorémus an, denn einer derartigen Festlichkeit kann ein Tanz- und Anstandslehrer doch unmöglich fernbleiben. Sogar Sebastian Zorn hat sich entschlossen, seinen Kameraden zu folgen, gewiß mehr in der Absicht, die tongische Musik anzuhören, als die choreographischen Leistungen der Landesbevölkerung zu bewundern.

An Ort und Stelle angelangt, war das Fest schon in vollem Gang. Der Kavalikör, ein Auszug der getrockneten Pfefferbaumwurzel, macht fleißig die Runde und rinnt durch die Kehlen von etwa hundert Tänzern, Männern und Frauen, jungen Burschen und jungen Mädchen, von denen die letzteren aus ihrem langen Haar einen koketten Kopfschmuck gebildet haben, wie sie ihn bis zu ihrem Hochzeitstag tragen müssen.

Das Orchester ist höchst einfach. Es besteht aus einer scharf klingenden, Fanghu-Fanghu genannten Flöte und einem Dutzend Nafas, das sind Trommeln, die mit derben Schlägen – sogar im Takt, wie Pinchinat bemerkt – bearbeitet werden.

Offenbar blickt der »allzeit fertige« Athanase Dorémus mit vollster Verachtung auf die Tänze, wovon sich keiner in die Kategorie der Quadrillen, Mazurkas, Polkas oder der Walzer einreihen läßt.

Er geniert sich nicht einmal, darüber die Achseln zu zucken, im Gegensatz zu Yvernes, der an diesen Tänzen wenigstens die Originalität zu schätzen weiß.

Die ersten davon sind nur Tänze im Sitzen und bestehen ausschließlich aus Körperbewegungen und Pantomimen, die von einem getragenen, traurigen Rhythmus begleitet werden.

Hierauf folgen wirkliche Tänze, an denen sich Männlein und Weiblein mit allem Feuer ihres Temperaments beteiligen und die einmal aus graziösen Pas bestehen und dann wieder den Kampfesmut des Eingeborenen, der auf dem Kriegspfad wandelt, darstellen.

Das Quartett betrachtet dieses Schauspiel und fragt sich, wie die Leute sich wohl benehmen würden, wenn sie eine anregende europäische Ballmusik noch mehr belebte.

Da macht Pinchinat den Vorschlag, ihre Instrumente aus dem Kasino holen zu lassen und den Tänzern und Tänzerinnen die flottesten »sechs Achtel« und die beliebtesten »zwei Viertel« (Takt-Tänze) von Lecoq, Audran und Offenbach aufzuspielen.

Die andern stimmen zu, und Calistus Munbar ist überzeugt, daß das eine wunderbare Wirkung hervorbringen müsse.

Eine halbe Stunde später sind die Instrumente zur Stelle, und der »Ball« beginnt von neuem.

Die Eingeborenen sind ebenso erstaunt wie entzückt, das Violoncell und die drei Violinen zu hören, die eine ihnen ganz fremde Musik erzeugen.

Gewiß sind sie nicht unempfindlich dafür; auch ist zweifellos nachgewiesen, daß ihre charakteristischen Tänze nur Produkte augenblicklicher Eingebung und nicht eingelernt und eingeübt sind . . . wie sehr das Athanase Dorémus auch bestreiten mochte. Tongier und Tongierinnen überbieten sich in Bewegungen und grotesken Sprüngen, während Sebastian Zorn, Yvernes, Frascolin und Pinchinat teuflische Melodien aus »Orpheus in der Unterwelt« zum Besten geben. Der Oberintendant selbst kann sich nicht mehr halten und tanzt ein Quadrillensolo vor allem Volk, während der Tanz- und Anstandslehrer sich vor einem solchen Greuel die Augen zuhält. Zur reinen Kakophonie wird die Tanzmusik freilich,

als auch noch die scharfen Flöten und die Trommeln mit einfällen, das steigert aber den Feuereifer der Tänzer bis aufs höchste, und man weiß kaum, wie das enden sollte, als ein Zwischenfall dem infernalischen Treiben ein unerwartetes Ende machte.

Ein Tongier, ein großer kräftiger Bursche, stürzt sich, entzückt über die Töne, die der Violoncellist seinem Instrument entlockte, plötzlich auf dieses, reißt es an sich und entflieht damit unter dem Ausruf:

»Tabu . . . Tabu!«

Das Violoncell steht unter dem Tabu! Niemand darf es, ohne eine Heiligtumsschändung zu begehen, mehr anrühren! Der Oberpriester, der König Georg, die Hofwürdenträger und das ganze Volk . . . alles würde sich empören, wenn jemand sich einer solchen Todsünde schuldig machte.

Sebastian Zorn kehrt sich nicht daran. Er hängt an dem Meisterwerk von Gand und Bernardel. So macht er sich also auf, den Flüchtigen zu verfolgen, und seine Kameraden eilen ihm zu Hilfe. Die Eingeborenen mischen sich ebenfalls ein . . . alles stürmt und tobt wild durcheinander.

Der Tongier ist aber so schnellfüßig, daß man aufgeben muß, ihn einzuholen. Schon nach einigen Minuten ist er weit, weit weg.

Atemlos kehren Sebastian Zorn und die andern zu Calistus Munbar zurück, der noch keuchend vom Tanzen dasitzt. Wenn man sagte, daß der Violoncellist von unbeschreiblicher Wut überschäumte, so wäre das nicht genug. Er siedet, er erstickt! Ob tabu oder nicht, er will sein Instrument wiederhaben! Und sollte Standard Island gegen Tonga-Tabu eine Kriegserklärung loslassen – sind Kriege nicht schon aus unbedeutenderen Ursachen entstanden? – das Violoncell mußte seinem Eigentümer wiedergegeben werden!

Zum Glück nehmen sich die Inselbehörden der Sache an. Nach einer Stunde wurde der Eingeborene ergriffen und gezwungen, das Instrument zurückzubringen. Das ging aber doch nicht so glatt ab, und es fehlte nicht viel daran, daß ein Ultimatum des Gouverneurs Cyrus Bikerstaff bei Gelegenheit einer Frage des Tabus die religiösen Leidenschaften des ganzen Archipels geweckt hätte.

Die Aufhebung des Tabus mußte übrigens vorschriftsmäßig, unter Beachtung aller für solche Fälle vorgesehenen Zeremonien erfolgen. So wurden nach alter Sitte eine Anzahl Schweine geschlachtet, mit süßen Bataten, Taros und Macorefrüchten zwischen heißen Steinen gedämpft und schließlich zur großen Befriedigung der tongischen Magen verzehrt.

Das Violoncell hatte sich bei dem lärmenden Vorfall nur etwas verstimmt, und Sebastian Zorn konnte dem leicht abhelfen, nachdem er sich zu seiner Freude überzeugt, daß es in den Händen des halbwilden Musikenthusiasten wenigstens keinen weiteren Schaden genommen hatte.

## 6. KAPITEL

### *Eine Sammlung von Raubtieren*

Von Tonga-Tabu aus steuert Standard Island nun nach Nordwesten auf die Fidschi-Inseln zu und entfernt sich mit der dem Äquator zustrebenden Sonne wieder mehr vom südlichen Wendekreis. Sie braucht sich nicht zu beeilen. Jene Inselgruppe liegt nur 200 Meilen weit von hier, und Kommodore Simcoe läßt deshalb ein ganz mäßiges Tempo einhalten.

Der Wind wechselt zwar häufig, das bleibt aber für das schwimmende Bauwerk ohne Bedeutung. Selbst wenn hier zuweilen heftige Gewitterstürme losbrechen, denkt auf dem Juwel des Stillen Ozeans niemand daran, sich deshalb zu beunruhigen. All die Atmosphäre sättigende Elektrizität wird von den zahllosen Blitzableitern aufgesaugt, mit denen alle Gebäude ausgerüstet sind. Regenfälle, auch wenn sie sehr stark werden, sind ja am Ende nur willkommen. Der Park und das Feld leben unter den übrigens seltenen Duschen von neuem auf. Das Leben verläuft unter den glücklichsten Verhältnissen, unter Festen, Konzerten und verschiedenen Zerstreungen. Zwischen den beiden Stadthälften sind die Beziehungen häufiger geworden, und nichts scheint mehr die Sicherheit der Zukunft zu gefährden.

Cyrus Bikerstaff hat es nicht zu bereuen, auf Ersuchen von Kapitän Sarol den Neu-Hebriidern Überfahrt gewährt zu haben. Die Leute suchen sich überall nützlich zu machen. Sie beschäftigen

sich mit Feldarbeiten, ganz wie auf Tonga-Tabu. Sarol und seine Malaien bleiben fast stets bei ihnen, und am Abend begeben sich diese nach den beiden Häfen, wo ihnen Unterkunft bereitet worden ist. Keine Klage erhebt sich gegen sie. Vielleicht bot sich hier Gelegenheit, sie zu bekehren. Bisher haben sie das Christentum noch nicht angenommen, gegen das ein großer Teil der neuhebridischen Bevölkerung sich trotz aller Bemühungen katholischer und protestantischer Missionare ablehnend verhalten hat. Die Geistlichkeit von Standard Island hat wohl daran gedacht, der Gouverneur verweigerte dazu aber seine Erlaubnis.

Die im Alter von 20 bis 40 Jahren stehenden Neu-Hebridier sind von mittlerer Größe. Etwas dunkler als die Malaien bilden sie zwar keinen so schönen Typus wie die Einwohner von Tonga oder Samoa, scheinen dafür aber weit ausdauernder als diese zu sein. Ihren geringen, bei den Maristen von Tonga-Tabu erworbenen Verdienst bewahren sie sorgsamst und denken gar nicht daran, das Geld für alkoholische Getränke zu vergeuden, die sie hier auch nur in ganz kleinen Mengen hätten erhalten können. Bei dem jetzigen, ganz kostenlosen Leben fühlten sie sich jedenfalls weit glücklicher, als je auf ihrem wilden Archipel.

Und doch sollen diese Eingeborenen, dank Kapitän Sarol, mit ihren Landsleuten von den Neuen Hebriden an dem Zerstörungswerk mithelfen, dessen Stunde immer näher rückt. Dann wird ihre ganze natürliche Wildheit zutage treten. Sie sind ja die Nachkommen jener Mordgesellen, die den Völkern dieses Teils des Großen Ozeans einen so schlechten Ruf erworben haben.

Inzwischen leben die Milliardeseer in der Überzeugung, daß nichts eine Existenz, für die alles so logisch vorgesehen, so weise geregelt ist, zu gefährden vermöge. Das Quartett erntet wie früher seine Erfolge. Niemand wird müde, ihm zuzuhören und zu applaudieren. Ohne von den regelmäßigen Konzerten im Kasino zu reden, veranstaltet Mrs. Coverley nicht selten sehr besuchte musikalische Soireen, die auch der König und die Königin von Malecarlien wiederholt mit ihrer Gegenwart beehren. Haben auch die Tankerdons dem Hotel in der 15. Avenue noch keinen Besuch abgestattet, so gehört doch Walter Tankerdon am Konzertabend hier

zu den ständigen Gästen. Von seiner dereinstigen Vermählung mit Miss Dy spricht man daher schon in allen Salons und bezeichnet sogar bereits die zukünftigen Trauzeugen. Zwar fehlt noch die Einwilligung der beiderseitigen Familienoberhäupter, diese müssen bei der oder jener Gelegenheit aber doch dazu kommen, sich auszusprechen.

Diese so ungeduldig erwartete Gelegenheit sollte sich wirklich bald bieten, doch um den Preis welcher Gefahren und wie wurde dadurch die Sicherheit von Standard Island bedroht!

Am Nachmittag des 16. Januar und etwa halbwegs zwischen den Tonga- und den Fidschi-Inseln wird ein Schiff im Südosten signalisiert. Es scheint auf den Steuerbordhafen zuzusteuern und ist ein Dampfer von etwa 7- bis 800 Tonnen. Eine Flagge führt das Schiff nicht und zeigt auch keine, als es bis auf 1 Meile herangekommen ist.

An seiner Bauart vermögen die Wachposten des Observatoriums seine Nationalität auch nicht zu erkennen. Da es die verabscheute Standard Island mit keinem Salut begrüßt hat, ist es nicht unmöglich, daß es ein englischer Dampfer wäre.

Übrigens scheint er doch nicht in einen der Häfen einlaufen, sondern an der Seite vorüberdampfen zu wollen, und voraussichtlich wird er dann bald wieder verschwunden sein.

Es folgt eine dunkle, mondlose Nacht, den Himmel bedecken hochziehende Wolken, die jeden Lichtschein verschlucken. Auf dem Wasser und in der Luft herrscht vollständige Ruhe und ringsumher lautlose Stille. Gegen 11 Uhr schlägt aber das Wetter um und wird mehr gewitterhaft. Nach Mitternacht zucken blendende Blitze über den Himmel und der Donner grollt, ohne daß jedoch ein Tropfen Regen fällt.

Vielleicht hat das zu einem noch entfernten Gewitter gehörende Donnerrollen die mit der Wache an der Achterbatterie betrauten Beamten gehindert, ein eigentümliches Gepfeife zu hören und ein seltsames Gebrüll, das in dieser Gegend des Ufers ertönt. Es rührt weder vom Zischen der Blitze noch vom Grollen des Donners her. Diese Erscheinung, welcher Art sie auch sein mochte, währt übrigens nur von 2 bis 3 Uhr morgens.

Am nächsten Tag verbreitet sich in den äußersten Stadtteilen eine beunruhigende Neuigkeit. Die mit der Bewachung der auf dem Feld weidenden Herden beauftragten Leute fliehen plötzlich, von panischem Schrecken ergriffen, nach allen Richtungen, die einen nach den Häfen, die anderen nach den Gittertoren von *Milliard City*.

Noch ernster erscheint es aber, daß in der Nacht an die 50 Schafe halb aufgefressen worden sind, denn ihre blutigen Überreste liegen in der Nähe der Achterbatterie umher. Einige Dutzend Kühe, Kälber und Damhirsche in der Umzäunung des Parks hat dasselbe Los getroffen . . .

Ohne Zweifel sind alle von Raubtieren überfallen worden. Doch von welchen? Von Löwen, Tigern, Panther, Hyänen? . . . Ist das denkbar? . . . Auf *Standard Island* hat es davon noch niemals auch nur ein einziges Exemplar gegeben. Sollten die Bestien durch das Meer hierhergekommen sein? Das Juwel des Stillen Ozeans befindet sich doch nicht in der Nähe von Indien, Afrika und dem Malaien-Archipel, deren Fauna eine Menge verschiedener Raubtiere angehört.

Nein, *Standard Island* liegt jetzt weder nahe der Mündung des Amazonas noch der Ausläufer des Nils, und doch sind gegen 7 Uhr morgens zwei Frauen, die sich nach dem Square des Rathauses flüchteten, von einem ungeheuren Alligator verfolgt worden, der sich dann nach dem Serpentinefluß gewendet hat und darin verschwunden ist. Gleichzeitig verrät ein Rascheln im Gesträuch längs der Ufer, daß sich darin noch mehrere solche Reptile tummeln.

Die Wirkung dieser kaum glaublichen Nachrichten kann man sich wohl vorstellen. Eine Stunde später melden die Wachen, daß mehrere Paare von Tigern, Löwen und Panther durch die Felder streifen. Verschiedene Schafe, die nach der Rammspornbatterie hin entflohen, werden von zwei mächtigen Tigern zerfleischt. Aus allen Richtungen laufen die vom Geheul der Bestien erschreckten Haustiere zusammen und nicht minder die Leute, die ihre Beschäftigung schon frühzeitig nach den Feldern geführt hatte. Der erste Tramwagen nach dem Backbordhafen findet kaum Zeit, sich

im Schuppen wieder zu bergen. Drei Löwen hatten ihn verfolgt, und es fehlten nur noch 100 Schritte, und sie würden ihn eingeholt haben.

Kein Zweifel, Standard Island ist in der Nacht von einer ganzen Raubtierbande überfallen worden. Der Tanz- und Anstandslehrer, der gerade heute zeitiger als gewöhnlich ausgegangen ist, wagt sich gar nicht mehr nach seiner Behausung zurück, sondern hat sich ins Kasino geflüchtet, woraus ihn keine Macht der Erde zu vertreiben vermöchte.

»Ach, geht doch! Eure Löwen und Tiger sind Enten, und eure Alligatoren sind unschuldige Maifischchen!« ruft Pinchinat spottend.

Er mußte sich jedoch bald eines Besseren belehren lassen. Vom Rathaus ist angeordnet worden, die Gittertore der Stadt zu schließen und den Eingang zu den zwei Häfen und den Zollstätten des Ufers zu verrammeln. Gleichzeitig wird der Trambahnverkehr eingestellt und streng jedes Betreten des Parks und der Felder untersagt, ehe nicht die Gefahren dieses unerklärlichen Überfalls beseitigt sind.

Gerade als die 1. Avenue am Square des Observatoriums abgesperrt werden sollte, kam in kaum 50 Schritt Entfernung ein Tigerpaar mit glühendem Auge und blutigem Rachen dahergejagt. Nur noch wenige Sekunden, und die wütenden Tiere hätten das Gittertor erreicht gehabt.

An der Seite des Rathauses hat dieselbe Maßnahme ausgeführt werden können, und *Milliard City* hat hiernach für sich nichts mehr zu fürchten.

Das Ganze war einmal ein fetter Braten für den ›Starboard Chronicle‹ und den ›New Herald‹, wie für die anderen Journale Standard Islands.

Das Entsetzen war jetzt auch auf dem Höhepunkt. Hotels und Häuser sind verbarrikadiert, in den Handelsvierteln alle Schaufenster geschlossen, alle Türen verriegelt. An den Fenstern der

oberen Stockwerke zeigen sich erschreckte Gesichter. In den Straßen sieht man nichts mehr, als einzelne Rotten der unter dem Befehl von Colonels Stewart stehenden Miliz und Abteilungen von Polizisten unter ihren Offizieren.

Cyrus Bikerstaff und seine Adjunkten Barthelemy Ruge und Hubley Harcourt, die sofort zusammengetreten sind, bleiben gleich im Saal zu permanenter Sitzung. Durch die Telefone der beiden Häfen, der Batterien und der Uferwachposten empfangen sie die beunruhigendsten Nachrichten. Wilde Tiere hat man überall gesehen ... mindestens Hunderte, sagen einige Telegramme – wo die Furcht wohl eine Null zuviel angehängt hat ... Eins steht aber fest: daß eine Anzahl Löwen, Tiger, Panther und Alligatoren jetzt auf den Feldern hausen.

Was ist nun hier vorgegangen? ... Hat sich eine Menagerie nach Zerschlagung der Käfige auf Standard Island geflüchtet? ... Woher sollte die Menagerie gekommen sein? ... Etwa von dem gestern beobachteten Dampfer? ... Sollte dieser in der Nacht hier angelaufen sein? ... Oder haben die Tiere, die sich durch Schwimmen retteten, an der abgeflachten Stelle der Mündung des Serpentineflusses ans Ufer gelangen können? ... Ist jenes Fahrzeug vielleicht auf der Stelle versunken? ... So weit man sehen kann und so weit das Fernrohr von Kommodore Simcoe trägt, treiben keine Trümmer auf dem Meer, und Standard Island liegt doch noch fast an derselben Stelle wie am Tag vorher! ... Und wenn der Dampfer untergegangen war, hätte sich seine Mannschaft nicht nach Standard Island retten können, da das doch den Raubtieren gelungen war?

Das Telefon des Rathauses fragt hierüber bei den verschiedenen Wachposten an und erhält die Antwort, daß von einer Kollision oder einem Schiffbruch keine Rede sein könne. Das hätte, trotz der Dunkelheit, ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen können. Von allen Vermutungen erscheint diese am wenigsten annehmbar.

»Ein Geheimnis ... ein Geheimnis!« ruft Yvernes wiederholt.

Seine Kameraden und er sitzen zusammen im Kasino, wo Athanase Dorémus mit ihnen das Frühstück teilt und, wenn nötig, auch

zum zweiten Frühstück und zur Hauptmahlzeit um 6 Uhr abends dableibt.

»Meiner Treu«, antwortet Pinchinat, von seinem Schokoladenjournal naschend, »laßt die Sache jetzt ruhen! Wir wollen zunächst essen, Herr Dorémus, in Erwartung, später selbst aufgefressen zu werden . . .«

»Nun, wer weiß?« fällt Sebastian Zorn ein. »Doch ob von Löwen, Tigern oder von Kannibalen . . .«

»Ich ziehe die Kannibalen vor!« ruft Seine Hoheit. »Jeder nach seinem Geschmack, nicht wahr?«

Der unverbesserliche Windbeutel lacht hell auf, dem Tanz- und Anstandslehrer ist aber gar nicht zum Lachen, und das vom Entsetzen gelähmte *Milliard City* hat dazu gewiß auch keine Lust.

Um 8 Uhr morgens ist der vom Gouverneur zusammengerufene Rat der Notabeln im Rathaus zusammengetreten. Die Straßen sind, abgesehen von den Milizen und Polizisten, öde und leer.

Die Versammlung beginnt sofort ihre Beratungen unter dem Vorsitz Cyrus Bikerstaffs.

»Meine Herren«, sagt der Gouverneur, »Sie kennen alle die Ursache des berechtigten panischen Schreckens, der sich der ganzen Bevölkerung von Standard Island bemächtigt hat. In der vergangenen Nacht ist unsere Insel von einer Rotte von Raubtieren und Reptilen überfallen worden. Uns drängt sich nun als vornehmste Pflicht die auf, jene Brut zu vernichten, und das wird uns ja auch gelingen. Unsere Mitbürger werden sich aber den Verordnungen fügen müssen, die wir schon erlassen zu müssen glauben. Wenn der Verkehr innerhalb *Milliard Citys*, dessen Tore geschlossen sind, noch gestattet sein mag, so liegt das doch anders bezüglich des Parks und der Feldmarken. Bis auf weiteres wird also jeder Verkehr zwischen der Stadt, den beiden Häfen und der Rammsporn- sowie der Achterbatterie untersagt sein.«

Diese Verordnung wird gebilligt, und der Rat tritt nun in die Erörterung der Mittel ein, die eine baldige Ausrottung der gefährlichen Eindringlinge erhoffen lassen.

»Unsere Milizen und unsere Seeleute«, fährt der Gouverneur fort, »werden an verschiedenen Stellen der Insel Treibjagden veranstalten. Die Herren unter uns, die früher Jäger waren, bitten wir, sich jenen anzuschließen, ihre Maßnahmen zu leiten, vor allem aber jeder Katastrophe vorzubeugen . . . «

»Früher«, so meldet sich Jem Tankerdon, »bin ich in Indien und Amerika der Jagd nachgegangen, bin also über meinen Jungfernschuß hinaus. Ich bin bereit, und mein ältester Sohn wird mich begleiten . . . «

»Unsern Dank dem ehrenwerten Mr. Jem Tankerdon«, antwortet Cyrus Bikerstaff, »und ich für meinen Teil werde es ihm nachtun. Zugleich mit den Milizen von Colonel Stewart wird eine Abteilung Seeleute unter Kommodore Simcoe vorgehen, und deren Reihen stehen Ihnen offen, meine Herren!«

Nat Coverley erbieht sich in gleicher Weise wie Jem Tankerdon, und schließlich beeilen sich von den Notabeln alle die, denen das Alter so etwas erlaubt, ihre Hilfe zuzusagen. An weittragenden Schnellfeuerwaffen ist in Milliard *City* kein Mangel, und bei dem Mut und der Opferwilligkeit aller ist zu hoffen, daß Standard Island sehr bald von jenem gefährlichen Gezücht befreit sein werde. Doch kommt es, wie Cyrus Bikerstaff wiederholt, in erster Linie darauf an, kein Menschenleben aufs Spiel zu setzen.

»Was die Raubtiere betrifft, deren Zahl wir nicht abzuschätzen vermögen, so gilt es vor allem, sie in kürzester Frist zu vernichten. Ließen wir ihnen Zeit, sich einzugewöhnen oder gar zu vermehren, dann wäre es um die Sicherheit auf der Insel für immer geschehen.«

»Wahrscheinlich«, bemerkt einer der Notabeln, »sind es gar nicht so viele Bestien.«

»So scheint es, denn sie können nur von einem Schiff kommen, das eine Menagerie transportierte«, antwortet der Gouverneur, »ein Schiff, das im Auftrag eines Hamburger Hauses – denn diese befassen sich vor allem mit dem Raubtierhandel – vielleicht von Indien, den Philippinen oder den Sunda-Inseln her unterwegs war.«

In Hamburg ist in der Tat der Hauptmarkt für wilde Tiere, deren gewöhnlicher Preis 12.000 Franc für Elefanten, 27.000 für Giraffen, 25.000 für Flußpferde, 5.000 für Löwen, 4.000 für Tiger und 2.000 Franc für Jaguare beträgt . . . wie man sieht, recht anständige Preise, die sich noch zu erhöhen scheinen, während die für Schlangen sinken.

»Ich denke jedoch«, sagt Cyrus Bikerstaff, »daß wir von Boas, Riesen- und Klapperschlangen, von Najas, Vipern und anderen der Art nichts zu fürchten haben; trotzdem müssen wir alles tun, um die Einwohnerschaft wieder zu beruhigen. Doch verlieren wir keine Zeit, meine Herren, und bevor wir nach der Ursache des Überfalls dieser Raubtiere forschen, wollen wir daran denken, sie auszurotten. Sie sind hier, dürfen aber nicht hier bleiben.«

Das war gewiß vernünftig und gut gesprochen. Die Notabeln wollten bereits auseinandergehen, um an den Treibjagden teilzunehmen, die unter Beihilfe der geübtesten Jäger von Standard Island veranstaltet werden sollten, als Hubley Harcourt noch zu einer Bemerkung ums Wort bittet.

Das wird ihm gegeben, und der ehrenwerte Adjunkt richtet an die Versammlung folgende Worte:

»Meine Herren Notabeln, ich will die Ausführung der gefaßten Beschlüsse gewiß nicht verzögern, denn es drängt, die Verfolgung der Brut zu beginnen. Gestatten Sie mir indes, Ihnen noch einen Gedanken mitzuteilen, der mir hierbei gekommen ist. Vielleicht bietet er eine annehmbare Erklärung für die Anwesenheit der Raubtiere auf Standard Island.«

Hubley Harcourt, der Abkömmling einer alten französischen Familie von den Antillen, der durch den Aufenthalt in Louisiana amerikanisiert wurde, genießt in Milliard City die höchste Achtung. Ernsten und zurückhaltenden Geistes, urteilt er in keiner Sache leichtsinnig, ist sparsam mit Worten und hat seinen Ansichten dadurch weitreichende Geltung gewonnen. Auch der Gouverneur ersucht ihn, sich auszusprechen, und er kommt dem in kurzen logischen Sätzen nach.

»Meine Herren Notabeln, gestern nachmittag ist ein Schiff in Sicht unserer Insel gewesen, das seine Nationalität nicht zu erkennen gab und dazu auch alle Ursache hatte. Meiner Ansicht nach ist es ganz zweifellos, daß dieses Schiff eine Ladung an Raubtieren führte . . . «

»Das liegt auf der Hand«, bemerkte Nat Coverley dazu.

»Nun, meine Herren Notabeln, wenn jemand von Ihnen meint, daß jener Überfall Standard Islands einem Seeunfall zuzuschreiben wäre, so denke ich das entschieden nicht!«

»Doch dann«, ruft Jem Tankerdon, der in den Worten Hubley Harcourts zwischen den Zeilen lesen zu können glaubt, »dann läge hier böse Absicht und Überlegung vor.«

»Oh!« tönte es aus der Versammlung.

»Ich habe diese Überzeugung«, versichert der Adjunkt, »und diese Freveltat kann nur das Werk unseres Erzfeindes, jenes John Bull sein, dem gegen Standard Island alle Mittel recht sind.«

»Oh!« wiederholte die Versammlung.

»In Ermangelung des Rechts, die Zerstörung unserer Insel zu verlangen, hat er sie unbewohnbar machen wollen. Daher diese Sammlung von Löwen, Jaguaren, Tigern, Pantheren und Alligatoren, die uns der Dampfer nächtlicherweile an Land befördert hat.«

»Oh!« klingt es zum dritten Mal aus der Mitte der Notabeln.

Während dieses Oh! aber anfangs einen Zweifel ausdrückte, ist es jetzt ein Zeichen der Zustimmung. Ja, das muß ein Racheakt der rücksichtslosen »English« sein, die vor nichts zurückschrecken, wenn es die Erhaltung ihrer Überlegenheit auf dem Meer angeht. Ja, jenes Schiff ist für das ehrlose Werk gechartert worden und nach dessen Vollendung sofort verschwunden. Die Regierung des Vereinigten Königreichs hat nicht gezaudert, einige Tausend Pfund Sterling zu opfern, um den Bewohnern von Standard Island den Aufenthalt dort unmöglich zu machen.

Hubley Harcourt fügt noch hinzu:

»Wenn ich auf diese Anschauung gekommen bin, wenn der erste Verdacht sich mir zur Gewißheit verwandelte, meine Herren, so kommt das daher, daß ich mich eines ganz ähnlichen Vorfalles

erinnerte, der sich unter fast analogen Umständen abspielte und von dem sich die Engländer nie haben reinwaschen können . . . «

»Obgleich es ihnen an Wasser nicht fehlt!« bemerkt einer der Notabeln.

»Seewasser taugt nicht zum Waschen!« antwortet ein zweiter.

»So wenig wie das Meer gereicht hätte, den Blutfleck von der Hand der Lady Macbeth zu entfernen!« ruft ein dritter.

Diese Zwischenreden fallen schon von den würdigen Räten, ehe Houbley Harcourt ihnen noch die Tatsache mitgeteilt hat, auf die er anspielte.

»Meine Herren Notabeln«, ergreift er noch einmal das Wort, »als die Engländer den Franzosen die französischen Antillen abtreten mußten, wollten sie eine Spur ihrer Anwesenheit – und welche Spur! – hinterlassen! Bis dahin war auf Guadeloupe und auf Martinique keine einzige Schlange vorgekommen, nach dem Abzug der Angelsachsen zeigte sich letztere Insel von solchen geradezu überschwemmt. Das war John Bulls Rache!

Vor dem Weggang hatte er Hunderte von Reptilien nach dem ihm entgehenden Stückchen Erde geschafft, und seitdem hat sich das giftige Gezücht dort, zum großen Nachteil der französischen Kolonisten, ganz erschreckend vermehrt.«

Diese niemals widerlegte Beschuldigung Englands macht die von Houbley Harcourt gegebene Erklärung sehr annehmbar. Ob es zu glauben ist, daß John Bull auch die Propellerinsel unbewohnbar machen wollte, ist freilich nicht aufgeklärt worden, ebensowenig, ob das bezüglich der französischen Antillen der Fall gewesen war. Was jedoch Standard Island betraf, konnte dessen Bevölkerung daran gar nicht mehr zweifeln.

»Nun denn«, ruft Jem Tankerdon, »wenn es auch den Franzosen nicht gelungen ist, Martinique von den Vipern zu säubern, die die Engländer an ihrer Statt hinterließen . . . «

Donnernde Hurras und Hips bei diesem Vergleich durch den sanguinischen Redner.

». . . die Milliardeneser werden Standard Island schon von den Bestien zu befreien wissen, die England ihr aufgehalst hat!«

Wiederholter donnernder Beifall, der sich nur legt, um aufs neue zu beginnen, als Jem Tankerdon hinzufügt:

»Auf unsern Posten also, meine Herren, und vergessen wir nicht, daß wir bei der Verfolgung der Löwen, Jaguare, Tiger und Alligatoren auf die Engländer Jagd machen!«

Damit trennt sich die Versammlung.

Eine Stunde später, als die Hauptzeitungen den stenografischen Bericht über die Sitzung veröffentlichen und man weiß, welche feindlichen Hände die Käfige der schwimmenden Menagerie geöffnet haben, als man erfährt, wem man diesen Einbruch einer Legion von wilden Tieren verdankt, da ringt sich ein Schrei der Entrüstung aus jeder Brust, und England wird verflucht in seinen Kindern und Kindeskindern, in Erwartung, daß sein verhaßter Name in der Erinnerung der Welt verlöscht.

## 7. KAPITEL

### *Treibjagden*

Es geht um die gänzliche Vernichtung der Tiere, die nach Standard Island eingedrungen sind. Bleibt ein einziges Paar dieser Reptile oder Raubtiere übrig, so ist es um die zukünftige Sicherheit geschehen. Dieses Paar würde sich vermehren, und dann könnte man ebensogut in den Urwäldern Indiens oder Afrikas wohnen wollen. Nein, ein Bauwerk aus Stahl hergestellt, es auf die Gewässer des Großen Ozeans gebracht zu haben, ohne daß es jemals verdächtige Küsten oder Inselgruppen berührte, alles vorgesehen zu haben, um es gegen jede Epidemie wie gegen feindliche Einfälle zu schützen, und nun . . . in einer einzigen Nacht . . . wahrlich, die Standard Island Company hatte alle Ursache, das Vereinigte Königreich bei einem internationalen Gerichtshof anzuklagen und eine ungeheure Entschädigung zu verlangen. Lag denn hier keine schreiende Verletzung des Völkerrechts vor? Ja gewiß, und wenn dafür jemals der Beweis erbracht wurde . . .

Doch wie der Notabelnrat beschlossen hat, gilt es jetzt erst das Notwendigste.

Entgegen den von mehreren Familien unter der Herrschaft des Schreckens geäußerten Wünschen kann nicht davon die Rede

sein, daß sich die Bevölkerung auf die in beiden Häfen liegenden Dampfer flüchtet und Standard Island den Rücken kehrt. Diese Schiffe würden dazu auch gar nicht ausreichen.

Nein, die Raubtiere englischer Herkunft sollen verfolgt, sollen ausgerottet werden, und dem Juwel des Stillen Ozeans wird der Friede bald wie früher wieder lächeln.

Die Milliardeseer gehen unverzüglich ans Werk. Einzelne haben gleich Gewaltmittel vorgeschlagen, zum Beispiel das Meer über die Insel wegströmen zu lassen, den Park und die Felder durch Feuer zu verwüsten, um das ganze Gezücht zu ertränken oder zu verbrennen. In jedem Fall blieb das aber wenigstens bezüglich der Amphibien ohne Erfolg, und es schien ratsamer, mittels Treibjagden vorzugehen.

Das geschieht denn auch.

Hier möge erwähnt sein, daß Kapitän Sarol, die Malaien und die Neu-Hebridier ihre Mithilfe angeboten haben, die vom Gouverneur angenommen wurde. Die wackeren Leute wollten sich erkenntlich zeigen für das, was man für sie getan hat. Eigentlich fürchtete Kapitän Sarol freilich, daß dieser Zwischenfall die Fahrt unterbrechen, daß die Milliardeseer und ihre Familien Standard Island vielleicht verlassen oder wenigstens das Verlangen stellen könnten, sofort nach der Madeleinebai zurückzukehren, was ihm freilich einen starken Strich durch die Rechnung machen würde.

Das Quartett erweist sich als auf der Höhe der Situation und seiner Nationalität würdig. Es sollte niemand sagen können, daß die vier Franzosen nicht mit ihrer Person eingetreten wären, wo es galt, einer Gefahr ins Gesicht zu sehen. Sie stellten sich also unter die Führung Calistus Munbars, der seiner Rede nach ganz andere Dinge erlebt hat und über diese Löwen, Tiger, Panther und andere unschuldige Bestien mit den Achseln zuckt. Vielleicht ist er früher Tierbändiger gewesen, dieses Enkelkind Barnums, oder ist mindestens mit einer Menagerie im Land umhergereist.

Die Treibjagden beginnen noch am selben Morgen und sind zu Beginn vom Glück begünstigt.

Am ersten Tag hatten zwei Krokodile die Unklugheit, sich aus dem Serpentinefluß herauszuwagen, und bekanntlich sind diese

Reptile zwar im flüssigen Element sehr zu fürchten, weit weniger aber auf festem Land, weil sie sich nur sehr beschwerlich drehen und wenden können. Kapitän Sarol und seine Malaien griffen sie beherzt an und, wenn es bei dem einen auch nicht ohne eine Verwundung abging, säuberten sie den Park von ihnen.

Inzwischen werden noch etwa zehn Stück gesehen, woraus wahrscheinlich die ganze Bande besteht. Es sind große, 4 bis 5 Meter lange, also recht gefährliche Tiere. Da sie sich in den Fluß geflüchtet haben, halten sich die Seeleute bereit, sie mit einigen jener explodierenden Kugeln zu begrüßen, die auch den solidesten Schuppenpanzer zu sprengen vermögen.

Andererseits streifen die Jäger in einzelnen Abteilungen durch die Felder. Einer von den Löwen wird von Jem Tankerdon erlegt, der damit den Beweis liefert, daß er seinen Jungfernschuß hinter sich und die alte Kaltblütigkeit des Waidmanns im Far-West wiedergefunden hat. Es ist ein prächtiges Exemplar . . . eines von denen, die mit 5- bis 6.000 Franc bezahlt werden. Ein zylindrisches Stahlgeschloß hat dem Tier das Herz durchbohrt, als es gerade auf das Quartett zusprang, und Pinchinat behauptet, »beim Vorüberfliegen den Wind von seinem Schwanz gefühlt zu haben«.

Am Nachmittag, wo ein Mann von den Milizen einen Biß an der Schulter davonträgt, streckt der Gouverneur eine schöne Löwin zu Boden. John Bulls Hoffnung auf eine spätere Vermehrung der Raubtiere scheint also zuschanden zu werden.

Im Laufe des Tages fallen einige Tiger von den Kugeln des Kommodore Simcoe, der eine Abteilung Seeleute anführt. Von letzteren ist einer durch einen Tatzenschlag so schwer getroffen worden, daß er nach dem Steuerbordhafen geschafft werden mußte. Nach den eingehenden Meldungen schienen jene greulichen Katzen am zahlreichsten unter den auf die Insel losgelassenen Raubtieren vertreten zu sein.

Mit Einbruch der Dunkelheit ziehen sich die Tiere vor der un- ausgesetzten Verfolgung nach der Seite der Rammspornbatterie ins Gehölz zurück, woraus sie bei Tagesanbruch vertrieben werden sollen.

Die ganze Nacht dauert das schreckliche Heulen und Brüllen fort und setzt die Frauen und Kinder von *Milliard City* in Angst und Schrecken. *Standard Island* konnte ja nicht eher wieder zur Ruhe kommen, als bis nachgewiesen war, daß sie sich von diesem Vortrab der englischen Armee endgültig befreit hatte. Das perfide *Albion* wird natürlich auch jetzt nicht mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken belegt.

Früh am Morgen beginnen die Treibjagden wieder wie am Morgen vorher. Auf Anordnung des Gouverneurs und unter Zustimmung von Kommodore *Simcoe* soll Colonel *Stewart* nun auch Artillerie verwenden, um die Raubtiere aus ihren Schlupfwinkeln wegzufegen. Von der Rammspornbatterie werden also zwei Geschütze herbeigeschafft, die zum Kartätschenfeuer geeignet sind.

An dieser Stelle ist die Nesselbaumwaldung von einer Tram-bahnlinie durchzogen, die sich nach dem Observatorium zu abzweigt. Hier haben eine Anzahl Raubtiere in der Nacht Schutz gesucht. Unter dem niedrigen Gezweig werden einzelne Köpfe von Löwen und Tigern mit unheimlich funkelnden Augen sichtbar. Die Seeleute, die Milizen und die von *Jem Tankerdon*, *Nat Coverley* und *Hubley Harcourt* angeführten Jäger nehmen links von dem Gehölz Aufstellung, um die wilden Tiere abzufangen, die durch den Kartätschenhagel nicht getötet wurden.

Auf ein Zeichen von Kommodore *Simcoe* geben beide Geschütze gleichzeitig Feuer. Ein furchtbares Geheul ertönt als Antwort. Offenbar sind verschiedene von den Bestien getroffen worden. Die übrigen – an die zwanzig – stürmen hervor, an dem Quartett vorüber, und zwei von ihnen werden dabei tödlich von den Kugeln getroffen. In diesem Augenblick stürzt noch ein gewaltiger Tiger heraus und wirft dabei *Frascolin* so heftig zu Boden, daß er 10 Schritte weit rollt.

Seine Kameraden eilen ihm zu Hilfe. Man hebt ihn fast bewußtlos auf, doch kommt er schnell wieder zu sich. Er hat nur einen Stoß erlitten . . . Doch was für einen!

Auch den Alligatoren im Fluß ist inzwischen eifrig nachgestellt worden, ohne daß jemand anfänglich weiß, wie es möglich sein

wird, sich zu überzeugen, daß man sich wirklich von diesen gefräßigen Tieren befreit habe. Da kommt der Adjunkt Hubley Harcourt auf den glücklichen Gedanken, die Schleusen des Flusses öffnen zu lassen, wodurch es möglich wird, gegen die Reptile unter günstigeren Verhältnissen und mit besserem Erfolg vorzugehen.

Ein schöner Hund Nat Coverleys ist das einzige Opfer, das hierbei zu beklagen ist. Von einem Alligator gefaßt, wird das arme Tier gleich in zwei Hälften zerbissen. Dafür sind aber ein Dutzend Reptile unter den Kugeln der Milizen gefallen, und vielleicht ist Standard Island schon endgültig von den furchtbaren Amphibien befreit.

Im übrigen beläuft sich die Jagdbeute des Tages auf 6 Löwen, 8 Tiger, 5 Jaguare und 9 Panther männlichen und weiblichen Geschlechts.

Am Abend sitzt das Quartett, inklusive Frascolin, der sich von seinem erlittenen Stoß erholt hat, an der Tafel im Kasino beisammen.

»Ich glaube, wir haben nun das Schlimmste überstanden«, meint Yvernes.

»Wenigstens, wenn jener Dampfer als zweite Arche Noahs«, antwortet Pinchinat, »nicht alle Tiere der Schöpfung mit sich führte ...«

Das ist nicht wahrscheinlich, und selbst Athanase Dorémus fühlt sich soweit beruhigt, daß er nach seiner Wohnung in der 35. Avenue zurückkehrt. Hier in seinem verbarrikadierten Haus findet er seine alte Wirtschafterin wieder, die schon halb verzweifelt ist bei dem Gedanken, daß von ihrem alten Herrn vielleicht nur noch unförmige Überreste vorhanden sein könnten.

Die Nacht vergeht ziemlich ruhig. Kaum vernimmt man aus der Ferne vom Backbordhafen her dann und wann Gebrüll, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß eine allgemeine Treibjagd durch die Felder morgen mit der gänzlichen Vernichtung der Raubtiere enden werde.

Mit dem ersten Tagesgrauen treten die einzelnen Abteilungen der Jäger wieder zusammen. Selbstverständlich ist Standard Island die letzten 24 Stunden auf derselben Stelle liegengeblieben, da auch das Maschinenpersonal am Rettungswerk vollzählig teilnehmen muß.

Zu je zwanzig Mann vereinigt und mit Schnellfeuergewehren ausgerüstet, durchstreifen die einzelnen Abteilungen nun die ganze Insel. Von der nochmaligen Verwendung von Kanonen hat Colonel Stewart jetzt, wo sich die Raubtiere mehr zerstreut haben, absehen zu sollen geglaubt. Dreizehn Raubtiere erliegen den wohlgezielten Kugeln in der Umgebung der Achterbatterie, doch mußte man nicht ohne Mühe zwei Zollbeamte erst von einem Tiger und einem weiblichen Panther befreien, die den Männern schwere Verletzungen beigebracht hatten.

Hiermit steigt die Zahl der seit der ersten Treibjagd erlegten Tiere auf 53.

Es ist 4 Uhr morgens. Cyrus Bikerstaff und Kommodore Simcoe, Jem Tankerdon und sein Sohn, Nat Coverley und die beiden Adjunkten nebst einigen Notabeln begeben sich, begleitet von einer Abteilung Miliz, nach dem Rathaus, wo der versammelte Rat die von den beiden Häfen und von der Rammsporn- und der Achterbatterie eingehenden Berichte erwartet.

Als sie sich kaum noch 100 Schritte von dem Gebäude befinden, ertönt lautes Geschrei. Eine Menge Menschen, Frauen und Kinder, fliehen, von panischem Schrecken ergriffen, längs der 9. Avenue dahin.

Sofort eilen der Gouverneur, Kommodore Simcoe und ihre Begleiter nach dem Square, dessen Mitteltor hätte geschlossen sein sollen. Infolge einer unbegreiflichen Nachlässigkeit aber stand das Tor offen, und es erscheint nicht zweifelhaft, daß eines der Raubtiere – vielleicht das letzte – dadurch in die Stadt eingedrungen ist.

Nat Coverley und Walter Tankerdon, die den übrigen voraus sind, stürmen zuerst nach dem Square.

Plötzlich wird Walter Tankerdon, in kaum 3 Schritt Entfernung von Nat Coverley, von einem mächtigen Tiger zu Boden geworfen.

Nat Coverley, der nicht die Zeit fand, sein Gewehr zu laden, reißt das Jagdmesser aus dem Gürtel und eilt Walter Tankerdon zu Hilfe, als das Raubtier eben seine Tatzen in die Schultern des jungen Mannes einschlagen will.

Walter ist gerettet, der Tiger aber dreht sich um und greift nun Nat Coverley an.

Dieser stößt dem Tier das Messer in den Leib, ohne damit das Herz zu treffen, und stürzt selbst rückwärts nieder.

Der Tiger weicht brüllend und mit offenem Rachen ein wenig zurück, als wolle er zum Sprung ausholen.

Da kracht ein erster Schuß.

Jem Tankerdon ist es, der ihn abgegeben hat.

Eine zweite Detonation . . .

Es ist die Gewehrkugel, die im Körper des Tigers explodiert.

Man hebt Walter mit halbzerrissener Schulter auf. Wenn Nat Coverley auch nicht verletzt ist, so hat er dem Tode wohl noch nie so nah ins Auge gesehen.

Er erhebt sich, geht auf Jem Tankerdon zu und spricht mit ernster Stimme:

»Sie haben mich gerettet . . . ich danke Ihnen!«

Damit reichen sich beide die Hand, als Zeichen der Erkenntlichkeit, die sich vielleicht in eine innige Freundschaft verwandeln könnte.

Walter wird sofort nach dem Hotel der 19. Avenue geschafft, wohin sich seine Angehörigen geflüchtet haben, während Nat Coverley am Arm Cyrus Bikerstaffs seine eigene Wohnung aufsucht.

Was den Tiger angeht, hat es der Oberintendant auf sich genommen, das prächtige Fell zu verwerten. Das Tier soll bestens ausgestopft, im Naturwissenschaftlichen Museum von Milliard City aufgestellt werden und die Inschrift erhalten:

»Geschenk des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland an das dankbare Standard Island.«

War das Attentat auf die Schuld Englands zu schreiben, so konnte man sich wohl gar nicht passender rächen, wenigstens ist das die Ansicht Pinchinats, der in solchen Sachen Kenner ist.

Nach dem Vorhergegangenen darf es nicht wundernehmen, daß Mrs. Tankerdon schon am nächsten Tag Mrs. Coverley einen Besuch abstattet, um sich für den dem armen Walter erwiesenen Dienst zu bedanken, und daß Mrs. Coverley den Besuch erwidert, um für den ihrem Gatten erwiesenen Dienst auch ihren Dank abzustatten. Miss Dy wollte sogar ihre Mutter begleiten, denn beiden lag ja viel daran, zu hören, wie es ihrem lieben Verwundeten ergehen mochte.

Nun hat sich alles wieder zum Besten gewendet, und Standard Island kann, befreit von den furchtbaren Gästen, ihre Fahrt nach den Fidschi-Inseln in völliger Sicherheit wiederaufnehmen.

## 8. KAPITEL

### *Fidschi und seine Bewohner*

»Wieviel, sagst du?« fragt Pinchinat.

»250, lieber Freund«, antwortet Frascolin. »Ja, man zählt 250 Inseln und Eilande, die zur Gruppe der Fidschi-Inseln gehören.«

»Doch was interessiert das uns«, antwortet Pinchinat, »wenn das Juwel des Stillen Ozeans daran nicht 250mal haltmacht?«

»Du wirst doch nie etwas von Geographie lernen!« erklärt Frascolin.

»Und du ... du verstehst davon leider zuviel!« erwidert der Bratschist.

Der zweiten Geige geht es leider immer so, wenn sie den widerborstigen Kameraden etwas beibringen will.

Sebastian Zorn allein, der dafür noch eher zugänglich ist, läßt sich vor eine Wandkarte im Kasino führen, auf der jeden Tag die Lage der Insel eingezeichnet wird. Hierdurch ist es leicht, die Reiseroute Standard Islands seit der Abfahrt aus der Madeleinebai zu verfolgen. Diese Route bildet ein großes S, dessen unterer Bogen sich um die Fidschi-Inseln windet.

Fracolin zeigt dem Violoncellisten hier die Anhäufung der von Tasman 1613 entdeckten Inseln ... einen Archipel, der einerseits zwischen dem 17. und 20. Grad südlicher Breite und andererseits zwischen dem 174. Grad westlicher und dem 179. Grad östlicher Länge liegt.

»Wir werden uns also mit unserer gewaltigen Maschine durch diese Hunderte über den Weg zerstreute Kieselsteine wagen?« bemerkt Sebastian Zorn.

»Ja, alter Kunstgenosse«, antwortet Frascaolin, »und wenn es dir beliebt, dabei richtig aufzupassen . . . «

»Und den Mund geschlossen zu halten . . . « wirft Pinchinat ein.

»Warum das?«

»Weil in den geschlossenen Mund, sagt das Sprichwort, keine Mücke fliegen kann!«

»Und von welcher Mücke sprichst du?«

»Von der, die dich immer sticht, wenn sich dir Gelegenheit bietet, Standard Island herunterzumachen!«

Sebastian Zorn zuckt verächtlich die Achseln und wendet sich wieder an Frascaolin.

»Du sagtest?«

»Ich sagte, daß sich, um die beiden großen Inseln Witi-Levu und Vanua-Levu zu erreichen, drei Durchgänge in der Ostgruppe bieten, der von Namuku, von Lakemba und der von Oneata . . . «

»O den, worin wir in tausend Granatstückchen zerschellen!« ruft Sebastian Zorn. »Das wird uns schon nicht erspart bleiben! Hat es denn Sinn und Verstand, mit einer ganzen Stadt und einer großen Bevölkerung darauf in solchen Gewässern herumzufahren? Nein, das streitet wider die Gesetze der Natur!«

»Aha, die Mücke!« spöttelt Pinchinat, »da haben wir ja unsern Sebastian mit seiner Mücke!«

Bei den ewigen Unkenrufen des starrköpfigen Violoncellisten hatte er damit ja nicht ganz unrecht.

In der Tat bildet in diesem Teil des Stillen Ozeans die erste Gruppe der Fidschi-Inseln fast einen Schlagbaum für alle aus dem Osten kommenden Schiff. Die Durchgänge sind jedoch breit genug, so daß Kommodore Simcoe sich mit seinem schwimmenden Bauwerk getrost hineinwagen kann, abgesehen noch von denen, die Frascaolin bezeichnet hatte. Unter diesen Inseln sind außer den beiden westlich gelegenen Levu, Ono Ngalva und Kandabu die bedeutendsten.

Zwischen den aus dem Meeresgrund aufsteigenden Gipfeln breitet sich ein ganzes Meer, das Meer von Koro aus, und wenn der Archipel, den schon Cook zu Gesicht bekam und der von Bligh 1789 und von Wilson 1792 besucht wurde, so genau bekannt ist, so verdankt man das den denkwürdigen Reisen Dumont d'Urville 1828 und 1833, denen des Amerikaners Wilkes 1839, des Engländers Erskine 1853 und endlich der Expedition der ›Herald‹, Kapitän Durham, von der britischen Marine, nach deren Angaben man so verlässliche Karten davon, die den Hydrographen alle Ehre machen, zu entwerfen vermochte.

Kommodore Simcoe hat also gar keine Ursache, zu zögern. Von Südosten kommend, läuft man in die Straße von Vulanga ein und läßt dabei die gleichnamige Insel – eine Art Schiffszwieback, der auf einem Korallenplateau liegt – zur Linken. Am nächsten Tag fährt Standard Island auf das innere Meer ein, das von festen unterseeischen Bergketten gegen den Wogenswall des Ozeans geschützt ist.

Natürlich ist noch nicht alle Furcht wegen der unter dem Schutz der britischen Flagge eingeführten Raubtiere verschwunden. Die Milliardeneser halten noch immer die Augen offen. Durch die Gehölze werden auch jetzt noch dann und wann Treibjagden unternommen, doch ohne daß eine Spur von Raubtieren zu entdecken ist. Ebenso schweigt jedes Heulen und Brüllen. In der ersten Zeit weigern sich einzelne Furchtsame allerdings, nach dem Park oder in die Felder hinauszugehen. Konnte man nicht befürchten, daß der Dampfer auch eine Ladung Schlangen – wie auf Martinique – eingeschmuggelt hatte, die sich doch noch irgendwo verbargen? Auf den Fang eines solchen Reptils war deshalb eine Prämie ausgesetzt worden. Man will jede Schlange mit Gold aufwiegen und soundso viel für jeden Zentimeter der Länge geben, und wenn eine so groß wie eine Boa Constrictor wäre, würde das schon ein hübsches Sümmchen ausmachen. Da aber alle Nachsuchungen fruchtlos bleiben, kann man sich wohl beruhigen. Standard Island hat ihre ganze frühere Sicherheit wiedergewonnen. Die Urheber dieses Bubenstücks sind dabei nur um ihre Raubtiere gekommen.

Die wichtigste Folge der Sache ist jedenfalls die, daß dadurch eine vollständige Aussöhnung zwischen beiden Stadthälften stattgefunden hat. Seit dem Vorfall zwischen Walter und Coverley und dem zwischen diesem und Tankerdon besuchen sich die Familien von Steuerbord und Backbord gegenseitig, laden sich gegenseitig ein, und jetzt jagt eine Gesellschaft, eine Festlichkeit die andere. Jeden Abend findet bei den ersten Notabeln Ball und Konzert statt, hauptsächlich in dem Hotel der 19. und dem der 15. Avenue. Das Konzert-Quartett kann kaum allen Anforderungen entsprechen. Übrigens vermindert sich der Enthusiasmus für dessen Leistungen nicht, sondern scheint mehr und mehr zuzunehmen.

Endlich verbreitet sich eines Morgens, während Standard Island mit ihren mächtigen Schrauben das ruhige Meer von Koro aufwühlt, die Nachricht, daß Jem Tankerdon sich offiziell nach dem Hotel Nat Coverleys begeben habe, um für seinen Sohn Walter Tankerdon um die Hand der Tochter des früheren Rivalen, der Miss Dy Coverley, anzuhalten, und daß Nat Coverley die Hand seiner Tochter, der Miss Dy Coverley, dem Walter Tankerdon, dem Sohn Jem Tankerdons, zugesagt habe. Die Mitgiftangelegenheit hat keine Schwierigkeit bereitet. Die beiden jungen Leute sollen jedes mit 200 Millionen ausgestattet werden.

»Da werden sie zur Not immer etwas zu leben haben . . . selbst in Europa!« bemerkt Pinchinat sehr richtig.

Jetzt regnet es Glückwünsche von allen Seiten. Der Gouverneur Cyrus Bikerstaff sucht seine innerlichste Befriedigung gar nicht zu verhehlen. Durch diese Heirat verschwinden alle Ursachen zu Rivalitäten, die für die Zukunft Standard Islands so gefährlich zu werden drohten. Der König und die Königin von Malecarlien sind die ersten, die dem Brautpaar ihre besten Wünsche zu erkennen geben. Die Briefkästen der beiden Hotels ersticken durch Karten, die in oder auf Aluminium gedruckt sind. Die Journale verzeichnen ein über das andere Mal die in Aussicht stehenden Herrlichkeiten . . . wie man sie in Milliard City noch niemals und in der anderen Welt erst recht noch nicht gesehen hat. Nach Frankreich gehen Kabeltelegramme ab, durch die die Ausstattung bestellt wird.

Die Magazine für Neuigkeiten, die größten Modewarengeschäfte, die berühmtesten Damenschneiderateliers, die Fabriken für Bijouteriewaren und Kunstgegenstände erhalten ganz unglaubliche Aufträge. Ein eigener Dampfer, der von Marseille auslaufen soll, soll durch den Suezkanal und den Indischen Ozean diese Wunder der französischen Industrie hierherbefördern. Die Hochzeit ist für die Zeit nach 5 Wochen, auf den 27. Februar, festgesetzt. Es versteht sich von selbst, daß auch die Kaufleute von *Milliard City* bei der Sache nicht leer ausgehen. Auch sie haben ihren Teil zur Ausstattung beizutragen, und mit den Ausgaben, die sich die Nabobs von Standard Island erlauben, ließe sich hiervon allein ein hübsches Vermögen zusammenbringen.

Der Organisator der bevorstehenden Festlichkeiten ist selbstverständlich der Oberintendant Calistus Munbar. Auf eine Schilderung seines Seelenzustands nach der Veröffentlichung der Verlobung Walter Tankerdons und Miss *Dy Coverleys* müssen wir freilich verzichten, der freundliche Leser weiß ja, wie er dieses Bündnis herbeigewünscht, wie er es zustande zu bringen sich bemüht hat. Das ist die Verwirklichung seines Traums, und da ihm von oben herab freie Hand gelassen wird, darf man darauf vertrauen, daß er seine Sache machen und eine alles übertreffende Festlichkeit veranstalten wird.

Kommodore Simcoe teilt den Journalen mit, daß die Propellerinsel sich an dem zur Trauung bestimmten Tag zwischen den Fidschi-Inseln und den Neuen Hebriden befinden wird. Vorher solle sie noch Viti-Levu anlaufen und da einen 10tägigen Aufenthalt nehmen, den einzigen, der in diesem Archipel geplant ist.

Herrliche Fahrt! Auf dem Meer spielen zahlreiche Wale. Die Tausende von Wasserstrahlen, die sie emporwerfen, bilden fast ein Neptunbassin, »wogegen das in Versailles nur ein Kinderspiel ist« – bemerkt Yvernes. Freilich zeigen sich auch Hunderte von Haifischen, die Standard Island wie ein dahinsegelndes Schiff verfolgen.

Dieser Teil des Großen Ozeans begrenzt Polynesien, das wieder mit Melanesien zusammenstößt, in dem die Gruppe der Neuen Hebriden zu suchen ist. Ihn durchschneidet der 180. Längengrad (von Paris) – jene angenommene Linie, die den ungeheuren Ozean in zwei Hälften teilt. Kommen sie an und über den genannten Meridian, so streichen die von Osten heransegelnden Seeleute einen Tag aus ihrem Kalender, während umgekehrt die von Westen kommenden einen hinzufügen (das heißt, ein und denselben Kalendertag zweimal rechnen). Ohne diese Maßnahme würde es keine Übereinstimmung der Daten geben. Im vergangenen Jahr hatte Standard Island damit nichts zu schaffen gehabt, da es nach Westen über jenen Meridian nicht hinauskam. Dieses Mal mußte es sich aber der allgemeinen Regel anschließen, und da es von Osten herkommt, verwandelt sich der 22. in den 23. Januar.

Von den 250 Inseln, die die Fidschigruppe bilden, sind nur etwa 100 bewohnt, und die Bevölkerung übersteigt 128.000 Seelen ... für 21.000 Quadratkilometer eine geringe Dichte.

Unter diesen Inseln nämlich, die nur einfache Fragmente von Atollen oder die Gipfel unterseeischer Berge sind, die noch ein Korallenkranz umschließt, hat keine über 150. Quadratkilometer Bodenfläche. In politischer Hinsicht gehört das Ganze mit zu Australasien und ist erst seit 1874 von der Krone abhängig. Das heißt mit andern Worten, daß England es ohne viele Umstände seinem Kolonialbesitz einverleibt hat. Daß die Bewohner von Fidschi sich endlich entschlossen, die britische Schutzherrschaft anzuerkennen, kam hauptsächlich daher, daß sie 1859 von einer tongischen Invasion bedroht waren, die das Vereinigte Königreich durch das Dazwischentreten seines berüchtigten Pritchard, des Pritchard von Tahiti, verhinderte. Der Archipel ist jetzt in 17 Bezirke geteilt, die von eingeborenen Unterhäuptlingen, lauter näheren oder entfernteren Verwandten der Herrscherfamilie des letzten Königs Thakumbau, verwaltet werden.

»Ist es eine Folge des englischen Systems ...« fragt Kommodore Simcoe, der sich mit Frascolin über dieses Thema unterhält, »daß es den Bewohnern der Fidschi-Inseln ebenso ergehen wird wie den Tasmaniern? Ich weiß es nicht, Tatsache bleibt aber doch,

daß die Zahl der Urbewohner immer mehr abnimmt. Die Kolonie macht keine Fortschritte, weder in ihrer Entwicklung noch in der Zunahme der Bevölkerung, worauf schon die geringe Zahl der Frauen gegenüber der der Männer den Beweis liefert.«

»Das ist allerdings das Zeichen des baldigen Verlöschsens einer Rasse«, antwortet Frascolin, und in Europa gibt es auch einige Staaten, die an einem solchen Frauenmangel leiden.«

»Hier sind übrigens«, fährt der Kommodore fort, »die Eingeborenen nicht wirkliche Leibeigene, so wenig wie die der benachbarten Inseln, die von den Pflanzern vielfach zur Urbarmachung des Bodens gemietet werden. Sie gehen an Krankheiten zugrunde, und 1875 starben zum Beispiel allein an den Blattern nicht weniger als 30.000! Dennoch bleibt es ein herrliches Stückchen Erde, dieses Fidschi, wovon Sie sich ja noch selbst überzeugen werden. Ist die Temperatur im Innern der Insel auch recht hoch, so hält sie sich doch in mäßigeren Grenzen am Küstengebiet, das reich an Früchten und Gemüsen wie auch an Kokospalmen, Bananen usw. ist. Und die Leute haben eigentlich weiter nichts zu tun, als die Ignamen, die Taros – diese Aroidee spielt in der Ernährung der Eingeborenen im Großen Ozean überhaupt eine sehr wichtige Rolle – und das nahrhafte Mark der Palmen, aus dem der Sago bereitet wird, einzuernten!«

»Der Sago!« ruft Frascolin. »Welche Erinnerung an unsern Schweizer Robinson!«

»Was Schweine und Hühner betrifft«, fuhr Kommodore Simcoe fort, »so haben sich diese seit ihrer Einführung hier erstaunlich vermehrt. Aus dem allen ergibt sich, daß es den Bewohnern sehr leicht wird, die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Leider neigen die Eingeborenen deshalb auch zu tadelnswerter Trägheit, zum *far niente*, obwohl sie recht intelligent und beweglichen Geistes sind . . . «

»Nun, wenn sie so geistvoll sind . . . « unterbricht ihn Frascolin.

». . . achten sie doch nicht auf ihre Kinder, die früh wegsterben«, erwiderte Kommodore Simcoe.

In der Tat scheinen alle Eingeborenen, die Polynesier, die Melanesier und andere, sich um die Kinderpflege blutwenig zu kümmern.

Auf der Weiterfahrt nach Viti-Levu kommt Standard Island noch an mehreren dazwischenliegenden Inseln, wie Vagua-Vatou, Moala und Ngan vorbei, ohne sich jedoch aufzuhalten.

Von allen Seiten umschwärmen seine Ufer ganze Flottillen von langen Pirogen mit gekreuzten Bambusstangen als Auslegern, die zur Erhaltung des Gleichgewichts des Bootes und zur Unterbringung der Ladung dienen. Sie kommen gelegentlich wohl näher, machen aber keinen Versuch, in einen der beiden Häfen einzudringen. Bei dem schlechten Ruf, in dem die Bewohner der Fidschi-Inseln stehen, hätte man es ihnen auch schwerlich gestattet.

Die Leute sind übrigens Christen geworden. Seit sich europäische Missionare 1835 in Lecumba niederließen, sind fast alle wesleyanische Protestanten, untermischt mit einigen tausend Katholiken. Früher huldigten sie aber dem Kannibalismus so unmäßig, daß sie auch jetzt den Geschmack an Menschenfleisch noch nicht verloren haben dürften. Das hängt mit ihrer alten Religion zusammen. Ihre Götter liebten das Blut. Friedfertiges Wohlwollen wurde unter diesen Völkerschaften für eine Schwäche, eine Sünde angesehen. Damit, daß man einen Feind verzehrte, tat man ihm noch eine Ehre an; den Mann, den man verachtete, ließ man zwar kochen, aß ihn aber nicht. Kinderkörper bildeten bei den Festmahlen das Hauptgericht, und die Zeit ist noch gar nicht fern, wo der König Thakumbau es liebte, unter einem Baum zu sitzen, an dessen Zweigen überall für die königliche Tafel bestimmte Gliedmaßen hingen. Zuweilen wurde auch ein Stamm – und das ist den Nulocas auf Viti-Levu in der Nähe von Namosi widerfahren – bis auf wenige Frauen vollständig aufgezehrt. Eine dieser Frauen lebte noch im Jahr 1880.

Findet Pinchinat nun nicht auf irgendeiner dieser Inseln noch Enkelkinder von Menschenfressern, die die Sitte ihrer Großväter bewahrt haben, dann wird er wohl darauf verzichten müssen,

einen Rest von Lokalfarbe auf den Archipelen des Stillen Ozeans zu Gesicht zu bekommen.

Die Westgruppe der Fidschis enthält zwei große Inseln, Viti-Levu und Vanua-Levu, nebst zwei mittleren, Kantavu und Taviuni. Weiter im Nordwesten liegen die Inseln Wassava und öffnet sich der Kanal der Insel Ronde, durch den Kommodore Simcoe steuern muß, um nach den Neuen Hebriden hinaufzugelangen.

Am Nachmittag des 25. Januar werden die Höhen von Viti-Levu am Horizont sichtbar. Diese bergige Insel ist die bedeutendste des Archipels, etwas um ein Drittel größer als Korsika, das heißt, sie umfaßt 10.645 Quadratkilometer.

Ihre Gipfel erheben sich bis auf 1.200 und sogar 1.500 Meter über das Meer. Es sind erloschene oder wenigstens eingeschlafene Vulkane, deren Wiedererwachen allemal recht unerwünscht sein dürfte.

Viti-Levu ist mit seiner nördlichen Nachbarin Vanua-Levu durch eine unterseeische Klippenreihe verbunden, die in der Urzeit jedenfalls über die Wasserfläche emporragte. Über diese Barre konnte sich Standard Island jedoch ruhig hinwegbegeben. Übrigens schätzte man sonst die Wassertiefe nördlich von Viti-Levu auf 4- bis 500, und südlich davon auf 500 bis 2.000 Meter.

Die Hauptstadt des Archipels war früher Levuka auf der Insel Ovalau, im Osten von Viti-Levu. Die von englischen Häusern gegründeten Handelsniederlassungen sind dort vielleicht auch jetzt noch bedeutender als die von Suva, der gegenwärtigen Hauptstadt auf der Insel Viti-Levu. Dieser Hafenplatz bietet aber der Schifffahrt besondere Vorteile, da er zwischen zwei Deltas im äußersten Südosten der Insel liegt. Der Landungsplatz der Paketboote, die nach den Fidschi-Inseln kommen, befindet sich in der Bucht von Ngalao, im Süden der Insel Kalandava und am nächsten dem benachbarten Neuseeland, Australien und den französischen Besitzungen von Neu-Kaledonien und den Loyalty-Inseln.

Standard Island geht vor dem Hafen von Suva vor Anker. Alle Formalitäten werden noch am selben Tag erfüllt und der gegenseitige freie Verkehr gestattet. Da das für die Kolonisten ebenso

wie für die Eingeborenen nur von Vorteil sein kann, sind die Mil-  
liardeseer sich eines vortrefflichen Empfangs sicher, woran freilich  
wohl mehr das Interesse als die Sympathie Anteil haben. Man darf  
hier auch nicht vergessen, daß die Fidschi-Inseln von der Krone  
abhängen und daß die Beziehungen zwischen dem Foreign Office  
und der Standard Island Company, die auf ihre Unabhängigkeit  
so eifersüchtig ist, von jeher gespannter Natur waren.

Am nächsten Tag, dem 26. Januar, begeben sich die Händler  
von Standard Island, die Einkäufe und Verkäufe abschließen wol-  
len, frühzeitig an Land. Die Touristen, und darunter unsere Pari-  
ser, bleiben natürlich nicht zurück. Obgleich Pinchinat und Yver-  
nes gern Frascalin – den Lieblingsschüler von Kommodore Sim-  
coe – wegen seiner »ethnorasantogeographischen« Studien, wie  
Seine Hoheit sagt, etwas aufziehen, ziehen sie doch ebenso gern  
aus seinen Kenntnissen Vorteil. Auf die Fragen seiner Kameraden  
über die Bewohner von Viti-Levu und über ihre Sitten und Ge-  
bräuche hat die zweite Violine stets eine lehrreiche Antwort zur  
Hand. Heute läßt sich sogar Sebastian Zorn herab, sich fragend  
an ihn zu wenden, und als Pinchinat dabei erfährt, daß dieses  
Land vor gar nicht so langer Zeit noch der Hauptschauplatz der  
Menschenfresserei gewesen sei, kann er einen Seufzer nicht un-  
terdrücken und sagt:

»Ach ja ... wir aber kommen zu spät, und ihr werdet sehen,  
daß diese von der Zivilisation ausgelaugten Fidschier bis aufs  
Hühnerfrikassee heruntergekommen und Seiner Majestät dem  
Schwein zu Füßen gefallen sind!«

»Du Antropophage!« ruft ihm Frascalin zu, »du hättest ver-  
dient, die Tafel des Königs Thakumbau zu zieren ... « »He, ein  
*Entrecôte* von Pinchinat à la Bordelaise ... «

»Schweigt nur still«, erwidert Sebastian Zorn, »wenn wir mit  
unnützen Redereien unsere Zeit verlieren ... «

»Dann werden wir durch den Vormarsch auch keinen Fort-  
schritt erzielen!« ruft Pinchinat. »Da hast du eine unklare Phrase,  
wie du sie liebst, mein alter Violoncelluloidist! Doch du hast recht,  
also vorwärts marsch!«

Die an der rechten Seite einer kleinen Bucht erbaute Stadt Suva bedeckt mit ihren Häusern den Abhang eines grünenden Hügels. Sie hat Kais zum Anlegen für die Schiffe, Straßen mit Trottoirs aus Holzplanken, ganz so, wie man sie häufig in Seebädern am Strand findet. Die hölzernen, meist nur aus einem Erdgeschoß, zuweilen, doch selten, noch aus einem Obergeschoß bestehenden Häuser sind freundlich und kühl. In der Umgebung sieht man Hütten der Eingeborenen mit in Hörner auslaufenden und mit Muscheln verzierten Giebelstöcken. Die recht solide hergestellten Dächer widerstehen auch den stärksten Regengüssen, die zwischen Mai und Oktober vorkommen. Im März 1871, so berichtet Frascolin, der in der Statistik zu Hause ist, wurden in Mbua an der Ostseite der Insel an einem Tag 38 Zentimeter Niederschlag beobachtet.

Viti-Levu hat, ebenso wie die andern Inseln des Archipels, ein recht ungleichmäßiges Klima, und die Vegetation wechselt von einer Küste zur andern. An der dem Südostpassat ausgesetzten Seite ist die Luft sehr feucht und der Boden mit prächtigen Wäldern bedeckt, auf der andern Seite findet man ausgedehnte, zur Kultur geeignete Savannen.

Verschiedene Baumarten scheinen im Aussterben begriffen, darunter der schon fast ganz verschwundene Sandelholzbaum und der Dakua, die den Fidschis eigentümliche Fichte.

Bei seinen Streifereien überzeugt sich das Quartett jedoch, daß die Flora der Insel von tropischer Üppigkeit ist.

Überall erheben sich Wälder von Kokos- und von anderen Palmen, an deren Stämmen sich farbenprächtige Orchideen hinaufwinden, oder dichte Gehölze – von Kasuarineen, Pandanusarten, Baumfarne und in mehr sumpfiger Gegend große Mengen von Wurzelträgern, deren Wurzeln sich über den Erdboden ausbreiten und verschlingen. Baumwoll- und Teepflanzungen haben jedoch nicht die Ergebnisse geliefert, die man nach dem Klima hier hätte erwarten dürfen. Der Boden von Viti-Levu, wie überhaupt auf der ganzen Gruppe, besteht aus gelblichem Ton, ursprünglich aus vulkanischer Asche, die sich nur nach und nach zu fruchtbarer Erde umgesetzt hat.

Die Fauna ist ebenso formenarm wie fast überall im Stillen Ozean; sie enthält nur etwa 40 Arten von Vögeln, Papageien und akklimatisierte Zeisige, Fledermäuse, ferner Ratten zu Legionen, ungiftige Reptilien, die von den Eingeborenen sehr gern gegessen werden, Eidechsen, daß man sich vor ihnen kaum retten kann, und widerwärtige Schaben von greulicher Gefräßigkeit. Raubtiere dagegen gibt es nicht, was Pinchinat veranlaßt, sich wieder einmal in gewohnten Spottreden zu ergehen.

»Unser Gouverneur, Cyrus Bikerstaff, hätte einige Paare Löwen, Tiger, Panther, Krokodile und ähnliches Gelichter aufheben und sie hier auf Fidschi freilassen sollen ... das wäre doch nur eine Rückerstattung, da sie ja ursprünglich England gehörten.«

Die Eingeborenen, eine Mischung von Polynesiern und Melanesiern, zeigen noch einen ziemlich hübschen Typus, wenn sie den Bewohnern von Samoa und der Marquisen auch nachstehen. Die großen, kräftigen Männer, unter denen es übrigens viele Mestizen gibt, haben dunkelkupferfarbenen, fast schwarzen Teint und krauses, dickes Wollhaar. Ihre Bekleidung läßt viel zu wünschen übrig und besteht meist aus einem einfachen Schurz oder einer Decke, die aus einheimischem Stoff, dem »Masi«, hergestellt ist, den man aus einer Art Maulbeerbaum – der auch das Papier liefert – zu gewinnen versteht. Zuerst ist dieser Stoff blendend weiß; die Leute verstehen ihn aber zu färben und streifig zu machen und versenden viel davon nach allen Inselgruppen des östlichen Großen Ozeans. Die Männer tragen jedoch auch gern alte Sachen aus Europa, die von den Trödlermärkten Deutschlands oder des Vereinigten Königreichs stammen. Es macht dann einen höchst lächerlichen Eindruck, die Eingeborenen in unförmiger Hose, abgeschabtem Überzieher oder auch in einem schwarzen Gehrock einherstolzieren zu sehen, der zerrissen und abgetragen sich schließlich auf den Rücken eines Stutzers von Viti-Levu verirrt hat.

»Aus einem solchen Rock könnte man einen ganzen Roman machen«, bemerkt Yvernes.

»Ja, einen Roman, der damit endete, daß jener zu einer Weste würde!« antwortet Pinchinat.

Die Frauen kleiden sich – trotz wesleyanischer Predigten – mehr oder weniger dezent mit einem Röckchen und einem Caraco aus Masi. Ziemlich gut gewachsen, können sie, wenigstens so lange sie der Reiz der Jugend schmückt, sogar für hübsch gelten. Nur haben sie die abscheuliche Gewohnheit – genau wie die Männer –, das reiche schwarze Haar so stark mit Kalk einzupudern, daß er eine wirkliche Mütze bildet, die sie ihrer Meinung nach mehr vor den glühenden Sonnenstrahlen schützt. Ferner rauchen sie wie ihre Gatten und Brüder einheimischen Tabak, der wie verbranntes Heu riecht, und wenn sie die Zigarette nicht zwischen den Lippen umherwälzen, wird sie in genau derselben Weise durch das Ohrläppchen gesteckt, wie man in Europa Perlen- und Diamantengehänge trägt.

Im allgemeinen sind die Frauen nicht besser dran als Sklavinnen. Sie müssen die schwersten Arbeiten verrichten, und die Zeit liegt noch nicht fern, wo man sie, nachdem sie sich für ihre Eheherrn abgeplagt hatten, auf deren Grab einfach erwürgte.

Im Laufe der 3 Tage, die unsere Touristen zu Ausflügen in die Umgebung von Suva benützten, versuchten sie mehrmals, auch in Hütten der Eingeborenen einzudringen. Das war ihnen aber unmöglich, nicht etwa wegen der Ungastlichkeit der Bewohner, sondern wegen des widerlichen Gestanks, der darin herrschte. Die Leute salben sich über und über mit Kokosöl ein, leben mit ihren Schweinen, Hunden und Katzen zusammen, hüllen sich in übelriechende Lumpen, beleuchten ihre Wohnungen durch Verbrennung von Dammanagummi, so daß ein Fremder fast erstickt ... nein, in einer solchen Hütte war es nicht auszuhalten. Wer übrigens am häuslichen Herd eines Fidschiers Platz nimmmt, der muß auch, wenn er nicht einen argen Verstoß begehen will, seine Lippen mit dem ekelhaften Kava benetzen, einem Likör, den die Eingeborenen über alles lieben. Ist dieser Kava, der aus gedörrten Wurzeln des Pfefferbaums gewonnen wird, europäischen Lippen schon an und für sich zuwider, so wird er es noch mehr durch die Art seiner Zubereitung. Man weicht die pfeffrige Masse nicht etwa ein, sondern kaut sie, zerreibt sie zwischen den Zähnen und spuckt sie dann in ein Gefäß mit Wasser aus. Dieses ekelhafte

Gemisch wird dann jedem Gast so eindringlich aufgenötigt, daß man kaum abschlagen kann, es anzunehmen. Man hat nur seinen Dank dafür auszusprechen, und zwar mit den im ganzen Archipel üblichen Worten: »*E mana ndina*«, das heißt: »Amen«.

Nur der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier noch die Schaben, die überall umherkriechen, die weißen Ameisen, die die zerlumpte Kleidung noch weiter zerstören, und die Moskitos – Moskitos zu Millionen –, die man an den Wänden, auf dem Fußboden und an den Kleidern der Eingeborenen in zahlloser Menge sich tummeln sieht.

So erscheint es nicht auffällig, daß Seine Hoheit mit dem komisch-britannischen Akzent der englischen Clowns beim Erblicken dieser entsetzlichen Insekten ausrief:

»Miustik! . . . Miustik!«

Jedenfalls hatten weder er noch seine Kameraden den Mut, in eine Fidschier-Hütte einzudringen. Aus diesem Grund bleiben ihre ethnologischen Studien also unvollkommen; ja sogar der gelehrte Frascolin war davor zurückgeschreckt, was zu einer bedauerlichen Lücke in seinen Reiseerinnerungen führte.

## 9. KAPITEL

### *Ein Casus belli*

Während unsere Künstler sich umherbummelnd einen Einblick in die auf diesem Archipel herrschenden Sitten verschafften, verschmähten es einige der Notabeln von Standard Island nicht, mit dessen einheimischen Behörden in Verbindung zu treten. Die »Palangis« – so nennt man hierzulande die Fremden – brauchten nicht zu fürchten, einen schlechten Empfang zu finden.

Was die europäischen Behörden angeht, so werden diese durch einen General-Gouverneur vertreten, der gleichzeitig als englischer General-Konsul für die westlichen, dem Protektorat des Vereinigten Königreichs mehr oder weniger unterworfenen Gruppen amtiert. Cyrus Bikerstaff glaubte von einem offiziellen Besuch absehen zu können. Zwei- oder dreimal haben sich die beiden Herren steif begrüßt, weiter gingen die Beziehungen zwischen ihnen aber nicht.

Mit dem deutschen Konsul, gleichzeitig einem der größten Händler des Landes, kam es nur zum üblichen Austausch der Karten.

Während des Aufenthalts hatten die Familien Tankerdon und Coverley Ausflüge in die Umgebung von Suva und in die Wälder veranstaltet, die seine Höhen bis zum Gipfel bekleiden.

Mit Bezug darauf bemerkte der Oberintendant gegen seine Freunde vom Quartett mit vollem Recht:

»Wenn unsere Milliardeseer eine besondere Vorliebe für Spaziergänge nach großen Höhen verraten, so kommt das daher, daß unser Standard Island zu flach und einförmig ist. Ich hoffe aber, man wird sie eines Tages noch mit einem künstlichen Berg versehen, der sich mit allen Höhen im Stillen Ozean messen kann. Inzwischen lassen unsere Stadtkinder keine Gelegenheit aus, um die reine und belebende Luft der Berge zu atmen. Das entspricht einem Bedürfnis der Menschennatur ... «

»Sehr schön«, sagt Pinchinat. »Doch einen Rat, mein lieber Eucalistus! Wenn Sie Ihren Berg aus Stahlblech oder Aluminiumplatten konstruieren, dann vergessen Sie nicht, einen hübschen Vulkan darin unterzubringen ... einen Vulkan mit Rauchkammern und Feuerwerk ... «

»Und warum auch nicht, mein Herr Spaßvogel?« fällt Calistus Munbar ein.

»Ja, das hab' ich mir eben auch gesagt: Warum auch nicht?« antwortete Seine Hoheit.

Es versteht sich, daß Walter Tankerdon und Miss Dy an jenen Ausflügen teilnehmen und dabei Arm in Arm dahinwandeln.

Natürlich werden daneben auf Viti-Levu auch die Sehenswürdigkeiten seiner Hauptstadt besucht, jene »Mburekalu« oder Tempel der Geister, und das Lokal für die politischen Versammlungen.

Diese auf einem Untergrund von Steinen errichteten Bauwerk bestehen aus Bambus, aus Stämmen, die mit einer Art vegetabilischer Posamentierarbeiten überzogen sind, und aus sinnreich verbundenen Latten, die das Strohdach tragen. Die Touristen besichtigen ferner das sehr gesund liegende Krankenhaus und den botanischen Garten, der sich amphitheatralisch hinter der Stadt ausbreitet. Zuweilen dehnen sich diese Spaziergänge bis zum Abend aus, und dann geht es, wie in der guten alten Zeit, mit der Laterne in der Hand nach Hause. Bis zu Gasometern, Auerschem Glühlicht, Bogenlampen oder bis zum Azetylen ist man auf den Fidschi-Inseln noch nicht vorgeschritten, das wird aber »unter dem erleuchteten Protektorat Großbritanniens« schon nicht ausbleiben, meint Calistus Munbar.

Kapitän Sarol, seine Malaien und die in Samoa eingeschifften Neu-Hebridier bleiben auch während ihres hiesigen Aufenthalts bei ihrer gewohnten Lebensweise. Sie gehen nicht an Land, da ihnen Viti-Levu schon bekannt ist, die einen, weil sie es bei Betreibung der Küstenschiffahrt häufiger besucht, die andern, weil sie hier im Auftrag von Farmern schon gearbeitet haben. Sie ziehen es bei weitem vor, auf Standard Island zu bleiben, das sie unablässig durchstreifen, und dabei die Stadt, die Häfen, den Park, die Felder und die Batterien am Rammsporn und am Achter besuchen. Noch wenige Wochen, und die wackeren Leute werden, dank der Gefälligkeit der Company und dem Wohlwollen Cyrus Bikerstaffs, nach 5monatiger Fahrt auf der Propellerinsel, wieder in ihrer Heimat eintreffen.

Manchmal plaudern unsere Künstler mit Sarol, der recht gut beanlagt ist und sich der englischen Sprache ganz geläufig bedient. Sarol erzählt ihnen mit wahrer Begeisterung von den Neuen Hebriden, von den Eingeborenen dieser Gruppe, von ihrer Ernährungsweise und ihrer Kochkunst, was besonders den Bratschisten interessiert. Pinchinats geheimer Ehrgeiz strebte danach, womöglich ein neues Gericht zu entdecken, dessen Rezept er dann den gastronomischen Gesellschaften des alten Europa mitteilen wollte.

Am 30. Januar brechen Sebastian Zorn und seine Kameraden in einer ihnen vom Gouverneur überlassenen elektrischen Schaluppe des Steuerbordhafens auf, um die Rewa, einen der Hauptflüsse des Landes, hinaufzufahren. In dem Fahrzeug haben noch dessen Führer, ein Mechaniker, zwei Matrosen und ein einheimischer Lotse Platz genommen. Athanase Dorémus hat man vergeblich angeboten, sich den Ausflüglern anzuschließen. In dem Tanz- und Anstandslehrer ist jedes Gefühl der Neugierde eingeschlafen . . . dann könnte sich während seiner Abwesenheit auch ein Schüler anmelden wollen, und er zieht es deshalb vor, im Kasino auszuharren.

Um 6 Uhr morgens verläßt die Schaluppe, gut ausgerüstet und, weil sie erst am Abend zurückkehren soll, auch mit einigem Mundvorrat versehen, die Bai von Suva und steuert längs der Küste nach der Rewamündung hin.

Auf der Fahrt zeigen sich nicht nur viele Klippen, sondern auch viele Haifische, und es gilt darum, sich vor beiden in acht zu nehmen.

»Pah!« stößt Pinchinat hervor, »Eure Haifische, das sind ja nicht einmal mehr Salzwasser-Kannibalen! Die englischen Missionare haben sie gewiß ebenso wie die Fidschianer zum Christentum bekehrt! . . . Wetten wir, daß die Bestien den Geschmack an Menschenfleisch ganz verloren haben?«

»Verlassen Sie sich darauf nicht«, antwortet der Lotse . . . »so wenig, wie man sich auf die Fidschi-Insulaner des Innern verlassen kann.«

Pinchinat begnügt sich mit einer wegwerfenden Gebärde. Seiner Ansicht nach hat man ihm doch nur etwas weisgemacht mit den angeblichen Menschenfressern, die sich nicht einmal an Feiertagen als solche erweisen.

Der Lotse kennt die Bai und den Lauf der Rewa ganz genau. In diesem großen Fluß, der auch Mai-Levu genannt wird, verspürt man die Flut bis 45 Kilometer von der Mündung, und Barken können auf ihm bis 80 Kilometer weit hinaufsegeln.

An der Mündung ist die Rewa über 100 Toisen breit. Sie verläuft zwischen sandigen, niedrigen Ufern an der linken und zwischen hügligen Ufern, die einen üppigen Bestand von Bananen und Kokospalmen zeigen, an der rechten Seite. Ihr Name ist eigentlich Rewa-Rewa, entsprechend jener Verdoppelung der Wörter, wie sie den Völkerschaften des Stillen Ozeans fast gemeinsam ist. Wie Yvernes bemerkt, findet man es ja in den kindlichen Ausdrücken, wie »Papa«, »Mama«, »Dada«, »Bonbon« usw. – In der Tat scheinen die Eingeborenen hier noch ganz in den Kinderschuhen zu stecken.

Die eigentliche Rewa entsteht aus der Vereinigung des Wai-Levu (Großen Wassers) und des Wa3-Manu, und seine Hauptmündung führt den Namen Wai-Ni-ki.

Nach Durchschiffung des Stromdeltas gleitet die Schaluppe an dem Dorf Komba vorüber, das halb versteckt in einem wahren Blumenkorb liegt. Um die Flutwelle möglichst auszunützen, wird weder hier noch am Dorf Naitasiri angehalten. Übrigens war letzteres unlängst für »tabu« erklärt worden, ein Bann, der sich auf seine Häuser, Bäume, Einwohner und über den Strand hin erstreckte, den das Wasser der Rewa benetzt. Die Eingeborenen hätten niemandem gestattet, hier den Fuß an Land zu setzen. Das Tabu ist nun einmal eine, wenn auch nicht gerade sehr ehrwürdige, doch eine sehr verehrte Sitte – Sebastian Zorn wußte schon etwas davon – und man schenkte ihr die gebührende Beachtung.

Beim Vorüberfahren vor Naitasiri macht der Lotse die Ausflügler auf einen hohen Baum, einen Tavala, aufmerksam, der sich an einer Einbiegung des Ufers erhebt.

»Was ist denn so Bemerkenswertes an diesem Baum?« fragt Frascolin.

»O«, erklärt der Lotse, »nichts anderes, als daß seine Rinde von der Wurzel bis zur Gabelung durch Einschnitte bezeichnet die Anzahl menschlicher Körper, die an der Stelle selbst gekocht und aufgezehrt wurden . . . «

»So, als ob einer von den Kerben auf dem Teilholz des Bäckers spräche!« bemerkt Pinchinat, der ungläubig mit den Achseln zuckt.

Er hat aber unrecht. Die Fidschi-Inseln sind vor allem der Sitz des Kannibalismus gewesen, der den Berichten nach dort auch jetzt noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen ist. Die Feinschmeckerei wird ihn unter den Stämmen des Landesinnern noch lange erhalten. Ja, die Feinschmeckerei, denn nach den Aussagen der Eingeborenen hat nichts einen so köstlichen Geschmack wie das Menschenfleisch, das den des Rindfleisches weit übertreffen soll. Konnte man dem Lotsen glauben, so hat es hier einen Häuptling gegeben, Ra-Undrenudu genannt, der auf seinem Besitztum Steine aufrichten ließ, und bei seinem Ableben belief sich deren Anzahl auf 822.

»Und wissen Sie auch, was diese Steine bedeuteten?«

»Das zu erraten, ist uns unmöglich«, antwortete Yvernes, »selbst wenn wir unseren ganzen Musikantenscharfsinn daransetzen.«

»Sie bedeuteten die Anzahl menschlicher Körper, die jener Häuptling verzehrt hatte.«

»Ganz allein?«

»Gewiß, ganz allein!«

»Das ist ein tüchtiger Esser gewesen!« begnügt sich Pinchinat, der sich seine Ansicht über die »windbeuteligen Fidschi-Insulaner« schon gebildet hat, einfach zu antworten.

Gegen 11 Uhr ertönt auf dem rechten Ufer eine Glocke. Zwischen Buschwerk und beschattet von Bananen und Kokospalmen wird das aus wenigen Strohhütten bestehende Dorf Naililii sichtbar. Auf die Frage der Touristen, ob sie hier nicht eine Stunde anhalten könnten, um mit dem Missionar, einem Landsmann, einen Händedruck zu wechseln, antwortete der Lotse bejahend, und so wird das Boot an einem Baumstamm festgelegt.

Sebastian Zorn und seine Kameraden gehen an Land, und nach kaum 2 Minuten Weges begegnen sie dem Superior der Mission.

Es ist ein Mann von etwa 50 Jahren mit anziehendem Gesicht und energischen Zügen. Hoherfreut, einmal Franzosen begrüßen zu können, führt er sie nach seiner Wohnung in der Mitte des Dorfes, das etwa 100 Seelen zählt. Er besteht darauf, daß seine Gäste eine landesübliche Erfrischung annehmen. Diese besteht

aber nicht etwa aus dem widerlichen Kava, sondern aus einem wohlschmeckenden Getränk oder vielmehr aus einem Absud, das durch Abkochung von Cyreen, einer am Ufer der Rewa sehr häufig vorkommenden Muschelart, gewonnen war.

Dieser Missionar widmet sich, freilich unter großen Schwierigkeiten, mit Leib und Seele der katholischen Propaganda, denn er hat mit einem wesleyanischen Pastor zu kämpfen, der ihm in der Gegend sehr fühlbare Konkurrenz macht. Eigentlich ist er jedoch mit den erzielten Erfolgen zufrieden, wenn er auch zugibt, viele Mühe zu haben, seine Gläubigen von der Vorliebe für »Bukalo«, d.i. Menschenfleisch, abzubringen.

»Und wenn Sie noch weiter ins Land hineinkommen, meine Herren«, fügt er hinzu, »so seien Sie klug und weise und nehmen sich hübsch in acht!«

»Da hörst du's, Pinchinat!« sagt Sebastian Zorn.

Kurz bevor der Mittags-Angelus vom Turm der kleinen Kirche tönt, geht es wieder fort. Unterwegs kreuzt das Boot mehrere Pirogen mit Auslegern, deren Plattform mit Bananen beladen ist. Diese bilden die landläufige Münze, die auch der Steuererheber von den Leuten an Zahlungs Statt annimmt. Die Ufer sind überall mit Lorbeerbäumen, Akazien, Zitronenbäumen und blutrot blühenden Kakteen eingerahmt. Darüber strecken die Bananen und Kokospalmen ihre langen, mit Blütenkolben beschwerten Äste und Wedel hinaus, und diese grünen Massen ziehen sich bis nach den dahintergelegenen Bergen hin, die der Steilgipfel des Mbugge-Levu überragt.

Zwischen dem dichten Gehölz erheben sich einzelne, zu der wilden Natur des Landes gar nicht passende europäische Fabrikanlagen, Zuckerfabriken, die mit den neuesten Maschinen ausgerüstet sind und deren Erzeugnisse, sagt ein Reisender, Verschnur, »den Vergleich mit dem Zucker der Antillen und anderer Kolonien nicht zu scheuen brauchen«.

Gegen 1 Uhr gelangt das Boot an das Ziel seiner Fahrt auf der Rewa. Nach 2 Stunden muß die Ebbe wieder einsetzen, die man zur Rückfahrt auf dem Strom benützen muß. Zurück geht es dann

sehr schnell, denn die Strömung wird eine sehr lebhaft. Die Ausflügler dürfen hoffen, vor 10 Uhr abends wieder im Steuerbordhafen eingetroffen zu sein.

An dieser Stelle verfügt man also über einige Zeit, die kaum besser zu verwenden ist, als zu einem Besuch des Dorfs Tampoo, dessen erste Hütten in der Entfernung von einer halben Meile hervorlugen. Der Maschinist und die beiden Matrosen sollen zur Bewachung der Schaluppe zurückbleiben, während der Lotse seine Passagiere bis nach dem Dorf »lotst«, wo sich die alten Sitten und Gebräuche in aller Reinheit erhalten haben. In diesem Teil der Insel war bisher jede Liebesmüh der Missionare verloren. Hier herrschen noch die Wundermänner, hier pflegt man noch die Hexereien, die den etwas komplizierten Namen »Vaka-Ndranni-Kan-Tacka« (d.h. die Beschwörung durch Baumblätter) haben. Man verehrt hier die Katoavus, Götter, deren Existenz keinen Anfang und kein Ende hat und die keine ihnen geweihten Opfer verschmähen. Leider ist der Generalgouverneur ganz außerstande, diese Opfer zu verhindern oder auch nur zu bestrafen.

Vielleicht wäre es klüger gewesen, sich nicht unter diese verdächtigen Stämme zu wagen. Unsere Künstler, die nun einmal so neugierig sind wie die Pariser überhaupt, bestehen aber darauf, und der Lotse erklärt sich zu ihrer Begleitung bereit, doch unter der Warnung, sich niemals voneinander zu entfernen.

Beim Betreten Tampoos, das aus etwa 100 Strohhütten bestehen mag, sieht man zunächst Frauen . . . wirkliche Wilde. Sie tragen nur einen einfachen Schurz um die Lenden und scheinen gar nicht erstaunt, Fremde zu erblicken, denn sie unterbrechen ihre Arbeit nicht im geringsten. An derartige Besuche sind sie gewöhnt, seit der Archipel unter britischer Schutzherrschaft steht.

Die Frauen sind mit der Zubereitung von Kurkuma, einer Art Wurzeln, beschäftigt, die man in großen, mit Grashalmen und Bananenblättern ausgelegten Gruben aufbewahrt. Daraus hervorgeholt, werden sie geröstet, zerrieben und in mit Farnwedeln ausgefüllten Körben gepreßt. Der dadurch gewonnene Saft wird dann in Bambusstengel gefüllt. Dieser Saft dient gleichzeitig als

Nahrung und als Pomade und wird zu beiden Zwecken in großer Menge verwendet.

Die kleine Gesellschaft geht in das Dorf hinein. Die Eingeborenen kümmern sich gar nicht um sie und bieten den Besuchern weder einen Gruß, noch laden sie sie in ihre Wohnungen ein. Der äußere Anblick der Hütten ist auch keineswegs verlockend. Bei dem daraus hervordringenden Geruch, worin der von ranzig gewordenem Kokosöl vorherrscht, beglückwünscht sich das Quartett, daß die Gesetze der Gastfreundschaft hier offenbar nicht in hoher Achtung stehen.

Vor der Wohnung des Häuptlings – eines hochgewachsenen Insulaners von wildem Aussehen und harten Gesichtszügen – angelangt, tritt ihnen dieser jedoch inmitten eines Gefolges von Eingeborenen einige Schritte entgegen. Sein kraushaariger Kopf erscheint von Kalk ganz weiß. Er hat das Staatskostüm angelegt, ein streifiges Hemd, einen Gürtel um den Leib, am linken Fuß einen ausgetretenen gestickten Pantoffel und – Pinchinat wollte schon immer vor Lachen platzen – einen schäbigen, blauen, vielfach geflickten Rock mit goldenen Knöpfen, dessen ungleich lange Schöße ihm um die nackten Beine flattern.

Während er auf die Gruppe der Papalangis (Fremden) zuschreit, stolpert der Häuptling über einen niedrigen Baumstumpf, verliert das Gleichgewicht und fällt der Länge lang hin.

Entsprechend der Etikette des »Bale muri« straucheln sofort scheinbar auch alle Begleiter des Häuptlings und sinken zur Erde, »um jenem Fall den Charakter der Lächerlichkeit zu nehmen«.

Darüber gab der Lotse Aufklärung und Pinchinat billigt diese Formalität, die übrigens – wenigstens seiner Ansicht nach – auch nicht lächerlicher sei, als viele andere, die an europäischen Höfen gebräuchlich sind.

Nachdem sich alle wieder erhoben haben, wechseln der Häuptling und der Lotse einige Worte in der Landessprache, wovon das Quartett natürlich keine Silbe versteht. Nach der Übersetzung des Lotsen drehte sich das kurze Gespräch nur darum, welche Absicht die Fremden nach dem Dorf Tampoo geführt hätte. Darauf war die Antwort erfolgt, daß sie das Dorf nur einfach zu besichtigen und

einen Spaziergang in dessen Umgebung zu machen wünschten. Nach einigen weiteren Fragen und Antworten wurde die Erlaubnis dazu erteilt.

Der Häuptling gibt über das Erscheinen der Touristen weder Freude noch Mißvergnügen zu erkennen, und auf ein Zeichen von ihm ziehen sich die Eingeborenen in ihre Strohütten zurück.

»Alles in allem scheinen die Leute hier nicht so bösertiger Natur zu sein«, bemerkt Pinchinat.

»Das ist aber doch kein Grund, irgendeine Unklugheit zu begehen«, antwortet Frascolin.

Eine Stunde lang bummeln die Künstler durchs Dorf, ohne im geringsten belästigt zu werden. Der Häuptling im blauen Rock hat sich wieder in seine Hütte begeben, und die Eingeborenen läßt die ganze Sache offenbar ganz gleichgültig.

Nachdem sie durch die Dorfstraßen von Tampoo spaziert sind, in denen sich keine Strohütte öffnet, um sie gastlich zu empfangen, begeben sich Sebastian Zorn, Yvernes, Pinchinat, Frascolin und der Lotse nach nahe gelegenen Tempelruinen, einer Art Eulennestern unfern eines Hauses, in dem der Zauberer der Ortschaft wohnt.

An seine Tür gelehnt, wirft ihnen dieser Zauberer einen keineswegs ermutigenden Blick zu, und seine Bewegungen scheinen anzudeuten, daß er ihnen ein schlimmes Geschick wünschen möchte.

Frascolin sucht sich mit Hilfe des Lotsen mit dem Wundermann in Verbindung zu setzen. Da nimmt dieser aber einen so abstoßenden Gesichtsausdruck und eine so drohende Haltung an, daß man jede Hoffnung aufgeben muß, diesem fidschischen Stacheligel ein Wort zu entlocken.

Inzwischen hat sich Pinchinat trotz an ihn ergangener Warnungen etwas entfernt und begibt sich in ein dichtes Bananengehölz, das sich einem Hügelabhang hinaufzieht.

Als dann Sebastian Zorn, Yvernes und Frascolin, entmutigt durch den grollenden Zauberer, sich anschicken, Tampoo zu verlassen, vermissen sie plötzlich ihren Kameraden.

Nun ist es aber schon Zeit geworden, zum Boot zurückzukehren. Bald muß die Ebbe einsetzen, und die wenigen Stunden, die sie anhält, sind nicht zuviel, um den Lauf der Rewa hinabzufahren.

Beunruhigt durch die Abwesenheit Pinchinats ruft Frascolin ihn mit lauter Stimme.

Sein Ruf bleibt ohne Antwort.

»Wo ist er denn?« fragt Sebastian Zorn.

»Ja . . . ich weiß es nicht . . .«, antwortet Yvernes.

»Hat einer von Ihnen Ihren Freund weggehen sehen?« erkundigt sich der Lotse.

Nein, keiner hat das gesehen.

»Er wird wohl vom Dorf aus auf einem Fußweg zum Boot zurückgekehrt sein«, meint Frascolin.

»Daran hätte er unrecht getan«, antwortet der Lotse, »doch gehen wir ihm nach, ohne Zeit zu verlieren!«

Schwer geängstigt brechen alle auf. Der Pinchinat macht immer solche Streiche, und die Wildheit der Eingeborenen, die jeder Zivilisation hartnäckigen Widerstand leisteten, als nur eingebildet zu betrachten, kann ihn den schlimmsten Gefahren aussetzen.

Auf dem Weg durch Tampoo bemerkt der Lotse mit einiger Besorgnis, daß kein einziger Bewohner mehr zu sehen ist. Alle Türen der Strohütten sind geschlossen, auch vor der des Häuptlings ist kein Eingeborener mehr zu entdecken. Die mit der Zubereitung von Kurkuma beschäftigten Frauen sind ebenfalls verschwunden. Das Dorf scheint seit einer Stunde völlig verlassen zu sein.

Die kleine Gesellschaft beschleunigt ihren Schritt. Wiederholt, doch vergeblich ruft man nach dem Verschwundenen. Sollte er doch nicht nach der Uferstelle, wo das Boot festgelegt war, zurückgekehrt sein? Oder läge die unter der Aufsicht des Maschinisten und der beiden Matrosen zurückgelassene Schaluppe gar nicht mehr da?

Noch sind einige hundert Schritte zurückzulegen. Alle beeilen sich nach Kräften, und aus dem Waldessaum hervortretend, sehen sie das Boot mit seinen drei Wächtern.

»Unser Kamerad?« ruft Frascolin fragend.

»Nun, kommt er nicht mit Ihnen?« antwortet der Maschinist.

»Nein . . . seit einer halben Stunde . . .«

»Hat er sich denn nicht hier eingestellt?« fragt Yvernes dazwischen.

»Nein!«

Was mag aus dem Unvorsichtigen geworden sein? Der Lotse verhehlt nicht seine schlimmsten Befürchtungen.

»Wir müssen ins Dorf zurück«, erklärt Sebastian Zorn. »Wir dürfen Pinchinat nicht verlassen . . .«

Die Schaluppe bleibt nun unter der Obhut nur des einen der Matrosen, obgleich es vielleicht gefährlich ist, so zu verfahren. Es scheint aber ratsamer, in Tampoo diesmal in größerer Anzahl und gut bewaffnet aufzutreten. Und wenn alle Strohhütten durchsucht werden müßten, das Dorf sollte nicht verlassen und nach Standard Island nicht zurückgekehrt werden, ehe Pinchinat nicht wiedergefunden war.

Jetzt geht es noch einmal nach Tampoo hin. Im Dorf und dessen Umgebung herrscht dieselbe Einsamkeit. Wohin mag sich die Bevölkerung wohl begeben haben? Auf den Straßen ist es totenstill und die Hütten stehen leer.

Ein Zweifel kann nun gar nicht mehr aufkommen. Pinchinat ist in den Bananenwald eingedrungen, dort ergriffen und wer weiß wohin geschleppt worden. Das Los, das bei den Kannibalen, über die er immer spöttelte, seiner harrt, kann man sich leicht genug vorstellen. Nachforschungen in der Umgebung von Tampoo führten voraussichtlich zu keinem Erfolg. In der so waldreichen Gegend und im Busch, in dem sich doch nur die Insulaner zu recht fanden, waren etwaige Fußspuren nicht zu erkennen. Dazu lag noch die Befürchtung nah, daß jene versuchen könnten, sich der Schaluppe zu bemächtigen, und wenn dieses Unglück eintrat, dann war alle Hoffnung auf eine Rettung Pinchinats verloren und obendrein das Leben seiner Kameraden in Frage gestellt.

Frascolins, Yvernes und Sebastian Zorns Verzweiflung läßt sich mit Worten gar nicht schildern. Was war zu tun? Der Lotse und der Maschinist wissen in keiner Weise zu helfen.

Da sagt Frascolin, der sich sein kaltes Blut bewahrt hat:

»Laßt uns nach Standard Island zurückkehren!«

»Ohne unsern Kameraden?« ruft Yvernes.

»Brächtest du das übers Herz?« fügt Sebastian Zorn hinzu.

»Ich sehe keinen andern Ausweg«, antwortet Frascaolin. »Wir müssen dem Gouverneur von Standard Island von dem Vorfall Mitteilung machen ... die Behörden von Viti-Levu müssen zum schnellsten Einschreiten veranlaßt werden ...«

»Ja, ja, brechen wir auf«, stimmt ihm der Lotse zu, »und um den Ebbestrom zu nutzen, dürfen wir keine Minute länger zögern!«

»Das ist das einzige Mittel, Pinchinat zu retten«, ruft Frascaolin, »wenn ... wenn es dazu nicht gar schon zu spät ist!«

In der Tat, das war das einzige Mittel.

Alle verlassen Tampoo mit der Besorgnis, das Boot an seiner Stelle nicht mehr vorzufinden. Vergeblich wird der Name Pinchinats wiederholt ausgerufen. Bei größerer Aufmerksamkeit hätten der Lotse und seine Begleiter hinter Gebüschchen aber einzelne der wilden Fidschi-Insulaner bemerken können, die ihre Abfahrt beobachten.

Das Boot selbst war nicht belästigt worden. Der Matrose hat keine Seele an den Ufern der Rewa herumschweifen sehen.

Mit ängstlich bedrücktem Herzen entschließen sich Sebastian Zorn, Yvernes und Frascaolin, in dem Fahrzeug Platz zu nehmen ... Sie zögern ... rufen noch einmal ... Vergeblich; es ist notwendig, abzufahren, hat Frascaolin erklärt, und er hatte recht damit, es bleibt das einzige, was zu tun ist.

Der Maschinist setzt die Dynamos in Tätigkeit, und vom Ebbestrom unterstützt, gleitet die Schaluppe mit größter Geschwindigkeit die Rewa hinab.

Um 6 Uhr wird die Westspitze des Deltas umschifft, eine halbe Stunde später trifft man im Steuerbordhafen ein.

Binnen einer Viertelstunde haben Frascaolin und seine beiden Kameraden unter Benützung eines Tramwagens das Rathaus von Milliard City erreicht.

Cyrus Bikerstaff begibt sich, sobald er von dem Geschehenen Kenntnis genommen hatte, sofort nach Suva und ersucht den Generalgouverneur des Archipels um eine Besprechung, die ihm ohne Zögern bewilligt wird.

Als der Vertreter der Königin erfährt, was sich in Tampoo zutragen hat, verhehlt er nicht, daß es sich um einen ernsten Fall handelt. Jener Franzose in den Händen eines Stammes im Innern der Insel, der sich jeder Botmäßigkeit entzieht . . .

»Leider können wir in der Sache vor morgen gar nichts tun«, fügt er hinzu, »gegen die Ebbe in der Rewa vermöchten unsere Boote gar nicht anzukommen. Übrigens ist es unumgänglich notwendig, in Tampoo gleich mit größerer Macht aufzutreten, und am sichersten wäre es vielleicht, unmittelbar durch den Wald vorzudringen . . .«

»Gleichviel«, antwortet Cyrus Bikerstaff, »doch nicht morgen, sondern heute, sofort muß dahin aufgebrochen werden!«

»Dazu steht mir die nötige Mannschaft nicht schnell genug zur Verfügung«, erwidert der Gouverneur.

»Die haben wir zur Hand, mein Herr!« erklärt Cyrus Bikerstaff. »Veranlassen Sie nur, daß sich Ihre Milizsoldaten unseren Leuten anschließen, und unter der Führung eines Ihrer Offiziere, die das Land jedenfalls genau kennen . . .«

»Verzeihen Sie, mein Herr«, unterbricht ihn Seine Exzellenz trockenen Tons, »ich bin nicht gewöhnt, daß man mir . . .«

»Verzeihen Sie auch mir«, fällt ihm Cyrus Bikerstaff ins Wort, »ich sage Ihnen aber, daß, wenn Sie nicht augenblicklich vorgehen, wenn unser Freund, unser Gast nicht heil und gesund zurückkehrt, die Verantwortung dafür auf Sie fällt und . . .«

»Und?« fragt der Gouverneur hochmütig.

»Die Batterien Standard Islands werden Suva, Ihre Hauptstadt, mit allen fremden Besitzungen, gleichviel, ob das englische oder deutsche sind, in Grund und Boden schießen!«

Dieses Ultimatum läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und es gilt nur, sich ihm zu fügen. Die wenigen Kanonen der Insel vermöchten gegen die Batterien von Standard Island doch nichts auszurichten. Der Gouverneur gibt also klein bei, es wäre

aber gewiß lobenswerter gewesen, wenn er sich, schon aus Rücksichten der Menschlichkeit, gleich von Anfang an gegen das Ansinnen Bikerstaffs nicht ablehnend verhalten hätte.

Eine halbe Stunde später landen hundert Mann, Seeleute und Milizen, in Suva unter dem Befehl von Kommodore Simcoe, der die Operation persönlich zu leiten wünschte. Der Oberintendant, Sebastian Zorn, Yvernes und Frascolin befinden sich an seiner Seite. Eine Abteilung Gendarmerie von Viti-Levu schließt sich ihnen an.

Unter Führung des Lotsen, der die schwer zugänglichen Teile des Inselinnern genau kennt, dringt man gleich von Anfang an durch den halben Urwald vor, um schnellen Schrittes und auf kürzestem Weg Tampoo so bald wie möglich zu erreichen.

Es macht sich nicht nötig, bis zum Dorf selbst zu marschieren. Eine Stunde nach Mitternacht erhält die Kolonne Befehl, zu halten.

Aus der Tiefe eines fast undurchdringlichen Dickichts leuchtet ein Feuerschein auf. Hier haben sich offenbar die Bewohner von Tampoo versammelt, denn ihr Dorf liegt nur eine halbe Wegstunde weiter im Osten.

Kommodore Simcoe, der Lotse, Calistus Munbar und die drei Pariser dringen noch etwas weiter vor.

Nach kaum 100 Schritten bleiben sie unbeweglich stehen.

Vor einem hellodernden Feuer und umgeben von einer lärmenden Menge von Männern und Frauen, sehen sie Pinchinat halbnackt an einen Baum gebunden, schon schreitet der Häuptling des Stammes mit erhobener Keule auf ihn zu . . .

»Vorwärts . . . vorwärts!« kommandiert Simcoe seine Leute.

Die Eingeborenen, die sich urplötzlich dem Gewehrfeuer und furchtbaren Kolbenschlägen ausgesetzt sehen, erstarren vor Schreck. In einem Augenblick ist der Platz geleert und die ganze Bande im Walde verstreut.

Von dem Baum losgebunden, fällt Pinchinat seinem Freunde Frascolin in die Arme.

Wer vermöchte sie zu malen, die Freude dieser Künstler, dieser Brüder – in die sich freilich einige Tränen und auch wohlverdiente Vorwürfe mischen.

»Aber, Unglückseliger«, sagt der Violoncellist, »was ist dir nur eingefallen, dich allein zu entfernen?«

»Unglücklich, so viel es dir beliebt, alter Freund«, antwortet Pinchinat, »doch stürm nicht auf einen Bratschisten ein, der, so wie ich, in dieser Minute so mangelhaft bekleidet ist. Gebt mir meine Sachen her, damit ich mich in geziemender Form sehen lassen kann!«

Seine Kleidungsstücke finden sich am Fuß eines Baums wieder, und er nimmt sie so ruhig in Empfang, als ob gar nichts geschehen wäre. Erst als er dann »repräsentabel« ist, drückt er Kommodore Simcoe und dem Oberintendanten die Hände.

»Nun«, beginnt Calistus Munbar, »wie steht's? Werden Sie nun an den Kannibalismus der Fidschi-Insulaner glauben gelernt haben?«

»O, es ist nicht allzu schlimm mit den Kerlen«, antwortet Seine Hoheit, »ich habe ja noch alle Arme und Beine beisammen!«

»Immer derselbe verteufelte Fantast!« ruft Frascolin.

»Und wißt ihr, was mich in meiner Lage als ein menschliches Stück Wild, das eben an die Keule geliefert werden sollte, am meisten genierte?«

»Ich lasse mich aufknüpfen, wenn ich das weiß!« erwidert Yvernes.

»Nun, nicht etwa das, daß ich von den Eingeborenen mit Haut und Haar verzehrt werde, nein, daß mich ein ganz bekleideter Kerl auffressen sollte ... so ein Bursche in blauem Rock mit goldenen Knöpfen ... mit einem Regenschirm unterm Arm ... ein richtiger britischer Affe!«

## 10. KAPITEL

### *Wechsel der Besitzer*

Die Abfahrt von Standard Island war auf den 2. Februar festgesetzt. Am Tag vorher kehrten alle Touristen von ihren Ausflügen

nach *Milliard City* zurück. Die Affäre Pinchinats hatte ungeheures Aufsehen erregt. Das ganze Juwel des Stillen Ozeans überbot sich in Teilnahmsbezeugungen für Seine Hoheit, denn das Konzert-Quartett hatte sich die Liebe und Achtung aller Bewohner erworben. Der Rat der Notabeln billigte vollkommen das energische Vorgehen Cyrus Bikerstaffs. Die Journale brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Pinchinat war der Held des Tages geworden. Man sieht gewiß nur selten einen Bratschisten, der seine Laufbahn im Magen eines Fidschi-Insulaners hatte beschließen sollen! ... Jetzt gibt er freilich zu, daß die Einwohner von Viti-Levu ihre Gier nach Menschenfleisch noch nicht vollständig aufgegeben haben. Kann man ihnen glauben, so ist dessen Geschmack ganz vorzüglich, und Pinchinat sah ihnen gewiß sehr appetitlich aus. Standard Island fährt mit dem Morgenrot ab und schlägt nun die Richtung nach den Neuen Hebriden ein, wobei sie um 10 Grad, oder an die 200 Lieue, weiter nach Westen vordringen muß. Das läßt sich aber nicht umgehen, da Kapitän Sarol und dessen Leute auf den Neuen Hebriden an Land gesetzt werden sollen. Man hat sich darüber keineswegs zu beklagen. Alle fühlen sich beglückt, den wackeren Leuten, die sich bei der Bekämpfung der Raubtiere so hervorgetan haben, diesen Dienst erweisen zu können. Und auch sie selbst scheinen höchst befriedigt, nach langer Abwesenheit auf so bequeme Weise wieder nach ihrer Heimat zu gelangen. Daneben bietet sich hierdurch Gelegenheit zum Besuch einer Inselgruppe, die den Milliardenesern noch nicht bekannt war.

Die Fahrt geht mit der geplanten Langsamkeit vor sich. In dem Meeresteil zwischen den Fidschis und den Neuen Hebriden, und zwar unter 170° 35' westlicher Länge und 19° 13' südlicher Breite, soll der im Auftrag der Familien Tankerdon und Coverley von Marseille expedierte Dampfer mit Standard Island zusammentreffen.

Natürlich beschäftigt sich jetzt alle Welt mehr denn je mit der bevorstehenden Vermählung von Walter Tankerdon und Miss Dy. Wer hätte auch an andere Dinge denken sollen? Calistus Munbar hat keine Minute mehr für sich. Er brütet Tag und Nacht über den

Vorbereitungen zu einem Fest, das in den Annalen der Propellerinsel nicht seinesgleichen finden soll. Wenn er dabei zum Skelett abmagerte, würde sich kein Mensch darüber wundern.

Standard Island bewegt sich nur mit einer mittleren Geschwindigkeit von 20 bis 25 Kilometern in 24 Stunden weiter. Immer gleitet sie in Sicht von Viti hin, dessen prächtige Ufer mit üppigen, dunkelgrünen Wäldern geschmückt sind. 3 volle Tag braucht man für die Strecke zwischen der Insel Wanara und der Insel Ronde. Die Durchfahrt, die auf den Karten den Namen der letzteren trägt, bietet dem Juwel des Stillen Ozeans einen breiten Wasserweg, in den dieses sanft hineingleitet. Zahlreiche Wale, durch sein Erscheinen erschreckt und verwirrt, stoßen mit dem Kopf an seinen stählernen Rumpf, der unter diesen Schlägen erzittert. Der Unterbau der künstlichen Insel ist aber fest genug, um auch von einem solchen Anprall keinen Schaden zu leiden.

Am Nachmittag des 6. verschwinden auch die letzten Höhen von Fidschi unter dem Horizont. Hiermit verläßt Kommodore Simcoe Polynesien und überschreitet die Grenze nach Melanesien.

Während der 3 folgenden Tage bewegt sich Standard Island immer weiter nach Westen und berührt dabei den 19. Grad südlicher Breite. Am 10. Februar befindet sie sich genau an der Stelle, wo sich der von Europa erwartete Dampfer bei ihr einstellen soll. Der auf den Wandkarten von *Milliard City* bezeichnete Punkt ist allen Bewohnern bekannt. Die Wachen auf dem Observatorium sind in unausgesetzter Tätigkeit. Hunderte von Fernrohre suchen den Horizont ab, und sobald das Schiff gemeldet sein wird . . . die ganze Bevölkerung schwebt in gespannter Erwartung. Es ist ja das Vorspiel zu dem vom Publikum längst ersehnten Stück, das mit der Heirat Walter Tankerdons und Miss Dy Coverleys enden sollte.

Standard Island muß nun also ruhig liegenbleiben und hat sich nur gegen die in diesen engen Meeresteilen sehr fühlbaren Strömungen zu halten. Kommodore Simcoe erteilt die entsprechenden Befehle und seine Offiziere überwachen ihre Ausführung.

»Die Lage ist jetzt entschieden hochinteressant!« sagt an diesem Tag Yvernes.

Es war während der 2 Stunden des far niente, die seine Kameraden und er sich nach dem zweiten Frühstück zu gönnen pflegten.

»Ja«, antwortet Frascolin, »und wir haben gewiß keine Ursache, diese Reise an Bord von Standard Island zu bedauern ... was unser Freund Sebastian Zorn auch dazu sagen mag ... «

»Mit seinen ewigen Lamentationen in Moll mit 10 B!« setzt der unverbesserliche Pinchinat hinzu.

»Freilich ... und vor allem, wenn diese Fahrt ihr Ende erreicht«, erwidert der Violoncellist, »und wenn wir das Honorar für das letzte Vierteljahr in der Tasche haben ... «

»O«, unterbricht ihn Yvernes, »drei hat uns die Company seit der Abfahrt schon richtig ausgezahlt, und ich billige es gern, daß Frascolin, unser trefflicher Kassierer, die ganze Summe in der Bank von New York hinterlegt hat!«

Der »treffliche Kassierer« hat es in der Tat für geraten gehalten, jenes Geld durch Vermittlung der Bankiers von *Milliard City* in einer der zuverlässigsten Banken der Union zu deponieren. Das geschah nicht aus Mißtrauen, sondern einzig, weil ihm eine Bank auf festem Land doch mehr Sicherheit zu bieten schien, als ein schwimmender Panzerschrank über einem Meer von gelegentlich 5- bis 6.000 Meter Tiefe, wie sie im Stillen Ozean ziemlich häufig vorkommt.

Im Laufe dieses Gesprächs, bei dem sich die Freunde an dem Wohlgeruch ihrer Zigarren und Pfeifen ergötzten, machte Yvernes auch noch folgende Bemerkung:

»Die Hochzeitsfeierlichkeiten, liebe Freunde, versprechen wahrhaft glänzend zu werden. Unser Oberintendant spart weder Fantasie noch Mühe, das liegt auf der Hand. Es wird einen wahren Dollarregen geben, und ich zweifle gar nicht daran, daß die Springbrunnen von *Milliard City* dazu nur die feinsten Weine auswerfen werden. Wißt ihr aber, was bei der ganzen Geschichte doch noch fehlt?«

»Vielleicht ein Wasserfall aus flüssigem Gold, der über diamantene Felsen herunterschützt!« ruft Pinchinat.

»Nein«, antwortet Yvernes, »aber eine Kantate . . .«

»Eine Kantate?« wiederholt Frascolin.

»Ja, gewiß«, sagt Yvernes. »Es wird wohl Musik gemacht werden, und wir spielen ja wohl auch die für die Gelegenheit passendsten Stücke aus unserem Repertoire . . . wenn es aber an einer Kantate fehlt, dem Hochzeitsgesang, dem Epithalamium zu Ehren der Neuvermählten . . .«

»Warum soll das fehlen!« sagt Frascolin. »Wenn du dich der Mühe unterziehen willst, ›Herz‹ auf ›Schmerz‹ und ›Liebe‹ auf ›Triebe‹ zu reimen und daraus ein Dutzend Verse von ungleicher Länge zu schmieden, so wird Sebastian Zorn, der sich als Komponist ja schon ausgezeichnet hat, nichts mehr wünschen, als deinen poetischen Erguß in Musik zu setzen . . .«

»Eine ausgezeichnete Idee!« ruft Pinchinat begeistert. »Das ist doch Wasser auf deine Mühle, alter Brummbär! Etwas in recht hochzeitlichem Genre mit einer Menge Spiccato, Allegro, Molte agitato, und einer rührenden Koda . . . Die Note zu 5 Dollar.«

»Nein . . . diesmal ohne Honorar«, erklärt Frascolin. »Das soll ein Obolus sein, den das Konzert-Quartett den Nabobs von Standard Island darbringt.«

Der Violoncellist erklärt sich nach einigem Zureden bereit, den Eingebungen der Göttin der Musik zu folgen, wenn die Göttin der Poesie das Herz Yvernes mit den ihrigen erfüllt.«

Aus dieser edlen Gemeinschaft sollte also die Kantate der Kantaten – ein Seitenstück zu dem »Gesang der Gesänge« – zu Ehren der Tankerdons und der Coverleys hervorgehen.

Am Nachmittag des 10. verbreitet sich das Gerücht, daß von Nordosten her ein großer Dampfer in Sicht sei. Seine Nationalität ist nicht zu erkennen, da er noch etwa 10 Meilen entfernt ist und es auf dem Meer bereits etwas dunstig zu werden beginnt.

Der Dampfer ist in voller Fahrt, und allem Anschein nach hält er auf Standard Island zu. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er aber erst mit dem Sonnenaufgang des nächsten Tages landen.

Diese Nachricht bringt eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Alle weibliche Fantasie schwelgt schon in dem Gedanken an die Schmucksachen, die Modeartikel und Kunstgegenstände, die dieses in einen 5- bis 600-PS-Mitgiftschrank verwandelte Fahrzeug bringen soll.

Es war kein Irrtum, das Schiff ist nach Standard Island bestimmt. Früh am Morgen ist es um den Pier des Steuerbordhafens herumgekommen und zeigt jetzt an seinem Mast die Flagge der Standard Island Company.

Plötzlich verbreitet sich eine weitere Nachricht, die die Telefone von *Milliard City* bekanntgeben: die Flagge jenes Dampfers ist halbmast gehisst.

Was mag geschehen sein? Ein Unglück ... ein Todesfall an Bord? Das wäre ein schlimmes Vorzeichen für die Eheschließung, die die Zukunft Standard Islands sichern soll.

Nein, die Sache liegt anders. Das betreffende Schiff ist gar nicht das erwartete und kommt auch nicht aus Europa, sondern vom amerikanischen Ufer, aus der Madeleinebai. Der Dampfer, der die Ausstattung bringen soll, hat ja noch Zeit. Die Hochzeit ist auf den 27. Februar festgesetzt und heute schreibt man erst den 11.; da liegt also noch eine ziemliche Frist dazwischen.

Was will jenes Schiff aber dann? ... Welche Nachrichten bringt es? ... Warum die Flagge auf Halbmast? Warum hat es die Direktion der Gesellschaft bis nach den Neuen Hebriden hinausgesandt, um Standard Island hier aufzusuchen?

Sollten die Milliardeneser eine dringliche Mitteilung erhalten, die von ausnehmend schwerwiegender Bedeutung war?

Darüber sollte man bald genug Aufschluß erhalten. Kaum hat der Dampfer am Kai festgelegt, als ein Passagier an Land springt.

Es ist einer der Hauptagenten der Gesellschaft, der aber auf alle Fragen der zahlreich am Kai des Steuerbordhafens zusammengeströmten Neugierigen keine Antwort gibt.

Ein Tramwagen soll eben abgehen; und ohne einen Augenblick zu verlieren, nimmt der Agent darin Platz.

10 Minuten später vor dem Rathaus angelangt, läßt er den Gouverneur um eine Audienz »in höchst dringlicher Angelegenheit« ersuchen, und diese wird ihm sofort bewilligt.

Cyrus Bikerstaff empfängt den Agenten in seinem Kabinett, dessen Tür geschlossen wird.

Noch ist keine Viertelstunde verflossen, da sind schon alle dreißig Mitglieder des Notabelnrats telegrafisch benachrichtigt, sich schleunigst im Sitzungssaal einzufinden.

Dazwischen durchschwirren die Stadt die unglaublichsten Gerüchte, und die Befürchtungen, die der Neugier folgen, erreichen den höchsten Grad.

20 Minuten vor 8 ist der Rat unter dem Vorsitz des Gouverneurs und seiner zwei Adjunkten zusammengetreten. Hier gibt der Agent folgende Erklärung ab:

»Am 23. Januar hat die Standard Island Company Limited ihren Konkurs anzeigen müssen, und Mr. William T. Pomeroy ist zum Liquidator ernannt worden, mit der Vollmacht, die Interessen der genannten Gesellschaft nach besten Kräften zu vertreten.«

William T. Pomeroy, dem dieser Auftrag zuteil wurde, war der Agent selbst.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Nachricht, doch ohne die Wirkung hervorzubringen, an der es ihr in Europa gewiß nicht gefehlt hätte. Sehr erklärlich! Standard Island ist ja ein »losgerissenes Stück der Vereinigten Staaten von Amerika«, wie Pinchinat sagt. Ein Bankrott ist aber nicht dazu angetan, Amerikaner in Staunen zu versetzen, und wenn er auch ganz unerwartet kommt. Für sie bildet das eine ganz natürliche Entwicklungsstufe eines Geschäftes, ein Vorkommnis, das man hinnehmen muß und widerspruchslos hinnimmt. Die Milliardeseer betrachten die Sache auch mit dem gewohnten Phlegma. Die Company ist zusammengebrochen . . . na gut. So etwas kann den ehrenwertesten finanziellen Vereinigungen passieren. Ob ihre Passiva wohl sehr beträchtlich sind? . . . Allerdings; die vom Liquidator aufgemachte Bilanz zeigt, daß sie 500 Millionen Dollar, das sind 2 Milliarden 500 Millionen Franc, betragen . . . Was ist nun an dem Zusammenbruch

schuld? ... O, weiter nichts als Spekulationen – mag man sie unsinnig nennen, weil sie fehlgeschlagen sind – die doch den erhofften Erfolg haben konnten ... Ein Vorhaben in größtem Maßstab, die Gründung einer ganz neuen Stadt auf dem Gebiet von Arkansas, die infolge einer geologischen Senkung, die niemand voraussehen konnte, versunken ist. Jedenfalls ist das kein Fehler der Gesellschaft selbst, und wenn große Landstrecken sinken, ist es nicht zu verwundern, daß auch die Aktionäre dabei mitversinken. So festgefügt Europa erscheint, kann sich dort doch alle Tage etwas ganz Ähnliches ereignen. Standard Island freilich hat nichts dergleichen zu befürchten, und das beweist gewiß schlagend ihre Überlegenheit über die Festländer oder die Inseln der Erde.

Jetzt gilt es, entschlossen zu handeln. Die Aktiva der Gesellschaft bestehen zur Zeit aus dem Wert der Propellerinsel, ihrem Rumpf selbst, den Werkstätten und Anlagen, den Hotels, Häusern, dem Feld und der Flottille – kurz aus allem, was das schwimmende Bauwerk des Ingenieurs William Terson trägt, und allem, was damit zusammenhängt; unter anderem also die gesamten Baulichkeiten an der Madeleinebai. Erscheint daraufhin die Gründung einer neuen Gesellschaft angezeigt, die das Ganze in Bausch und Bogen nach festem Preis oder durch Versteigerung ersteht? ... Gewiß ... damit ist gar nicht zu zögern, und der Erlös aus diesem Verkauf wird zur Begleichung der Schulden der Company Verwendung finden. Ist es aber behufs Gründung dieser neuen Gesellschaft notwendig, auf fremdes Kapital zurückzugreifen? Sind die Milliardeseer nicht reich genug, sich Standard Island aus eigener Tasche zu bezahlen? Es scheint ja vorteilhafter, daß die einfachen Mieter des Juwels des Stillen Ozeans ihr Eigentümer werden, und ihre eigene Verwaltung dürfte mit der der verkrachten Gesellschaft doch wohl mindestens gleichwertig sein.

Wie viele Milliarden sich im Portefeuille der Mitglieder des Notabelnrats befinden, ist ja ziemlich bekannt. Diese Herrn sind daher der Ansicht, daß Standard Island unverzüglich gekauft werden müsse. Zum Abschluß der notwendigen Verhandlungen ist der Liquidator ermächtigt. Wenn die Company überhaupt Aussicht hat, die zur Liquidation erforderlichen Summen in kurzer

Zeit zu beschaffen, kann sie diese nur in den Taschen der Notabeln von Milliard City suchen, von denen verschiedene schon heute zu den stärksten Aktionären zählen. Jetzt, wo die Rivalität zwischen den beiden ersten Familien und den beiden Stadthälften nicht mehr besteht, macht die Sache sich voraussichtlich ganz allein. Die Angelsachsen der Vereinigten Staaten pflegen nichts auf die lange Bank zu schieben. Das erforderliche Kapital wird gleich im Laufe der Sitzung gezeichnet. Die Ansicht des Notabelnrats geht dahin, von einer öffentlichen Subskription ganz abzusehen. Jem Tankerdon, Nat Coverley und einige andere beteiligen sich mit 400 Millionen Dollar. Über den Preis wird gar nicht groß verhandelt. Hier heißt es, ihn annehmen oder die Hand davon zu lassen . . . und der Liquidator greift zu.

Der Rat war um 8 Uhr 13 im Saal des Rathauses zusammengetreten. Bei seinem Auseinandergehen um 9 Uhr 47 ist das Eigentumsrecht an Standard Island in die Hand der allersteinreichsten Milliardeser und einiger ihrer Freunde übergegangen und die bisherige Firma in ›Jem Tankerdon, Nat Coverley & Co.‹ umgeändert.

Sowie die Nachricht vom Zusammenbruch der Company unter der Bevölkerung der Propellerinsel keinerlei Beunruhigung erzeugte, so geht auch die von der Erwerbung durch die ersten Notabeln ziemlich spurlos an jenen vorüber. Man findet die Sache ganz natürlich, und wären für die Transaktion noch größere Summen nötig gewesen, dann wären diese im Handumdrehen beschafft worden. Den Milliardesern gewährt es eine innerliche Befriedigung, von nun an im eigenen Haus zu sitzen und nicht mehr von einer fremden Gesellschaft abzuhängen. Das Juwel des Stillen Ozeans unterläßt es daher nicht, unter Vertretung aller Klassen der Bewohner, der Beamten, Agenten, Angestellten, der Offiziere, Milizen und Seeleute, den beiden Familienoberhäuptern, die sich um das Interesse der Allgemeinheit so wohlverdient gemacht haben, seinen Dank auszusprechen.

Eines Tages wurde im Park ein Meeting veranstaltet und ein dahinzielender Antrag eingebracht, der einstimmig mit einer dreifachen Salve von Hips und Hurras begrüßt wurde. Sofort ernannte man dann einige Delegierte und entsandte zwei Deputationen nach den Hotels der Coverleys und Tankerdons.

Diese finden den zuvorkommendsten Empfang und nehmen die Versicherung mit zurück, daß in der Verwaltung und der Lebensweise Standard Islands keinerlei Veränderung eintreten solle. Die jetzigen Verwaltungsorgane sollten bestehenbleiben wie vorher und alle Beamten ihre Plätze, alle Angestellten ihre bisherige Beschäftigung behalten.

Wie hätte es auch anders sein können?

Es folgt hieraus also, daß Kommodore Ethel Simcoe die maritimen Angelegenheiten weiter in der Hand behält und den Kurs sowie die Schnelligkeit der Fortbewegung Standard Islands, entsprechend der im Rat der Notabeln festgestellten Reiseroute, nach wie vor regelt. Dasselbe gilt für das Kommando der Milizen, das Colonel Stewart beibehält. Ebenso tritt in der Verwaltung des Observatoriums keine Veränderung ein und der König von Malecarlien sieht seine Stellung nicht bedroht. Kurz, niemand wechselt den bisher eingenommenen Platz, weder in den Häfen, noch in den Elektrizitätswerken oder in der städtischen Verwaltung. Man enthebt nicht einmal Athanase Dorémus seiner ziemlich unnützen Funktion, obwohl sich nach wie vor kaum Zöglinge für seinen Tanz- und Anstandsunterricht finden.

Selbstverständlich bleibt es auch bezüglich der Verabredungen mit dem Konzert-Quartett beim alten, und es wird bis zur Beendigung der Reise das ungeheure Honorar beziehen, das ihm von Anfang an zugesichert war.

»Es sind und bleiben doch außerordentliche Leute!« sagt Frascolin, als er hört, daß alles zur allgemeinen Zufriedenheit geregelt ist.

»Das liegt daran, daß bei ihnen der Säckel niemals leer wird«, antwortet Pinchinat.

»Vielleicht hätten wir diesen Wechsel der Besitzer benützen können, um unsern Kontrakt zu kündigen«, bemerkt Sebastian

Zorn, der seine sinnlose Voreingenommenheit gegen Standard Island niemals zu unterdrücken vermag.

»Kündigen?« ruft Seine Hoheit. »Untersteh dich nur, einen Versuch dazu zu machen!«

Und während die Finger seiner linken Hand sich öffnen und schließen, als arbeite er damit auf der vierten Saite herum, bedroht er den Violoncellisten mit einer freundschaftlichen Ohrfeige, die mit der Geschwindigkeit von  $8\frac{1}{2}$  Metern pro Sekunde auf diesen zuzufiegen scheint.

Eine einzige Veränderung muß aber doch eintreten, und zwar in der Stellung des Gouverneurs. Cyrus Bikerstaff, der unmittelbare Vertreter der Standard Island Company, glaubt auf seine Funktionen als solcher verzichten zu müssen, was bei der derzeitigen Sachlage ja logisch erscheint. Daraufhin wird dann auch seine Entlassung, doch in einer für den Gouverneur höchst schmeichelhaften Weise, verfügt. Was seine beiden Adjunkten, Barthelemy Rudge und Hubley Harcourt angeht, die als stark beteiligte Aktionäre durch den Bankrott der Gesellschaft fast ruiniert sind, so haben diese die Absicht, die Propellerinsel mit einem der nächsten abgehenden Dampfer zu verlassen.

Cyrus Bikerstaff erklärt sich übrigens bereit, bis zum Abschluß der Fahrt an der Spitze der städtischen Verwaltung zu bleiben.

Die wichtige finanzielle Veränderung, der Besitzwechsel bezüglich Standard Islands, hat sich also ohne Schwierigkeit, ohne Störung oder hinderliche Rivalität vollzogen. Das alles ging so schnell, daß sich der Liquidator noch am selben Tag wieder einschiffen und die Unterschriften der Erwerber neben der Garantie des Notabelnrats fix und fertig mitnehmen konnte.

Was die so einflußreiche Persönlichkeit angeht, die den Namen Calistus Munbar, Oberintendant der schönen Künste und der Unterhaltungen Standard Islands führt, so wird diese in allen Ämtern und Würden einfach bestätigt, und man hätte auch wirklich keinen geeigneteren Nachfolger für den schier unersetzlichen Mann finden können.

»Nun ist ja alles bestens geregelt«, bemerkt Frascalín, »die Zukunft Standard Islands ist gesichert und nichts mehr zu fürchten.«

»Das werden wir ja sehen«, brummt der starrsinnige Violoncellist.

Unter diesen Verhältnissen soll nun die Verheiratung Walter Tankerdons mit Miss Dy stattfinden. Die beiden Familien werden durch pekuniäre Interessen verbunden sein, die, in Amerika wie anderswo, die festesten Bande zu bilden pflegen. Welche versprechende Aussichten für die Bürger von Standard Island! Seitdem sie den reichsten Milliardeseern gehört, scheint sie eher noch unabhängiger, noch mehr als früher Herrscherin ihres eigenen Geschicks zu sein; sie hat die Fessel gesprengt, die sie bisher noch mit der Madeleinebai verknüpfte.

Jetzt wenden sich alle Gedanken dem bevorstehenden Fest zu.

Sollen wir erst die Freude der beteiligten Parteien hervorheben, auszudrücken versuchen, was sich nicht mit Worten sagen läßt, das Glück malen, das sie verheißend umstrahlt? Die beiden Verlobten trennen sich gar nicht mehr voneinander. Was für Walter Tankerdon und Miss Coverley anfänglich eine Konvenienzehe zu werden schien, gestaltet sich tatsächlich zu einer Herzensangelegenheit. Beide hegen füreinander eine Neigung, bei der Interessenfragen gar nicht ins Spiel kommen. Der junge Mann und das junge Mädchen besitzen schon allein Eigenschaften, die ihr späteres Glück sichern. Dieser Walter ist ein wahrhaft goldenes Herz und Miss Dy aus demselben Metall geschmiedet – natürlich in bildlichem Sinn, nicht im buchstäblichen, obwohl ihre Millionen eine solche Deutung nahelegen könnten. Sie sind wirklich füreinander geschaffen. So zählen sie die Tage und die Stunden, die sie noch von dem ersehnten 27. Februar trennen. Sie bedauern nur das eine, daß Standard Island nicht nach dem 180. Längengrad hinfährt, denn wenn sie von Westen her dorthin käme, müßte sie noch einen Tag aus ihrem Kalender streichen, und die künftigen Gatten genössen ihr Glück um 24 Stunden früher. Doch nein, die Feierlichkeit soll in Sicht der Neuen Hebriden vor sich gehen, und sie müssen sich dem wohl oder übel fügen.

Wir bemerken hier auch, daß das Schiff mit all den Wunderdingen aus Europa, das »Ausstattungsschiff«, noch nicht eingetroffen ist. Auf all die Luxusdinge, die es bringen soll, würden die beiden

Verlobten aber gern verzichten, sie bedürfen zu ihrem Glück des äußerlichen Tands ja nicht. Wenn sie sich gegenseitig ihre Liebe schenken, was brauchen sie dann mehr?

Ihre Familien freilich, ihre Freunde, die ganze Bevölkerung Standard Islands bestehen darauf, daß die Zeremonie mit außergewöhnlichem Glanz umgeben werde. Hartnäckig bleiben deshalb die Fernrohre nach dem östlichen Horizont hinausgerichtet. Jem Tankerdon und Nat Coverley haben sogar einen recht hohen Preis für den ausgesetzt, der den erwarteten Dampfer zuerst sähe, das Schiff, das für die Ungeduld aller Beteiligten viel zu langsam vorwärts kommt.

Inzwischen ist das Programm für das Fest sorgsam ausgearbeitet worden. Es umfaßt öffentliche Spiele, Empfänge und Gesellschaften, die doppelte Trauungsfeierlichkeit in der protestantischen Kirche und in der katholischen Kathedrale, die Gala-Soiree im Rathaus und eine große Festlichkeit im Park. Calistus Munbar hat die Augen überall; er opfert sich auf, hetzt sich ab, er ruiniert dabei fast seine Gesundheit . . . doch was macht das?

Sein Temperament zwingt ihn dazu, man würde ihn ebenso wenig aufhalten können wie einen Eisenbahnzug, der mit voller Geschwindigkeit dahinbraust.

Die Kantate ist auch fertig geworden. Yvernes, der Dichter, und Sebastian Zorn, der Komponist, haben sich als einander würdig erwiesen. Diese Kantate soll von dem zahlreichen Chor einer orpheonischen Gesellschaft, die eigens zu diesem Zweck gegründet wurde, vorgetragen werden. Ihre Wirkung muß großartig werden, wenn sie auf dem elektrisch beleuchteten Square des Observatoriums ertönt. Darauf soll das Brautpaar vor dem Standesbeamten erscheinen und um Mitternacht die kirchliche Einsegnung inmitten des feenhaften Glanzes von ganz Milliard City stattfinden.

Endlich wird das erwartete Schiff gemeldet. Einer der Wachposten des Steuerbordhafens war es, der den ausgesetzten Preis eroberte und damit eine recht ansehnliche Menge Dollars in die Tasche steckte.

Es ist 9 Uhr morgens am 19. Februar, als der Dampfer um den Pier des Hafens einbiegt, wo die Entladung sofort ihren Anfang nimmt. Wir dürfen wohl davon absehen, hier alle Gegenstände, Schmuckstücke, Kleider, Modewaren, Kunstwerke usw., woraus diese »Ausstattungsfracht« besteht, einzeln anzuführen. Es genüge zu wissen, daß die in den geräumigen Salons des Hotels Coverley veranstaltete ihre Ausstellung einen ungeheuren Erfolg erzielt. Die ganze Welt von Milliard *City* will die Wunderwerke betrachten. Zugegeben, daß sich auch andere steinreiche Leute solche herrliche Dinge zu beschaffen vermöchten. Hier gibt jedoch der feine Geschmack, der künstlerische Sinn bei ihrer Auswahl, den Ausschlag, so daß niemand müde wird, sie zu bewundern. Wem übrigens daran lag, die Bezeichnung der einzelnen Gegenstände kennenzulernen, der konnte die Nummern des »Starboard Chronicle« und des »New Herald« vom 21. und 22. Februar danach einsehen. Erklären sich einige Töchter Evas auch damit noch nicht befriedigt, nun, so gibt es eine Befriedigung auf dieser Welt überhaupt nicht mehr.

»Donner und Doria!« rief Yvernes, als er aus den Salons des Hotels der 15. Avenue in Begleitung seiner drei Kameraden heraustrat.

»Donner und Doria!« wiederholt Pinchinat. »Ja, das möcht' ich ausrufen. Miss Coverley könnte man auch ohne Mitgift heimführen . . . nur um ihrer selbst willen!«

Die jungen Verlobten schenken der Sammlung von Meisterwerken der Kunst und der Mode jedoch nur sehr geringe Beachtung.

Seit dem Eintreffen des Dampfers hat Standard Island übrigens wieder die Richtung nach Westen eingeschlagen, um sich den Neuen Hebriden zu nähern. Kommt es noch vor dem 27. Februar in Sicht einer der dazugehörigen Inseln, so soll Kapitän Sarol nebst den übrigen an Land gesetzt werden und Standard Island danach ihre Rückreise antreten.

Die Schifffahrt hier im westlichen Teil des Großen Ozeans wird dadurch, daß der malaiische Kapitän mit den Wasserverhältnissen sehr vertraut ist, wesentlich erleichtert. Auf Ersuchen von Kommodore Simcoe hält er sich ununterbrochen auf dem Turm des

Observatoriums auf. Sobald sich die ersten Höhen zeigen, wird es dann leicht sein, die Insel Eromanga, die östlichste der Gruppe, anzulaufen, womit gleichzeitig die zahlreichen Klippen in der Umgebung der Neuen Hebriden vermieden werden.

Ist es Zufall oder hat es Kapitän Sarol, in dem Wunsch, den Hochzeitsfeierlichkeiten beizuwohnen, mit Absicht so eingerichtet, recht langsam vorwärts zu kommen ... jedenfalls erblickt man die ersten Inseln erst am Morgen des 27. Februar, also an dem für die Hochzeit festgesetzten Tag.

Übrigens macht das ja nicht viel. Die Ehe Walter Tankerdons und Miss Dy Coverleys wird nicht weniger glücklich sein, wenn sie auch in Sicht der Neuen Hebriden eingesegnet wird, und wenn das den wackeren Malaien ein so besonderes Vergnügen bereitet – woraus sie gar kein Hehl machen – nun, so mag es ihnen gegönnt sein, an den Festen auf Standard Island teilzunehmen.

Nachdem einige weiter draußen liegende Eilande nach den sehr bestimmten Angaben von Kapitän Sarol passiert sind, steuert die Propellerinsel auf Eromanga zu und läßt dabei die Höhen der Inseln Tana im Süden. An dieser Stelle sind Sebastian Zorn, Frascolin, Pinchinat und Yvernes nicht sehr – höchstens 300 Seemeilen – von den französischen Besitzungen im Stillen Ozean entfernt, von den Loyautés und von Neu-Kaledonien, der Strafkolonie, die auf der Erdkugel genau entgegengesetzt von Frankreich liegt.

Eromanga ist im Innern stark bewaldet und hat viele Hügel, an deren Fuß sich breite kulturfähige Landstrecken hinziehen. Kommodore Simcoe hält etwa 1 Meile vor der Cook-Bucht an der Ostküste an. Eine weitere Annäherung war nicht ratsam, denn hier strecken sich bis zur Wasserfläche reichende Korallenklippen eine halbe Meile ins Meer hinaus. Der Gouverneur Cyrus Bikerstaff denkt auch gar nicht hier, ebensowenig wie vor einer andern Insel dieses Archipels, länger zu verweilen. Gleich nach dem Fest sollen die Malaien ausgeschifft werden und Standard Island nach dem Äquator zu wenden, um nach der Madeleinebai zurückzukehren.

Es ist 1 Uhr mittags, als Standard Island still liegenbleibt.

Auf behördliche Anordnung hat alle Welt Urlaub erhalten, Beamte und Angestellte, Seeleute und Milizen sind heute von jedem Dienst frei, nur die Zollwächter dürfen die gewohnte Aufmerksamkeit nicht aus den Augen lassen.

Die Witterung ist herrlich; ein leichter Seewind erfrischt die Luft; man könnte fast sagen, die Sonne selbst nimmt an dem großen Tag teil.

»Jedenfalls«, ruft Pinchinat, »scheint es, als ob das Strahlengestirn sich den Befehlen unserer Rentiers fügt. Und wenn sie, wie einst Josua, von ihm verlangten, länger zu verweilen, es würde ihnen gehorchen! . . . O du ewige Allmacht des Goldes!«

Bei den einzelnen Nummern des sensationellen Programms, wie es der Oberintendant von *Milliard City* aufgestellt hat, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. Von 3 Uhr an strömen alle Bewohner, die des Landes wie die der Stadt und der Häfen, im Park längs der Ufer des Serpentineflusses zusammen. Die Notabeln mischen sich zwanglos unter die Menschenmenge. Mit großem Eifer widmen sich viele den Spielen, deren hohe Preise wohl nicht wenig zu dem Andrang der Leute beigetragen haben mögen. Unter freiem Himmel werden Tanzbelustigungen veranstaltet. Der glänzendste Ball findet aber in den Prachträumen des Kasinos statt, wo die jungen Herren, die jungen Frauen und die jungen Mädchen ebensoviel Grazie wie Lebhaftigkeit entfalten. Yvernes und Pinchinat beteiligen sich an den Tänzen und treten vor niemand zurück, wenn sie als die Kavaliere der schönsten *Milliard*eserinnen erscheinen können. Niemals ist Seine Hoheit so liebenswürdig, niemals so geistreich gewesen und hat nie vorher solche Erfolge errungen, so daß er, als eine seiner Tänzerinnen nach einem wirbelnden Walzer sagt: »Ach, mein Herr, ich ströme in Wasser!«, die Antwort gab: »In Wasser von Vals, meine Gnädige, in reinem Wasser von Vals!«<sup>1</sup>

Frascolin, der diese Worte hört, errötet bis hinter die Ohren, und Yvernes fragt sich, ob nicht der Wetterstrahl des Himmels auf den Kopf des Schuldigen niederschmettern wird.

---

<sup>1</sup>Ein unübersetzbares Wortspiel, weil Vals, ein Badeort Frankreichs, ebenso ausgesprochen wird wie »valse«, der Walzer.

Die Familien Tankerdon und Coverley sind natürlich vollzählig anwesend und die lieblichen Schwestern der Braut zeigen sich höchst erfreut über deren Glück. Miss Dy spaziert am Arm Walters, was nicht anstößig erscheint, wenn es sich um Kinder des freien Amerikas handelt. Alle beglückwünschen das treffliche Paar, bieten ihm Blumen an und sparen nicht an Lobpreisungen, die die Verlobten mit liebenswürdiger Leutseligkeit entgegennehmen.

In den nächsten Stunden tragen die reichlichst verteilten Erfrischungen zur Erhaltung der Festfreude das ihrige bei.

Am Abend erglänzt der Park von elektrischen Flammen, die ein wahres Lichtmeer hinabgießen. Die Sonne hat klug daran getan, daß sie unterging, denn sie hätte sich schämen müssen vor dem künstlichen Licht, das die Nacht zum Tag verwandelt.

Zwischen 9 und 10 Uhr wird die Kantate gesungen – mit welchem Erfolg, das schickt sich um des Dichters und des Komponisten willen nicht, hier näher zu beleuchten. In dieser Minute aber fühlte der Violoncellist doch vielleicht sein ungerechtes Vorurteil gegen das Juwel des Stillen Ozeans ein wenig schmelzen . . .

Mit dem Glockenschlag 11 ordnet sich ein langer Zug nach dem Rathaus. Walter Tankerdon und Miss Dy gehen in der Mitte ihrer Angehörigen. Die ganze Einwohnerschaft begleitet sie längs der 1. Avenue hinauf.

Im großen Saal des Rathauses harret der Gouverneur Cyrus Bikerstaff ihres Erscheinens. Jetzt soll er die schönste Ehe schließen, die ihm während seiner Tätigkeit als Standesbeamter vorgekommen ist.

Plötzlich ertönt lautes Geschrei von der Backbordseite her.

Der Zug hält mitten auf dem Weg an.

Fast gleichzeitig krachen von derselben Seite einige Gewehrschüsse.

Gleich darauf kommen mehrere Zollwächter – verschiedene davon verwundet – nach dem Square des Rathauses gestürzt.

Die Angst steigt auf den Gipfel, die Menge erfaßt jener sinnlose Schrecken, den eine unbekannte Gefahr gewöhnlich hervorruft

...

Cyrus Bikerstaff erscheint auf der Rampe des Gebäudes; ihm folgen Kommodore Simcoe, Colonel Stewart und einige Notabeln.

Auf die an sie gerichteten Fragen antworten die Zollwächter, daß Standard Island von einer Rotte Neu-Hebridier – bis 4.000 Mann stark – überfallen worden ist und daß Kapitän Sarol sich an deren Spitze befindet.

## 11. KAPITEL

### *Angriff und Abwehr*

Das war der erste Ausbruch des abscheulichen Komplotts, das von Kapitän Sarol zusammen mit seiner auf Standard Island so gastfreundlich aufgenommenen Mannschaft geschmiedet worden war und dem sich nun die auf Samoa eingeschifften Neu-Hebridier und Eingeborene von Eromanga und anderen Inseln angeschlossen. Welchen Ausgang der plötzliche rohe Überfall nehmen würde, ließ sich unter den vorliegenden Umständen nicht mit Sicherheit voraussagen.

Die Gruppe der Neuen Hebriden zählt nicht weniger als 150 Inseln, die unter der Schutzherrschaft Englands ein geographisches Zubehör Australiens bilden. Hier wie auf den weiter nordwestlich gelegenen Salomon-Inseln ist die Frage des Protektorats der Zankapfel zwischen Frankreich und dem Vereinigten Königreich Großbritannien und Irland. Auch die Vereinigten Staaten sehen nicht wohlwollenden Auges auf die Errichtung europäischer Kolonien inmitten eines Ozeans, über den sie sich gern selbst die Oberhoheit anmaßen möchten. Durch Hissung seiner Flagge auf den verschiedenen Inselgruppen sucht Großbritannien sich eine Flottenstation zu schaffen, die ihm im Falle der Losreißung Australiens von dem Foreign Office unentbehrlich sein würde.

Die Bevölkerung der Neuen Hebriden besteht aus Negern und Malaien kanakischer Abstammung. Charakter, Temperament und Sitten der Eingeborenen weichen aber stark voneinander ab, je nachdem sie den nördlichen oder südlichen Inseln zugehören – wonach man den Archipel in der Tat in zwei Gruppen teilen kann.

Auf der nördlichen Gruppe, auf der Insel Santo, an der Saint-Philippes-Bai ist der Typus ein höherer, die Hautfarbe weniger

dunkel und das Haar minder krauswollig. Die untersetzten und kräftigen, dabei aber sanften und friedliebenden Männer haben sich nie eines Überfalls von Ansiedlern oder europäischen Schiffen schuldig gemacht. Dasselbe gilt für die Insel Vate oder Sandwich (nicht zu verwechseln mit Hawaii, dem Archipel der Sandwich-Inseln), auf der sich mehrere blühende Ortschaften befinden, darunter Port-Vila, die Hauptstadt der Gruppe, die auch den Namen Franceville führt, wo französische Ansiedler den ertragreichen Boden ausbeuten, die üppigen Weiden, die kulturfähigen Felder und die zu Anpflanzungen von Kaffeebäumen, Bananen und Kokospalmen geeigneten Landstrecken bewirtschaften und sich der einträglichen Industrie der »Kopramakers« widmen. Es ist die Industrie zur besseren Verwertung der Kokosnüsse, die, nachdem sie gespalten und an der Sonne oder durch Feuer getrocknet sind, die unter dem Namen »Kopra« ausgeführte Masse liefern, die jetzt bei der Seifenbereitung so vielfache Verwendung findet. Auf dieser Gruppe haben sich die Sitten der Eingeborenen seit dem Erscheinen der Europäer vollständig verändert und jene moralisch und intellektuell eine höhere Stufe erklommen. Dank den Bemühungen der Missionare, kommen die greulichen, früher so häufigen Szenen des Kannibalismus gar nicht mehr vor. Leider ist die kanakische Rasse im Aussterben begriffen, und es liegt auf der Hand, daß sie schließlich ganz verschwinden wird . . . zum Schaden der nördlichen Gruppe, auf der die europäische Zivilisation so erfreulichen Eingang gefunden hatte.

Dieses Bedauern wäre aber bezüglich der südlichen Teile des Archipels sehr unangebracht. Kapitän Sarol hat auch nicht ohne Grund die südliche Gruppe zur Ausführung seines verbrecherischen Anschlags gegen Standard Island ausgewählt. Hier, auf Tana wie auf Eromanga, stehen die Eingeborenen, leibhaftige Papuas, auf der niedrigsten Stufe der Menschheit. Vor allem für Eromanga trifft das zu, was ein alter Leichterschiffer zum Doktor Hayen gesagt hat: »Wenn diese Insel sprechen könnte, würde sie Dinge erzählen, die einem die Haare zu Berge stehen ließen!«

In der Tat hat sich die Rasse dieser Kanaken niedrigeren Ursprungs nicht mit polynesischem Blut verbessert, wie auf den

nördlichen Inseln. Auf Eromanga haben die anglikanischen Missionare, von denen seit 1839 fünf grausam ermordet wurden, unter einer Bevölkerung von 2.500 Seelen kaum die Hälfte zu bekehren vermocht. Die übrigen sind Heiden geblieben. Ob übrigens bekehrt oder nicht, haben sie ihre frühere Wildheit in keiner Weise abgelegt und verdienen den schlechten Ruf, in dem sie stehen, obgleich sie an Wuchs kleiner und schwächerer Konstitution sind, als die Eingeborenen der Insel Santo und Sandwich. Alle Reisenden, die es unternehmen, die südlichen Inseln zu durchstreifen, müssen deshalb immer sehr auf der Hut sein.

Zum Beweis hier einige Beispiele:

Vor nun 50 Jahren wurde die Brigg ›Aurora‹ räuberisch überfallen, wofür Frankreich die Eingeborenen mit aller Strenge bestrafte. – 1869 wurde der Missionar Gordon durch Keulenschläge getötet. – 1875 erlag die ganze Besatzung eines englischen Schiffes einem verräterischen Überfall und wurde von den Kannibalen verzehrt. – 1884 fanden im benachbarten Archipel der Louisiaden, auf der Insel Rossel, ein französischer Händler nebst seinen Arbeitern und ein chinesischer Kapitän mit seiner Besatzung durch die Menschenfresser einen elenden Untergang. – Schließlich mußte der englische Kreuzer ›Royalist‹ einen wirklichen Feldzug unternehmen, um die wilden Stämme für die Abschachtung einer großen Menge von Europäern zu züchtigen. Als man das alles Pinchinat, der erst unlängst den Keulen der Fidschi-Insulaner entgangen war, mitteilte, unterließ er es freilich, mit den Achseln zu zucken.

Das sind die Völkerschaften, unter denen Kapitän Sarol seine Helfershelfer ausgesucht hatte, unter der Zusage der Plünderung des Juwels des Stillen Ozeans, dessen Bewohner alle umgebracht werden sollten. Die Wilden, die auf das Eintreffen Standard Islands lauerten, waren sowohl aus Eromanga, als auch von den nur durch schmale Wasserstraßen davon getrennten Nachbarinseln, besonders von dem 35 (See-)Meilen weiter im Süden gelegenen Tana herbeigeströmt. Diese Insel hat die kraftstrotzenden Urbewohner des Bezirks Wanissi, die wilden Verehrer des Gottes Teapolo, entsandt, die fast ganz unbekleidet gehen, ebenso

wie die Eingeborenen der Plage-Noire von Sangalli, die als die schlimmsten Gesellen des Archipels gelten.

Ist die nördliche Gruppe aber auch weniger verwildert, so darf man daraus nicht schließen, daß sie Kapitän Sarol gar keine Hilfskräfte gesandt hätte. Im Norden der Insel Sandwich liegt zum Beispiel die Insel Api mit 18.000 Bewohnern, wo man die Gefangenen noch heute verzehrt und dabei deren Rumpf den jungen Leuten, die Arme und die Schenkel den erwachsenen Frauen zuteilt, und die Eingeweide den Hunden und den Schweinen hinwirft. Die wilden Stämme einer anderen, der Insel Paama, stehen in der Rohheit ihrer Bewohner den Eingeborenen von Api keineswegs nach. Hier gibt es ferner die Insel Mallicolo mit menschenfressenden Kanaken; endlich die Insel Aurora, die allerverruftenste des Archipels, auf der sich kein Weißer ansiedelt und wo noch vor wenigen Jahren die ganze Mannschaft eines französischen Schiffes hingemordet wurde. Von diesen verschiedenen Inseln hat sich Kapitän Sarol seine Speißgesellen geholt.

Binnen wenigen Minuten stürmen 3- bis 4.000 Wilde über in der Wasserlinie liegende Felsblöcke hervor.

Die Gefahr ist sehr ernst, denn die auf die Stadt der Milliarden gehetzten Neu-Hebridier scheuen gewiß vor keinem Gewaltakt, vor keiner Missetat zurück. Sie haben den Vorteil des überraschenden Angriffs für sich und sind nicht nur mit langen Zagaien mit Knochenspitzen, die sehr gefährliche Wunden verursachen, und mit Pfeilen, die sie mit einem scharfen Pflanzengift zu bestreichen pflegen, sondern auch mit Snydergewehren ausgerüstet, die im ganzen Archipel weite Verbreitung gefunden haben.

Vom Beginn des von langer Hand vorbereiteten Kampfs an – denn Kapitän Sarol befindet sich an der Spitze der Angreifer – mußten die Milizen, die Seeleute, die Beamten und alle irgend kampffähigen Männer zur Abwehr aufgerufen werden.

Cyrus Bikerstaff, Kommodore Simcoe wie auch Colonel Stewart haben die gewohnte Ruhe bewahrt. Der König von Malecarlien stellt sich sofort zur Verfügung, und fehlt ihm auch die Kraft der Jugend, so gebricht es ihm doch nicht an Mut. Noch sind die Eingeborenen an der Seite des Backbordhafens ziemlich fern, und

hier bemüht sich der diensttuende Offizier, den ersten Widerstand zu organisieren. Unzweifelhaft werden sich die Banden aber auch bald auf die Stadt selbst stürzen.

Zunächst wird Befehl erteilt, die Tore von *Milliard City* zu schließen, worin ja fast die ganze Bevölkerung wegen der Hochzeitsfeierlichkeiten schon versammelt ist. Daß Park und Feld verwüstet werden, muß man ruhig geschehen lassen; freilich liegt auch die Befürchtung nah, daß die beiden Häfen und die Elektrizitätswerke der Zerstörung verfallen; ebenso ist die Demolierung der Rammsporn- und der Achterbatterie nicht zu verhindern. Das schlimmste Unglück wäre es aber, wenn die Artillerie von *Standard Island* gar gegen die Stadt verwendet würde, denn es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Malaien sich auf die Geschützbedienung verstehen . . . Vor allem werden auf den Rat des Königs von *Malecarlien* die meisten Frauen und Kinder im Rathaus in Sicherheit gebracht.

Das geräumige Bauwerk liegt, wie die ganze Insel, in tiefer Finsternis; die elektrischen Maschinen funktionieren nicht mehr, da die Mechaniker vor den Angreifern hatten flüchten müssen.

Inzwischen sind durch Kommodore *Simcoe* an die Milizen und die Seeleute Waffen, die im Rathaus aufbewahrt lagen, verteilt worden, und an Munition ist auch kein Mangel. Nachdem er *Miss Dy* der *Obhut* von *Mrs. Tankerdon* und *Mrs. Coverley* übergeben hat, schließt sich *Walter* dem kleinen Trupp an, dem *Tankerdon*, *Nat Coverley*, *Calistus Munbar* und die vier Franzosen angehören.

»Nun, hatte ich nicht recht, daß die Geschichte in dieser Weise enden würde?« knurrt der *Violoncellist*.

»Sie endet ja noch gar nicht!« widerspricht ihm der *Oberintendant*. »Nein, sie endet noch nicht! Einer solchen Handvoll *Kanaken* wird unsere *Standard Island* niemals erliegen!«

Schön gesagt, *Calistus Munbar*! Man begreift wohl, daß der *Ingrimm* dich verzehrt bei dem Gedanken, daß diese *Schurken* von *Neu-Hebridiern* ein so herrlich ausgedachtes Fest unterbrochen haben. Hoffentlich gelingt es, sie zurückzutreiben. Leider sind sie aber nicht nur an Zahl überlegen, sondern haben auch noch den Vorteil der *Offensive*.

Inzwischen prasselt das Gewehrfeuer weiter, jetzt von beiden Häfen her. Kapitän Sarol hat die Bewegung der Propeller aufzuhalten gewußt, damit Standard Island sich von Eromanga, seiner Operationsbasis, nicht entfernen könne.

Der Gouverneur, der König von Malecarlien, Kommodore Simcoe und Colonel Stewart, die zu einem Verteidigungskomitee zusammengetreten sind, haben zuerst daran gedacht, einen Ausfall zu wagen, doch nein, damit wären nur soundso viele Verteidiger geopfert worden, die man so nötig brauchte. Von den wilden Eingeborenen ist ebensowenig Gnade zu erhoffen wie von den Raubtieren, die vor kaum 14 Tagen Standard Island überfielen. Übrigens könnten jene versuchen, die Propellerinsel auf den Felsen von Eromanga zum Scheitern zu bringen, um sie dann der Plünderung preiszugeben.

Eine Stunde später sind die Angreifer bis zu den Gittertoren von *Milliard City* vorgedrungen. Sie versuchen sie zu sprengen. Vergeblich. Sie wollten darüber hinwegklettern, da pfeifen ihnen die Kugeln entgegen.

Da die Stadt nicht beim ersten Anlauf überrumpelt werden konnte, macht es nun Schwierigkeiten, die eiserne Umzäunung bei der tiefen Finsternis zu stürmen. Kapitän Sarol führt die Eingeborenen auch schon nach dem Park und den Feldern zurück, um hier den Tag abzuwarten.

Zwischen 4 und 5 Uhr leuchtete der erste bleiche Schein am östlichen Horizont auf. Die von Kommodore Simcoe und Colonel Stewart angeführten Milizen und Seeleute, von denen die Hälfte am Rathaus zurückbleibt, begeben sich nach dem Square des Observatoriums in der Meinung, daß Kapitän Sarol versuchen könnte, die Gittertore von dieser Seite her zu stürmen. Da auf Hilfe von außen nicht zu rechnen ist, gilt es vor allem, das Eindringen der Wilden in die Stadt zu verhindern.

Das Quartett schließt sich der Mannschaft an, die von ihren Offizieren nach dem Ausgang der 1. Avenue geleitet wird.

»Den Kannibalen der Fidschi-Inseln entgangen zu sein«, ruft Pinchinat, »und hier die eigenen Koteletts gegen die Kannibalen

der Neuen Hebriden verteidigen zu müssen, das ist wahrlich reizend!«

»Nun, zum Teufel, sie werden uns nicht so schnell mit Stumpf und Stiel aufessen«, antwortete Frascaolin.

»Ich wehre mich wenigstens, wie der Held Labiches, solange noch ein Stück von mir übrig ist!« fügt Yvernes hinzu.

Nur Sebastian Zorn verhält sich schweigend. Man weiß ja, was er von diesem Abenteuer denkt, obwohl ihn das nicht hindern wird, seine Pflicht zu tun.

Mit dem ersten Tageslicht werden durch das Gitter des Squares schon Schüsse gewechselt. Innerhalb des Bereichs des Observatoriums kommt es zur mutigsten Verteidigung. Auf beiden Seiten kostet es Opfer. Von den Milliardenern wird schon Tankerdon an der Schulter, jedoch nur so leicht verwundet, daß er seinen Posten nicht verlassen will. Nat Coverley und Walter kämpfen in den ersten Reihen. Der König von Malecarlien, der den Kugeln der Snydergewehre trotzt, nimmt Kapitän Sarol aufs Korn, der sich in der Mitte der Eingeborenen keiner Gefahr scheut.

Es sind nur viel zu viele Angreifer! Alles, was Eromanga, Tana und die Nachbarinseln an Kombattanten aufzubringen vermochten, ist gegen *Milliard City* ausgezogen. Ein glücklicher Umstand, der Kommodore Simcoe nicht entging, war es wenigstens, daß Standard Island nicht näher nach Eromanga, sondern von einer leichten Strömung weiter nach der nördlichen Gruppe getragen wurde, obgleich es besser gewesen wäre, wenn man das offene Meer hätte erreichen können.

Inzwischen verstreicht die Zeit; die Eingeborenen verdoppeln ihre Anstrengungen, und endlich ist es trotz tapfersten Widerstands nicht mehr möglich, sie aufzuhalten. Gegen 10 Uhr werden die Tore gesprengt. Vor der heulenden Rotte, die auf den Square eindringt, muß sich Kommodore Simcoe kämpfend nach dem Rathaus zurückziehen, wo er sich, wie in einer Festung, zu verteidigen gedenkt.

Die Milizen und die Seeleute weichen nur Schritt für Schritt vom Platz. Jetzt, wo die Eingeborenen die Umzäunung der Stadt

durchbrochen haben, zerstreuen sie sich, von Plünderungslust getrieben, vielleicht in die verschiedenen Quartiere, und die Milliardeseer könnten einige Vorteile über sie erringen . . .

Vergebliche Hoffnung! Kapitän Sarol hält die Eingeborenen alle in der 1. Avenue zusammen, um das Rathaus vereint anzugreifen. Hat er sich dieses Gebäudes bemächtigt, so ist der Sieg vollkommen, und dann hat auch die Stunde der Plünderung geschlagen.

»Wahrlich, es sind doch zu viele!« wiederholt Frascolin, dem eine Zagaie den Arm gestreift hat.

Immerfort regnet es Pfeile und Kugeln, während der Rückzug weiter vonstatten geht.

Gegen 2 Uhr sind die Verteidiger schon bis zum Square des Rathauses gedrängt. Tote hat es auf beiden Seiten an die 50 gegeben, Verwundete zwei- oder dreimal so viele. Ehe das Rathaus von den Wilden gestürmt wird, flüchteten alle hinein. Seine Türen werden geschlossen und die Frauen und Kinder in den unterirdischen Gassen untergebracht, wo sie wenigstens vorläufig geschützt sind. Cyrus Bikerstaff, der König von Malecarlien, Kommodore Simcoe, Colonel Stewart, Jem Tankerdon, Nat Coverley, ihre Freunde, die Milizen und die Seeleute eilen an die Fenster und eröffnen von hier aus aufs neue das Feuer.

»Hier müssen wir aushalten«, sagt der Gouverneur. »Es ist unsere letzte Zuflucht, und Gott möge ein Wunder tun, um uns zu retten!«

Der Angriff unter Kapitän Sarol läßt nicht auf sich warten. Der Malaie rechnet trotz aller Schwierigkeiten mit seinem letztendlichen Sieg. Die Tore und Türen sind sehr fest, und es scheint kaum möglich, sie ohne die Hilfe von Geschützen zu zerstören. Die Eingeborenen donnern mit Äxten dagegen, unbekümmert um das Gewehrfeuer aus den Fenstern, durch das sie starke Verluste erleiden. Dadurch läßt sich ihr Anführer aber nicht abschrecken, und doch, wenn dieser fiele, würde sein Tod dem Kampf eine andere Wendung geben.

So vergehen 2 Stunden, das Rathaus leistet noch immer Widerstand. Wenn die Kugeln auch die Angreifer dezimieren, füllen doch andere die Lücken wieder aus. Vergebens versuchen die

besten Schützen, Jem Tankerdon und Colonel Stewart, Kapitän Sarol vor die Flinte zu bekommen. Während viele seiner Leute ringsum getroffen werden, scheint er unverwundbar zu sein.

Während der ruchlose Räuber im dichtesten Kugelregen verschont bleibt, wird Cyrus Bikerstaff auf dem Mittelbalkon des Rathauses von einer Kugel ins Herz getroffen. Er stürzt zusammen, kann nur noch wenige kaum vernehmbare Worte flüstern, und das Blut rinnt ihm aus der Wunde. Ins Innere des Hauses getragen, haucht er bald seinen letzten Seufzer aus. So endete derjenige, der der erste Gouverneur von Standard Island, ein höchst gewandter Beamter und ein edelmütiges, großes Herz gewesen war.

Der Ansturm dauert mit unverminderter Wut fort. Die Türen drohen den Axtschlägen der Wilden nachzugeben, und niemand wußte Rat, wie die Eroberung dieses letzten festen Punkts von Standard Island zu verhindern sei, wie die Frauen, die Kinder und alle übrigen, die sich darin befinden, von einer elenden Hin-schlachtung gerettet werden könnten.

Der König von Malecarlien, Ethel Simcoe und Colonel Stewart erörtern schon die Frage der Flucht durch die Hintergebäude des Rathauses. Doch wo sollte man dann Schutz suchen? Bei der Achterbatterie? ... Wird man diese erreichen können? ... In einem der Häfen? ... Die sind ja schon von den Eingeborenen besetzt ... Und sollte man die schon zahlreichen Verwundeten ihrem Schicksal überlassen?

Da fällt ein glücklicher Schuß, der der Gesamtlage plötzlich eine andere Wendung gibt.

Der König von Malecarlien ist, ohne auf die Kugeln und Pfeile um ihn her zu achten, auf den Balkon hinausgetreten. Er legt die Büchse an, zielt auf Kapitän Sarol, gerade als einige Feinde schon durch eine gesprengte Tür eindringen wollen ...

Kapitän Sarol stürzt getroffen zu Boden.

Durch den Tod ihres Anführers erschreckt, weichen die Malaien, den Gefallenen mitschleppend, zurück, und von Furcht getrieben fliehen die meisten nach dem Gittertor des Square zu.

Fast gleichzeitig entsteht ein neues Lärmen weit oben in der 1. Avenue, wo ein plötzliches Gewehrfeuer beginnt.

Was mag da vorgehen? ... Hatten die Verteidiger der Häfen und der Batterie wieder die Oberhand gewonnen? Marschieren sie auf die Stadt zu? Wollen sie trotz ihrer kleinen Zahl dem Feind in den Rücken fallen?

»Von der Seite des Observatoriums her wird das Feuer wieder lebhafter«, sagt Colonel Stewart.

»Da werden die Schurken Verstärkung erhalten haben«, meint Kommodore Simcoe.

»Das denk' ich nicht«, bemerkt der König von Malecarlien, denn was sollte dann das Gewehrfeuer bedeuten?«

»Jaja, dort geht etwas Neues zu unserm Vorteil ... «

»Seht ... seht«, sagt Calistus Munbar, »die Spitzbuben geben alle Fersengeld ... «

»Vorwärts, meine Herren«, ruft der König von Malecarlien, »jagen wir die Mordbande aus der Stadt! Vorwärts!«

Offiziere, Milizen, Seeleute und alle übrigen eilen wieder hinunter und zur großen Tür hinaus ...

Der Square ist leer, die Wilden fliehen kopfüber, die einen die 1. Avenue hinunter, die andern durch die Parallelstraßen.

Die Ursache der schnellen und unerwarteten Veränderung der Lage war nicht sofort zu durchschauen, wenn auch der Tod von Kapitän Sarol und damit das Fehlen jeder Führung dazu beigetragen haben mochte. Immerhin konnte man kaum annehmen, daß die an Zahl so überlegenen Angreifer durch den Tod ihres Anführers so entmutigt worden wären, besonders in dem Augenblick, wo sie das Rathaus gleich in ihrer Gewalt haben mußten.

Von Kommodore Simcoe und Colonel Stewart mit fortgerissen, stürmte man, etwa 200 Mann Seeleute und Milizen und mit ihnen Jem und Walter Tankerdon, Nat Coverley, Frascalin und seine Kameraden, die 1. Avenue hinab und trieb die Fliehenden vor sich her, die sich nicht einmal mehr umkehren, um ihnen eine Kugel oder einen Pfeil entgegenzusenden, sondern Gewehre, Bogen und Zagaien einfach wegwerfen.

»Vorwärts! Drauf und dran!« ruft Kommodore Simcoe mit weit-schallender Stimme.

Inzwischen verdoppelt sich das Gewehrfeuer in der Nähe des Observatoriums. Offenbar ist hier ein hitziger Kampf entbrannt.

Hat Standard Island Hilfe erhalten? ... Doch welche Hilfe ... und woher kam sie?

Wie dem auch sein mochte, jedenfalls flohen die Feinde, von unbeschreiblichem Schrecken ergriffen, nach allen

Richtungen. Es sieht aus, als wären sie vom Backbordhafen her angegriffen worden.

Ja ... an die 1.000 Neu-Hebridier sind unter Führung französischer Ansiedler von der Insel Sandwich nach Standard Island geeilt.

Was Wunder, daß das Quartett, als es mit den tapferen Landsleuten zusammentraf, sich in der Muttersprache angedet sah.

Diese unerwartete, man möchte fast sagen, wunderbare Unterstützung war unter folgenden Verhältnissen zustande gekommen:

Während der vorhergehenden Nacht und seit Tagesanbruch war Standard Island immer mehr nach der Insel Sandwich getrieben worden, wo, wie erwähnt, eine französische Kolonie angesiedelt war. Sobald die Kolonisten nun Wind von dem Überfall durch Kapitän Sarol bekamen, beschlossen sie, mit tausend unter ihrem Einfluß stehenden Eingeborenen der Propellerinsel zu Hilfe zu kommen. Zu ihrer Überführung erwiesen sich freilich die Boote auf der Insel Sandwich als nicht ausreichend ...

Da kann man sich wohl die Freude der Ansiedler vorstellen, als Standard Island, von der Strömung getrieben, am Morgen bis zur Höhe der Insel Sandwich kam. Sofort warfen sich alle, und die Eingeborenen nach ihnen, in einfache Fischerboote – viele schwammen gleich nach der bedrängten Insel – und liefen im Backbordhafen ein.

In kürzester Zeit konnten sich die Mannschaften der Rammsporn- und der Achterbatterie, sowie die wenigen, die sich in den Häfen noch gehalten hatten, mit ihnen vereinigen. Durch Feld und Park stürmten sie auf *Milliard City* zu, und dank diesem kühnen Angriff fiel das Rathaus nicht in die Hand der Wilden,

die durch den Tod ihres Anführers schon in Verwirrung geraten waren.

2 Stunden später suchten die von allen Seiten verfolgten Neu-Hebridier ihr Heil nur noch darin, daß sie sich ins Meer stürzten, um nach der Insel Sandwich zu gelangen, wobei noch viele von den Kugeln der Miliz ereilt wurden.

Jetzt hat Standard Island nichts mehr zu fürchten: sie ist gerettet vor der Plünderung, dem Gemetzel und der Vernichtung.

Man hätte doch erwarten sollen, daß der Ausgang dieser entsetzlichen Geschichte Anlaß zu öffentlichen Freudenbekundungen, zu wohlthätigen Handlungen geben müßte ... Nein, diese Amerikaner sind nur sich selbst ähnlich! Es sah aus, als ob der endliche Ausgang sie gar nicht in Erstaunen setzte ... als hätten sie den vorausgesehen. Und doch, es hing eigentlich nur an einem Haar, daß der Überfall von Kapitän Sarol zu einer entsetzlichen Katastrophe führte.

Jedenfalls darf man aber glauben, daß die Haupteigentümer Standard Islands sich wenigstens heimlich beglückwünschten, einen Wert von 2 Milliarden gerettet zu haben, und das in einem Augenblick, wo die Verhehlung Walter Tankerdons und der Miss Dy Coverley die Zukunft dieses Besitztums noch mehr sichern sollte.

Beim ersten Wiedersehen der beiden Verlobten fielen sie sich ohne Scheu in die Arme. Übrigens erkannte darin niemand einen Verstoß gegen die gute Sitte. Eigentlich hätten sie ja seit 24 Stunden schon Mann und Frau sein sollen.

Wo man aber kein Beispiel ultra-amerikanischer Zurückhaltung suchen durfte, das war bei dem Empfang, den die Pariser Künstler den Kolonisten von der Insel Sandwich bereiteten. Da gab es einmal Händedrucke! Und welche Glückwünsche wurden dem Quartett von seinen Landsleuten zuteil. Haben die Kugeln sie auch verschont, so hatten sie doch nicht weniger tapfer ihre Pflicht getan, die beiden Violinen, die Bratsche und das Violoncell! Der vortreffliche Athanase Dorémus war freilich im Saal des Kasinos zurückgeblieben, weil er einen Schüler erwartete, der sich nun einmal

darauf versteift, niemals zu erscheinen. Doch wer hätte das Männchen deswegen tadeln sollen?

Eine Ausnahme von dem allgemeinen Verhalten macht nur der Oberintendant. So sehr er auch Ultra-Yankee ist, kennt sein Jubel doch keine Grenzen. Was Wunder? In seinen Adern fließt ja das Blut des berühmten Barnum, und man wird es erklärlich finden, daß der Abkömmling eines solchen Vorfahren nicht so *sui compos* ist wie seine Mitbürger von Nordamerika.

Nach Beendigung des Kampfs hat sich der König von Malecarlien in Begleitung der Königin wieder nach seiner Wohnung in der 37. Avenue begeben, wo ihm der Rat der Notabeln den Dank darbringen wird, den sein Mut und seine Hingebung für das Gemeinwohl gewiß verdienen.

Standard Island ist also heil und gesund. Ihre Rettung kam sie freilich teuer zu stehen . . . wurde doch Cyrus Bikerstaff zur Zeit des hitzigsten Gefechts getötet, etwa sechzig Milizen und Seeleute von Kugeln und Pfeilen getroffen und daneben fast noch ebenso viele von den Beamten, den Arbeitern und den Händlern, die sich alle mit Todesmut geschlagen haben. Die ganze Einwohnerschaft nimmt an der Trauer darum Anteil, und auf dem Juwel des Stillen Ozeans wird die Erinnerung an diese Tage niemals erlöschen.

Mit der ihnen eigenen Schnelligkeit gehen die Milliardeseer daran, alles wieder instandzusetzen. Nach Verlauf weniger Tage, die an der Insel Sandwich zugebracht werden, ist jede Spur von dem blutigen Kampf verschwunden.

Die Frage der militärischen Gewalt, die in der Gewalt von Kommodore Simcoe bleibt, macht keine Schwierigkeit und wird von keiner Seite bestritten. Weder Jem Tankerdon noch Nat Coverley erheben einen diesbezüglichen Anspruch. Später soll eine allgemeine Wahl auch die Angelegenheit wegen eines neuen Gouverneurs für Standard Island regeln.

Am nächsten Tag ruft eine ergreifende Feierlichkeit die ganze Einwohnerschaft nach dem Kai des Steuerbordhafens. Die Leichen

der Malaien und Eingeborenen werden einfach ins Meer geworfen, dasselbe darf aber mit denen, die für die Verteidigung Standard Islands gefallen sind, natürlich nicht geschehen. Ihre sorgsam aufgehobenen Körper werden nach der Kirche oder nach der Kathedrale geschafft, wo ihnen die letzte Ehre erwiesen wird. Für Gouverneur Bikerstaff wie für die niedrigsten sprechen alle gleiche Gebete und geben einem gleichen Schmerz Ausdruck.

Dann wird die traurige Ladung einem der schnellsten Dampfer von Standard Island anvertraut, und dieser geht nach der Madeleinebai ab, um die kostbaren Überreste der Beerdigung in christlicher Erde zuzuführen.

## 12. KAPITEL

### *Steuerbord gegen Backbord*

Standard Island hat die Gewässer der Insel Sandwich am 3. März verlassen, nachdem vorher der französischen Kolonie und deren Verbündeten der wärmste Dank abgestattet worden war. Es sind Freunde, die sie wiedersehen werden, Brüder, die Sebastian Zorn und seine Kameraden auf dieser Insel in der Gruppe der Neuen Hebriden zurücklassen, die in Zukunft jedes Mal besucht werden sollen. Unter Anleitung von Kommodore Simcoe sind alle Ausbesserungsarbeiten schnellstens zu Ende geführt worden. Die Schäden waren kaum beträchtlich zu nennen. Besonders sind die elektrischen Maschinen unbeschädigt geblieben. Die Propellerinsel wird also unverzüglich nach den Gegenden des Stillen Ozeans zurückkehren, wo die Kabel ihr gestatten, mit der Madeleinebai in Verbindung zu treten. Man gewinnt damit die Gewißheit, daß die weitere Fahrt ohne Mißgeschicke verlaufen und Standard Island binnen 4 Monaten an der amerikanischen Küste wieder eingetroffen sein werde.

»Na, wir wollen's hoffen«, sagt Sebastian Zorn, als der Oberintendant sich wieder in überschwenglichen Lobpreisungen seines schwimmenden Bauwerks ergeht.

»Doch welche harte Lehre haben wir erhalten«, bemerkt Calistus Munbar. »Wer hätte Argwohn gegen die so dienstfertigen Malaien, gegen jenen Kapitän Sarol hegen können? ... Natürlich

ist es das letzte Mal gewesen, daß Standard Island Fremde bei sich aufgenommen hat . . .«

»Selbst wenn ein Schiffbruch sie Ihnen in den Weg führte?« fragt Pinchinat.

»He, was wollen Sie, ich glaube an keinen Schiffbruch und an keine Schiffbrüchigen mehr!«

Wenn Kommodore Simcoe aber auch weiterhin mit der Leitung der Propellerinsel betraut bleibt, so bedingt das noch nicht, daß auch die Zivilverwaltung in seinen Händen liegen müsse. Seit dem Ableben Cyrus Bikerstaffs hat *Milliard City* keinen Bürgermeister mehr, und auch die früheren Adjunkten haben, wie wir wissen, ihre Ämter niedergelegt. Infolgedessen wird es nötig, einen neuen Gouverneur für Standard Island zu ernennen. Wegen des Fehlens eines Standesbeamten kann nun auch die Verehelichung Walter Tankerdons mit Miss Dy Coverley nicht vollzogen werden. Das war eine Schwierigkeit, an die der erbärmliche Sarol wohl mit keiner Silbe gedacht hatte. Und nicht nur die beiden Brautleute, nein, auch alle Notabeln von *Milliard City*, ja die ganze Bevölkerung hat es eilig, daß diese Ehe geschlossen wird.

Sie bietet doch die sichersten Garantien für die Zukunft. Die Sache darf nicht verzögert werden, denn Walter Tankerdon spricht schon davon, sich auf einem der Dampfer des Steuerbordhafens einzuschiffen und sich mit den beiden Familien nach dem nächsten Archipel zu begeben, wo eine dazu befähigte Person die Trauung vornehmen solle. Zum Teufel, solche Männer finden sich ja auf Samoa, den Tongainseln, wie auf den Marquisen, und wenn man Volldampf gibt, dann kann binnen einer Woche . . .

Vernünftige Leute suchen dem jungen Mann das auszureden, was ihnen endlich auch mit Mühe gelingt. Nun beschäftigt man sich mit der bevorstehenden Wahl. Nach wenigen Tagen soll der neue Gouverneur ernannt werden. Seine erste Tätigkeit würde dann darin bestehen, die so sehnlichst erwartete Heirat mit möglichstem Pomp zu vollziehen. Das Festprogramm soll dabei in vollem Umfang wieder aufgenommen werden. Einen Bürgermeister,

einen Bürgermeister her! So tönt es aus jedem Mund. »Vorausgesetzt, daß diese Wahl nicht die halb entschlafene Rivalität aufs neue entfacht!« bemerkte Frascolin.

Doch nein, Calistus Munbar ist entschlossen, sich mit Händen und Füßen dagegen zu stemmen, um diese Angelegenheit zu einem guten Ende zu führen.

»Und sind unsere Liebenden nicht obendrein noch da?« ruft er. »Sie werden mir doch zustimmen, daß die Eigenliebe den Sieg über die gegenseitige Liebe nicht davontragen wird!«

Standard Island gleitet nach Nordosten weiter, dem Punkt zu, wo sich der 12. Breitengrad mit dem 175. Grad westlicher Länge schneidet. Nach dieser Gegend sind durch die letzten Telegramme von dem Aufenthalt an den Neuen Hebriden die von der Madeleinebai auszusendenden Proviantschiffe bestellt worden. Die Frage der Lebensmittelbeschaffung macht Kommodore Simcoe übrigens keine Sorge. Für mindestens einen Monat sind noch Vorräte da, und nach dieser Seite braucht man sich also keiner Beunruhigung hinzugeben. Nachrichten aus der Fremde fehlen freilich schon lange. Die politische Chronik ist mager geworden, der ›Starboard Chronicle‹ klagt darüber, der ›New Herald‹ ist in heller Verzweiflung. Doch immerhin, Standard Island bildet ja eine vollständige kleine Welt für sich, und was hat sie damit zu tun, was sich irgendwo anders auf der Erde zuträgt. Fehlt ihr die Anregung durch die leidige Politik? Getrost, in nicht ferner Zeit wird sie auch selbst solche – und vielleicht mehr als zu viel – treiben.

Der Wahlkampf wird eröffnet. Man bearbeitet die dreißig Mitglieder des Notabelnrats, in dem Backbord- und Steuerbordbewohner zu gleichen Teilen vertreten sind. Schon von Anfang an zeigt sich, daß die Wahl eines neuen Gouverneurs nicht ohne Streitigkeiten abgehen wird, denn Jem Tankerdon und Nat Coverley bewerben sich beide um diese Stellung.

Einige Tage verstrichen unter den unumgänglichen Vorbereitungen. Alles läßt aber erkennen, daß bei der Eigenliebe der zwei Kandidaten eine Übereinstimmung gar nicht oder doch nur sehr schwierig zu erzielen sein wird. In der Stadt wie in den Häfen

herrscht eine dumpfe Gärung. Die Agenten der beiden Stadthälften suchen die allgemeine Erregung noch zu schüren, um Druck auf die Notabeln auszuüben. So vergeht die Zeit ohne Aussicht auf eine friedliche Lösung. Ist jetzt nicht zu befürchten, daß Jem Tankerdon und die vornehmsten Backbordbewohner auf ihre von den Steuerbordbewohnern abgewiesenen Ideen zurückkommen, auf den unseligen Plan, Standard Island zu einer industriellen und handeltreibenden Insel umzugestalten? Darauf wird die andere Stadthälfte nimmermehr eingehen. Kurz, bald scheint die Partei Coverley obenauf zu schwimmen, bald die Partei Tankerdon die Oberhand zu haben. Damit kommt es zu Nörgeleien, zu bitteren Reden zwischen den beiden Lagern, die Beziehungen beider Familien kühlen sich mehr und mehr ab – eine Veränderung, die Walter Tankerdon und Miss Dy Coverley freilich nicht erkennen wollen. Was geht sie auch all dieses politische Gezänk an? . . .

Und doch gibt es ein recht einfaches Mittel, die Sache, wenigstens vom administrativen Standpunkt, zu regeln; man braucht ja nur zu beschließen, daß die beiden Kandidaten die Funktionen des Gouverneurs abwechselnd versehen sollen – 6 Monate dieser, 6 Monate jener, vielleicht auch jeder ein Jahr lang, wenn das besser erscheint. Dann ist jede Rivalität ausgeschlossen, und beide Parteien sind befriedigt. Was aber vernünftig ist, hat leider wenig Aussicht, in dieser Welt Anklang zu finden, und trotz seiner Unabhängigkeit von irgendeinem Land machen sich doch auf Standard Island alle Leidenschaften der Menschheit unter dem Mond geltend. »Da haben wir es nun«, sagt Frascolin eines Tages zu seinen Kameraden, »da haben wir die Schwierigkeiten, die ich kommen sah . . .«

»Und was scheren uns diese Streitigkeiten«, erwidert Pinchinat. »Welchen Schaden könnten sie uns bringen! In einigen Monaten sind wir in der Madeleinebai angelangt, unser Engagement ist zu Ende und wir setzen den Fuß wieder auf festes Land . . . Jeder mit seiner kleinen Million in der Tasche . . .«

»Wenn es nicht noch zu irgendeiner Katastrophe kommt!« wirft der unlenksame Sebastian Zorn ein. »Kann eine solche schwimmende Maschine je eine sichere Zukunft haben? Nach dem Zusammenstoß mit dem englischen Schiff der Einbruch der Raubtiere, nach den Raubtieren der Überfall der Neu-Hebridier ... nach diesen wilden Kerlen die ...«

»Schweig, du Unglücksvogel!« ruft Yvernes. »Schweig, oder wir legen dir noch ein Schloß vor den Schnabel!« Daß die Hochzeit Tankerdon/Coverley nicht an dem dafür bestimmten Tag gefeiert werden konnte, bleibt jedenfalls zu bedauern. Würden die beiden Familien durch dieses neue Band erst enger vereinigt, so hätte die schwierige Frage gewiß eine bequemere Lösung gefunden. Die jungen Gatten hätten wirksamer intervenieren können. Die jetzige Aufregung sollte jedoch nicht lange dauern, da die Wahl für den 15. März angesetzt war.

Kommodore Simcoe bemühte sich inzwischen nach Kräften, eine Annäherung zwischen den beiden Stadthälften herbeizuführen, erhielt aber nur die Antwort, er möge sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angingen. Er hat die Führung der Insel auf ihrer Fahrt, so möge er sie führen. Seine Pflicht ist es, Klippen zu vermeiden ... also hüte er sich vor solchen! Die Politik gehört nicht zu seinen Kompetenzen! Kommodore Simcoe läßt sich das nicht zweimal sagen.

Sogar religiöse Leidenschaften werden mit ins Spiel gebracht, und die Geistlichkeit – vielleicht tat sie damit Unrecht – mischte sich ebenfalls in den Streit. Der Pastor der Kirche und der Bischof der Kathedrale lebten doch sonst in bester Eintracht.

Die Journale sind dem Kampf natürlich auch nicht ferngeblieben. Der »New Herald« zieht für Tankerdon, der »Starboard Chronicle« für Coverley ins Feld. Tinte fließt in Strömen, leider ist zu befürchten, daß sich ihr später noch Blut beimischt. Gerechter Gott, ist der jungfräuliche Boden von Standard Island denn nicht schon beim Kampf mit den Wilden von den Neuen Hebriden genügend damit getränkt worden?

Eigentlich wendet sich das Interesse der großen Menge freilich meist den beiden Verlobten zu, deren Roman schon im ersten Kapitel abgebrochen wurde. Doch was konnten die Leute tun, um deren Glück zu sichern? Schon sind fast alle Beziehungen zwischen den beiden Hälften von *Milliard City* abgebrochen; von Gesellschaften, Einladungen, musikalischen Soireen ist keine Rede mehr. Wenn das so andauert, werden die Instrumente des Konzert-Quartetts in ihren Etuis verschimmeln können und die Künstler verdienen ihre enorme Gage mit der Hand in der Tasche.

Der Oberintendant wird, wenn er das auch nicht zugesteht, von einer tödlichen Unruhe verzehrt. Er spürt, daß er sich in schiefer Lage befindet, denn er muß sich das Gehirn zermartern, weder den einen noch den andern zu nah zu treten – bekanntlich das beste Mittel, um es sich mit allen zu verderben.

Am 12. März ist *Standard Island* schon ein gutes Stück nach dem Äquator zu hinaufgekommen, doch noch nicht weit genug, um dem von der *Madeleinebai* ausgesandten Schiff begegnen zu können. Das kann zwar nicht mehr lange dauern, wahrscheinlich wird die Wahl aber vorher stattfinden, da sie auf den 15. März festgesetzt ist. Die Steuerbord- wie die Backbordbewohner berechnen schon immer ihre Aussichten, wobei sich freilich zeigt, daß diese für beide Seiten gleich liegen, wenn sich nicht einige Stimmen von der einen schließlich der andern zuwenden.

Da taucht eine geniale Idee auf, die gleichzeitig all denen entsprungen zu sein scheint, die darum nicht hätten befragt werden sollen. Sie ist so einfach und muß jeder Rivalität sofort ein Ende machen. Auch die beiden Kandidaten würden sich mit dieser Lösung einverstanden erklären. Sie läuft darauf hinaus, das Gouvernement der Insel *Standard Island* dem König von *Malecarlien* zu übertragen. Der Ex-Souverän ist ja ein weiser, erfahrener Mann und weiß, was er will. Seine Duldsamkeit und seine Klugheit würde späteren Unannehmlichkeiten gewiß vorbeugen. Er kennt ja die Menschen gründlich und weiß, daß man mit ihren Schwächen und mit ihrer . . . Undankbarkeit zu rechnen hat. Der Ehrgeiz ist nicht seine Sache, und es würde ihm gewiß nie einfallen,

ein persönliches Regiment anstelle der demokratischen Institution zu setzen, die sich die Propellerinsel gegeben hat. Er würde nur der Vorsitzende des Verwaltungsrats der neuen Gesellschaft »Tankerdon, Coverley & Co.« sein.

Eine ansehnliche Anzahl von Kaufleuten und Beamten Milliard Citys nebst vielen Offizieren und Seeleuten aus den Häfen unterbreiten diesen Vorschlag ihrem königlichen Mitbürger in der Form eines Wunsches.

Ihre Majestäten empfangen die Deputation im unteren Salon ihrer Wohnung in der 39. Avenue. Die Abordnung findet zwar ein williges Ohr, stößt aber mit ihrem Anliegen auf unerschütterlichen Widerstand. Die entthronten Souveräne erinnern sich ihrer Vergangenheit, und der König antwortet unter der Macht dieses Eindrucks:

»Ich danke Ihnen, meine Herren! Ihr Angebot schmeichelt uns, wir fühlen uns aber in der jetzigen Lage glücklich und hegen die Hoffnung, diese auch in Zukunft keine Änderung erleiden zu sehen. Glauben Sie mir ja, wir haben mit den Illusionen, die von irgendeiner Souveränität untrennbar sind, für immer abgeschlossen! Ich bin nichts weiter als der einfache Astronom des Observatoriums von Standard Island und will auf keinen Fall etwas anderes sein!«

Bei einer so unzweideutigen Ablehnung war nichts mehr zu machen, und die Deputation zieht sich zurück. In den letzten Tagen vor dem Wahlgang erhitzen sich die Gemüter nur noch mehr. An Erzielung eines Einverständnisses ist nicht zu denken. Die Parteigänger Jem Tankerdons und Nat Coverleys vermeiden es sogar, sich in den Straßen zu begegnen. Niemand geht mehr aus einer Hälfte in die andere, und weder die Steuerbord- noch die Backbordbewohner überschreiten die 1. Avenue. Milliard City ist in zwei feindliche Städte zerfallen. Der einzige, der noch von der einen zur anderen läuft, der sich abhetzt, Blut und Wasser schwitzt, sich mit guten Ratschlägen erschöpft und doch von der linken wie der rechten Seite abgewiesen wird, ist der verzweifelte Oberintendant Calistus Munbar. Drei- oder viermal am Tag

»strandet« er dann wie ein Schiff in den Salons des Kasinos, wo das Quartett ihn vergeblich zu trösten sucht.

Kommodore Simcoe beschränkt sich auf das, was seine Pflicht ihm auferlegt. Er leitet die Propellerinsel gemäß der festgestellten Route. Mit heiligem Abscheu vor jeder Politik wird er jeden beliebigen Gouverneur willkommen heißen. Seine Offiziere wie die von Colonel Stewart zeigen sich der Frage gegenüber, die alle Köpfe zum Zerspringen erhitzt, ebenso uninteressiert wie er selbst. Auf Standard Island ist kein Militärputsch zu befürchten.

Der im Rathaus permanent tagende Rat der Notabeln streitet und streitet sich in einem fort. Man läßt sich sogar zu persönlichen Angriffen verleiten. Die Polizei sieht sich zu gewissen Vorsichtsmaßnahmen gezwungen, denn vor dem Rathaus drängt sich vom Morgen bis zum Abend eine lärmende Menschenmenge umher.

Obendrein verbreitet sich noch eine beklagenswerte Neuigkeit: Walter Tankerdon hat sich gestern im Hotel Coverley anmelden lassen und ... ist nicht empfangen worden.

Den beiden Verlobten hat man untersagt, sich weiter zu sehen, und da die Eheschließung nicht vor dem Überfall der Neu-Hebridier stattgefunden hat, wer könnte nun sagen, ob sie überhaupt noch stattfinden wird!

Endlich ist der 15. März gekommen. Im großen Saal des Rathauses soll die Wahl vor sich gehen. Eine grölende Menge erfüllt den Square wie einst das römische Volk den Platz vor dem Quirinal, wenn das Konklave zu einer neuen Besetzung des Stuhles St. Petri versammelt war. Wer wird nun aus der Wahlurne als Sieger hervorgehen? Wenn die Steuerbordbewohner Nat Coverley treu geblieben sind und die Backbordbewohner ebenso fest an Jem Tankerdon halten ... was soll schließlich daraus werden? ...

Der große Tag ist da. Zwischen 1 und 3 Uhr ist das gewohnte Leben auf Standard Island so gut wie ausgestorben. 5- bis 6.000 Personen wälzen sich vor den Fenstern des Rathauses umher. Man erwartet das Ergebnis der Abstimmung der Notabeln, die den beiden Stadthälften und den Häfen sofort telegrafisch mitgeteilt werden soll.

Um 1 Uhr 35 ist der erste Wahlgang beendet.

Die beiden Kandidaten erhalten gleich viele Stimmen.

1 Stunde später erfolgt die zweite Abstimmung.

Das Ergebnis bleibt exakt dasselbe.

Um 3 Uhr 35 erfolgt die Wahl zum dritten und letzten Mal.

Auch dabei erhält kein Kandidat auch nur mit einer Stimme die Mehrheit.

Der Rat geht auseinander und hat damit ganz recht. Bliebe er noch länger beisammen, würden seine Mitglieder zuletzt handgemein werden. Auf dem Weg über dem Square, den die einen nach dem Hotel Tankerdon, die anderen nach dem Hotel Coverley zu überschreiten, empfängt sie ein unheimliches Murren.

Die verwirrte Situation muß doch irgendwie ein Ende nehmen, sie beeinträchtigt die Interessen Standard Islands schon jetzt gar zu empfindlich.

»Unter uns gesagt«, meint Pinchinat, als er und seine Kameraden das Ergebnis der drei Wahlgänge durch den Oberintendanten erfahren, »meiner Ansicht nach gibt es doch ein sehr einfaches Mittel, die Sache zu regeln.«

»Welches?« fragt Calistus Munbar, der die Arme verzweifelnd zum Himmel erhebt. »Sprechen Sie . . . welches?«

»Je nun, man trennt die Insel in der Mitte, macht daraus zwei gleiche Hälften – wie aus einem Schiffszwieback – und dann fahren beide Teile, jeder mit dem Gouverneur seiner Wahl, wohin es ihnen beliebt . . .«

»Unsere Insel zerteilen!« ruft der Oberintendant, als ob Pinchinat ihm vorgeschlagen hätte, sich ein Bein amputieren zu lassen.

»Warum nicht? Mit Stemmeisen, Hammer und Schraubenschlüssel«, setzt Seine Hoheit hinzu, »wird sich das gar nicht so schwer ausführen lassen, und dann gibt es einfach auf dem Stillen Ozean zwei schwimmende Inseln statt der einen!«

Dieser Pinchinat kann doch niemals ernst sein, nicht einmal unter so schwierigen Verhältnissen wie jetzt.

Doch wenn sein Rat auch nicht buchstäblich befolgt werden soll, wenn man nicht zu Stemmeisen und Hammer greift, wenn keine Aufnietung längs der Achse der 1. Avenue, von der Rammsporn- bis zur Achterbatterie vorgenommen wird, so hat

sich doch im geistigen Sinn eine vollkommene Trennung vollzogen. Die Backbord- und die Steuerbordbewohner werden sich ebenso fremd werden, als wären sie durch 100 Meilen Meeresfläche voneinander getrennt. Die dreißig Notabeln sind nämlich zu dem Entschluß gekommen, geteilt unter sich abzustimmen, da jede Übereinstimmung doch ausgeschlossen ist. Auf der einen Seite wird Tankerdon zum Gouverneur seiner Hälfte ernannt, die er nur nach seiner Vorstellung verwalten wird; auf der andern ernannt man Nat Coverley zum Gouverneur der seinigen, die dieser nach Belieben regieren wird. Jede Hälfte wird ihren Hafen, ihre Schiffe, Offiziere, Seeleute, Beamten, Händler, ihr Elektrizitätswerk, ihre Maschinen, Motoren, Mechaniker, ihre Heizer behalten und die der andern Hälfte nicht bedürfen.

Das wäre ja alles sehr schön und gut, doch wie soll Kommodore Simcoe sich verdoppeln, was soll der Oberintendant Calistus Munbar anfangen, um seinen Dienstpflichten für die Allgemeinheit nachzukommen?

Die Aufgaben des letzteren sind ja nicht von so einschneidender Bedeutung und seine Stellung wird in Zukunft nur noch eine Sinekure sein. Von Lustbarkeiten und Festen konnte ja nicht wohl mehr die Rede sein, solange der Bürgerkrieg Standard Island bedroht, denn eine Wiederversöhnung erscheint ganz unmöglich.

Das geht noch aus einem Anzeichen hervor: am 17. März verkünden die Journale die endgültige Aufhebung der Verlobung zwischen Walter Tankerdon und Miss Coverley.

Ja, trotz ihres Bittens und Flehens ist sie aufgehoben worden und, wenn Calistus Munbar auch eines Tages anders geurteilt hätte, die gegenseitige Liebe ist doch nicht stärker gewesen als die Eigenliebe. Doch nein, Walter Tankerdon und Miss Dy lassen darum noch nicht voneinander. Sie werden eher ihre Familien verlassen ... werden sich in der Fremde verheiraten ... sie werden schon ein Fleckchen finden, wo man glücklich sein kann, ohne unter so vielen Millionen halb zu ersticken.

Nach der Ernennung Jem Tankerdons und Nat Coverleys ist an der Reiseroute Standard Islands bisher nichts geändert worden. Kommodore Simcoe führt sie weiter nach Nordosten. Erst in der

Madeleinebai angelangt, werden wahrscheinlich, dieses Stands der Dinge müde, viele Milliardeseer auf dem Land die Ruhe suchen, die ihnen das Juwel des Stillen Ozeans nicht zu bieten vermochte. Vielleicht wird die Propellerinsel gar von allen verlassen? . . . Dann wird man sie liquidieren, zur Versteigerung bringen, wie Alteisen nach Gewicht verkaufen und wieder zum Einschmelzen schicken.

Jedenfalls nehmen die 5.000 noch zurückzulegenden Meilen aber 5 Monate Fahrt in Anspruch, und im Laufe dieser Zeit kann die Laune und der Starrsinn der beiden Gouverneure noch manche Störung im Gefolge haben, da sich der Geist der Empörung nun einmal in den Köpfen der Bewohner eingenistet hat. Die Backbord- und die Steuerbordbewohner können handgemein werden, vielleicht gar aufeinander feuern und die stählernen Wege Milliard *Citys* noch mit ihrem Blut färben.

Nun, so weit wird es hoffentlich nicht kommen. Niemand wird einen neuen Sezessionskrieg, wenn auch nicht zwischen dem Norden und Süden, so doch zwischen dem Steuerbord und dem Backbord von Standard Island heraufbeschwören wollen. Dagegen ereignet sich etwas, was die ganze Insel mit einer Katastrophe bedroht. Am Morgen des 19. März befindet sich Kommodore Simcoe in seinem Kabinett auf dem Observatorium, wo er auf die Mitteilung der ersten Höhenbeobachtung wartet. Seiner Schätzung nach kann Standard Island nicht mehr weit von dem Teil des Meeres entfernt sein, wo sie mit den Proviantschiffen zusammentreffen soll. Von der Höhe des Turms aus beobachten mehrere Wachposten schon den ganzen Horizont, um das erste Auftauchen jener Dampfer zu melden. Bei dem Kommodore befinden sich der König von Malecarlien, Colonel Stewart, Sebastian Zorn, Pinchinat, Yvernes, Frascalin und eine Anzahl Offiziere und Beamte – aus den Reihen derer, die man neutral nennen könnte, da sie an den inneren Streitigkeiten nicht teilgenommen hatten. Für sie ist die Hauptsache, bald in der Madeleinebai einzutreffen, wo die jetzige beklagenswerte Sachlage ein Ende nehmen muß.

In diesem Augenblick ertönen zwei Glocken, und dem Kommodore werden telegrafisch zwei Befehle übermittelt. Sie kommen

aus dem Rathaus, wo sich Jem Tankerdon im rechten und Nat Coverley im linken Flügel mit ihren Parteigängern aufhalten. Von da aus regieren sie Standard Island, und so kann es nicht auffallen, daß gelegentlich einander völlig widersprechende Verordnungen ergehen.

Am selben Morgen nun war bezüglich der von Kommodore Simcoe verfolgten Reiseroute – und hierüber hätten sich die beiden Gouverneure doch mindestens verständigen sollen – kein übereinstimmender Beschluß zustande gekommen. Der eine, Nat Coverley, verlangte, daß Standard Island nach Nordosten weiterfahren und den Gilbert-Archipel anlaufen sollte; der andere, Jem Tankerdon, der sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen, bestand auf einer Route nach Südwesten und nach der Gegend Australiens zu. So weit ist es nun mit den beiden Rivalen gekommen, und ihre Freunde haben geschworen, sie zu unterstützen.

»Das hab' ich schon immer befürchtet«, sagt der Kommodore beim Empfang der gleichzeitig nach dem Observatorium abgegangenen Befehl.

»Und das darf im Interesse der Allgemeinheit nicht so weitergehen«, fügt der König von Malecarlien hinzu.

»Wofür entscheiden Sie sich nun?« fragt Frascaolin.

»Alle Wetter, ich bin doch begierig, wie sie manövrieren werden, Herr Simcoe!« ruft Pinchinat.

»Natürlich schlecht!« bemerkt Sebastian Zorn.

»Zunächst«, ergreift der Kommodore wieder das Wort, »wollen wir Jem Tankerdon und Nat Coverley wissen lassen, daß ihre Befehle völlig unausführbar sind, da sie sich widersprechen. Übrigens ist es vielleicht besser, daß Standard Island hier liegen bleibt, um die erwarteten Schiffe zu treffen.«

Diese sehr richtige Antwort wird sofort ans Rathaus telegraphiert.

Eine Stunde verstreicht ohne eine weitere Mitteilung an das Observatorium. Wahrscheinlich haben die beiden Gouverneure darauf verzichtet, die Fahrtrichtung jeder in entgegengesetztem Sinn zu ändern.

Plötzlich macht sich am Rumpf von Standard Island eine eigentümliche Bewegung fühlbar. Was bedeutet das? ... Es beweist, daß Jem Tankerdon und Nat Coverley ihren Starrsinn bis zur äußersten Grenze getrieben haben. Alle anwesenden Personen sehen sich an und bilden ebenso viele Fragezeichen.

»Was ist das? ... Was bedeutet das?«

»Was es bedeutet?« erwidert Kommodore Simcoe achselzuckend. »Es bedeutet, daß Jem Tankerdon direkte Befehle dem Mr. Watson im Backbordhafen, und Nat Coverley ebenso die seinen dem Mr. Somwah im Steuerbordhafen erteilt hat. Der eine hat angeordnet, vorwärts nach Nordosten, und der andere, die Maschinen rückwärts arbeiten zu lassen und nach Südwesten zu fahren. Die Folge davon ist, daß Standard Island sich auf derselben Stelle nur dreht, und diese Drehung wird eben so lange dauern, wie die Sturköpfigkeit der beiden Persönlichkeiten!«

»Ach«, ruft Pinchinat, »da wird ja zuletzt ein Walzer daraus. Der Walzer der Dickköpfe! ... Nun kann sich Athanase Dorémus zur Ruhe setzen, die Milliardeneser brauchen seinen Unterricht nicht mehr!«

Diese sinnlose und, von gewissem Gesichtspunkt betrachtet, komische Lage hätte wirklich zum Lachen reizen können. Leider ist das zweifache Manöver entschieden nicht ohne Gefahr, wie der Kommodore erklärt.

Unter dem Druck seiner 10 Millionen PS in entgegengesetztem Sinn gezogen, riskiert Standard Island – auseinanderzubrechen.

In der Tat arbeiten die Maschinen und die Schrauben jetzt mit allergrößter Kraft, was man am Erzittern des stählernen Untergrunds erkennt. Man denke dabei nur an ein Gespann, von dem ein Pferd hierhin, das andere dorthin will, und man erhält eine Vorstellung von dem, was hier vorgeht.

Mit einer sich steigenden Schnelligkeit der Bewegung rotiert Standard Island um ihre eigene Achse, der Park und das Feld beschreiben konzentrische Kreise und die an den Ufern der Insel liegenden Teile tanzen mit der Geschwindigkeit von 10 bis 12 Meilen pro Stunde im Wasser herum.

Den Maschinisten, die durch ihre Handhabung der Maschine diese Drehbewegung hervorbringen, vernünftig zuzureden, daran ist gar nicht zu denken. Kommodore Simcoe hat keine Autorität über sie. Sie unterliegen denselben Leidenschaften wie die Einwohner ihrer Hälften alle, Watson und Somwah werden bis zum Ende, Maschine gegen Maschine, Dynamo gegen Dynamo, zu keiner Änderung zu bewegen sein.

Da ereignet sich noch etwas, was schon durch seine Unannehmlichkeit die Köpfe hätte beruhigen, die Herzen weicher stimmen sollen.

Infolge der Rotation Standard Islands werden viele Milliarden, und vor allem Milliardeneserinnen, von eigentümlichem Schwindel befallen. In den Wohnungen leiden sie an unangenehmer Übelkeit, besonders in denen, die wegen ihrer Entfernung vom Mittelpunkt einer schnelleren »Walzer«-Bewegung ausgesetzt sind.

Yvernes, Pinchinat und Frascalin können sich gar nicht mehr enthalten zu lachen, obwohl die Situation entschieden kritisch zu werden droht. In der Tat steht Standard Island jetzt kurz vor einer materiellen Trennung, die, wenn es dazu kommt, der moralischen die Waage halten dürfte. Der arme Sebastian Zorn wird unter dem Einfluß der unablässigen Drehbewegung blaß ... sehr blaß. Er »hisst seine Flagge«, wie Pinchinat sagt, und das Herz liegt ihm auf der Zunge. Soll dieser verteufelt schlechte Scherz denn gar kein Ende nehmen? Soll er gefangen bleiben auf der ungeheuren Drehscheibe, die nicht einmal die Eigenschaft hat, einem die Zukunft zu weissagen ...

Eine ganze, endlos erscheinende Woche lang hat Standard Island nicht aufgehört, sich um ihren Mittelpunkt *Milliard City* zu bewegen. Unablässig ist die Stadt von einer Menge Leute erfüllt, die hier Hilfe gegen ihre Übelkeit suchen, weil die Drehung Standard Islands in der Mitte am wenigsten fühlbar ist. Vergeblich haben der König von Malecarlien, Kommodore Simcoe und Colonel Stewart versucht, bei den beiden Mächten, die sich das Rathaus teilen, zu intervenieren. Keiner hat seine Flagge streichen wollen. Und wenn Cyrus Bikerstaff hätte wieder auferstehen können, er

würde an dieser ultra-amerikanischen Hartnäckigkeit gescheitert sein.

Um das Unglück vollzumachen, ist der Himmel seit 8 Tagen so andauernd bewölkt gewesen, daß es ganz unmöglich war, die Sonnenhöhe zu messen. Kommodore Simcoe hat jedes Urteil über die Lage Standard Islands verloren. Durch seine mächtigen Propeller in entgegengesetztem Sinn von zwei Seiten angetrieben, fühlt man es nur bis zu den Platten seiner Untergrundkammern erzittern. Keinem Menschen ist es eingefallen, sich wieder in sein Haus zu begeben. Der Park strotzt von Leuten. Alles kampiert unter freiem Himmel. Von der einen Seite schallen die Rufe: »Hurra für Tankerdon!« – von der andern: »Hurra für Coverley!« – Die Augen sprühen Blitze. Die Hände ballen sich zur Faust. Soll sich wirklich, jetzt, wo die Bevölkerung einem Anfall unsinniger Aufregung verfallen ist, noch der Bürgerkrieg mit all seinen Greueln entfesseln? Doch wie dem auch sei, jedenfalls wollen weder die einen noch die andern die näherkommende Gefahr erkennen. Niemand gibt nach, sollte das Juwel des Stillen Ozeans darum auch in tausend Stücke gehen! So wird es also fortfahren, sich zu drehen bis zu der Stunde, wo die Dynamos wegen Strommangel die Propeller nicht mehr zu treiben vermögen.

Inmitten dieser allgemeinen Aufregung, von der Walter Tankerdon sich nicht anstecken läßt, ist der arme junge Mann eine Beute der quälendsten Angst. Er fürchtet nicht für sich, wohl aber für Miss Dy Coverley, daß eine plötzliche Zerreißung Milliard City vernichten könne. Seit 8 Tagen schon hat er diejenige nicht mehr sehen können, die seine Braut gewesen ist und bereits seine Gattin hätte sein sollen. In seiner Verzweiflung hat er seinen Vater zwanzigmal angefleht, von diesem beklagenswerten Manöver abzulassen . . . Jem Tankerdon hat ihn ohne ein Wort aus dem Zimmer geführt . . . er will nichts hören . . . In der Nacht vom 27. zum 28. März versucht Walter Tankerdon im Schutz der Finsternis das junge Mädchen zu treffen. Er will bei ihr sein, wenn die Katastrophe eintritt. Erst mischt er sich unter die Menschen, die die 1. Avenue füllen, und wagt sich dann in die feindliche Stadthälfte hinüber, um zum Hotel Coverley zu gelangen.

Nicht lange vor Anbruch des Tages erschüttert eine furchtbare Explosion die Luft bis in die höchsten Schichten. Bis über die Grenze ihrer Widerstandsfähigkeit angespannt, sind die Kessel an Backbord samt den Maschinenhäusern in die Luft geflogen. Und da die Quelle der elektrischen Energie auf dieser Seite plötzlich versiegt, sieht sich die Hälfte von Standard Island unerwartet in tiefste Finsternis versenkt.

### 13. KAPITEL

#### *Ein Schlußwort Pinchinats*

Wenn die Maschinen im Backbordhafen infolge der Explosion der Kessel jetzt außer Betrieb gesetzt sind, so haben doch die im Steuerbordhafen keinen Schaden erlitten. Freilich besitzt Standard Island damit bloß noch einen einzigen Mechanismus zur Fortbewegung. Auf die Schrauben der Steuerbordseite beschränkt, wird die Insel sich zwar um sich selbst drehen, doch nicht mehr vorwärtskommen.

Die Lage hat sich hierdurch arg verschlimmert. So lange Standard Island noch über seine beiden funktionierenden Maschinen verfügte, hätte es nur des Einvernehmens zwischen der Partei Tankerton und der Partei Coverley bedurft, um dieser Lage der Dinge ein Ende zu machen. Die Motoren hätten wie bisher in gleichem Sinn gearbeitet und die schwimmende Insel wäre, nur mit einigen Tagen Verspätung, wieder auf dem Weg nach der Madeleinebai gewesen.

Jetzt kann davon keine Rede mehr sein. Jede Steuerung war unmöglich geworden; Kommodore Simcoe verfügt nicht mehr über die nötige Antriebskraft, aus der entfernten Meeresgegend fortzukommen.

Hätte sich Standard Island die letzte Woche hindurch nur auf derselben Stelle gehalten, so daß sie die erwarteten Dampfer erreichen konnten, wäre es vielleicht noch möglich gewesen, nach der nördlichen Erdhalbkugel zurückzugelangen . . .

Leider zeigt eine heute vorgenommene astronomische Beobachtung aber, daß Standard Island während der dauernden Drehbewegung weiter nach Süden, vom 12. bis zum 17. Breitengrad hinunter, abgetrieben ist.

Zwischen der Gruppe der Neuen Hebriden und der der Fidschi-Inseln bestehen nämlich, infolge der geringen Entfernung zwischen den beiden Archipelen, gewisse Strömungen, die nach Südosten verlaufen. Solange ihre Maschinen übereinstimmend arbeiteten, konnte Standard Island gegen diese Strömungen leicht aufkommen. Von dem Augenblick an aber, wo sie von Schwindel ergriffen wurde, verfiel sie widerstandslos deren Zug nach dem Wendekreis des Steinbocks.

Kommodore Simcoe, der sich hierüber klargeworden ist, verhehlt vor den braven Leuten, die wir als »Neutrale« bezeichnet haben, auch keineswegs den Ernst der Sachlage.

»Wir sind um 5 Grad nach Süden verschlagen worden«, erklärt er ihnen. »Was nun der Führer eines Dampfers mit beschädigter Maschine noch tun kann, dazu bin ich an Bord von Standard Island nicht imstande. Unsere Insel hat keine Segel, um wenigstens den Wind nutzen zu können, wir sind auf Gnade oder Ungnade den Strömungen ausgeliefert. Wohin sie uns tragen werden, weiß ich vorläufig noch nicht. Die von der Madeleinebai auslaufenden Dampfer werden uns an den verabredeten Stellen vergeblich suchen, denn dem Anschein nach treiben wir mit einer Geschwindigkeit von 8 bis 10 Seemeilen pro Stunde nach dem am wenigsten befahrenen Teil des Stillen Ozeans hinunter.«

Mit diesen wenigen Worten schildert Ethel Simcoe die Lage der Dinge, die er nicht zu ändern vermag. Die Propellerinsel gleicht einem ungeheuren, der Laune der Strömungen ausgelieferten Treibgut. Bei nördlicher Strömung wird sie nach Norden, bei südlicher nach Süden mitgenommen, vielleicht bis zur Grenze des Antarktischen Eismees. Wenn aber . . .

Diese Lage der Dinge wird den Bewohnern *Milliard Citys* wie denen der beiden Häfen bald genug bekannt. Überall erweckt sie

eine unsägliche Beängstigung und, was ja ganz menschlich erscheint, eine gewisse Beruhigung der erregten Gemüter gegenüber dieser neuen Gefahr. Niemand denkt mehr an Bruderkrieg, und wenn der gegenseitige Haß auch fort dauert, so ist dessen gewalttätiger Ausbruch jetzt ausgeschlossen. Nach und nach kehren alle in ihre Stadthälfte, ihr Quartier, in ihr Haus zurück. Jem Tankerdon und Nat Coverley verzichten darauf, sich um den Vorrang zu streiten. Auf Vorschlag der beiden Gouverneure einigt sich der Notablenrat auch in dem einzig vernünftigen Beschluß, der von den vorliegenden Verhältnissen diktiert wird: er legt alle Gewalt in die Hand von Kommodore Simcoe zurück, des einzigen Chefs, dem für die Zukunft Heil und Wohlergehen Standard Islands anvertraut ist.

Ethel Simcoe fügt sich dieser Aufgabe ohne Zögern. Er zählt auf die Ergebenheit seiner Freunde, seiner Offiziere und des gesamten Personals. Was wird er aber leisten können an Bord dieses riesigen schwimmenden Bauwerks von 27 Quadratkilometern Fläche, das, seit es nicht mehr seine beiden Maschinen hat, ganz unlenkbar geworden ist?

Wahrlich, man fühlt sich geradezu gedrängt zu sagen, daß der jetzige Zustand Standard Islands, die bisher als unerreichtes Meisterwerk der Schiffsbaukunst galt, einer Verurteilung gleichkommt, da solche Unfälle sie zum Spielwerk von Wind und Wellen gemacht haben.

Diese Unfälle sind freilich auf keine Naturkräfte zurückzuführen, denn seit seiner Gründung hat das Juwel des Stillen Ozeans alle Stürme, Orkane und Zyklone siegreich überstanden. Sie sind nur die Folge innerer Streitigkeiten, die Rivalität der Milliardeneser, des traurigen Starrsinns der einen, nach Süden, und der andern, nach Norden fahren zu wollen. Ihre ganz unermeßliche Torheit ist es, die die Explosion der Kessel auf Backbord verschuldete.

Doch wozu nützen jetzt Vorwürfe? Vor allem gilt es, sich über die Zerstörung am Backbordhafen und in dessen Nähe Klarheit zu verschaffen. Die Explosion der stark überheizten Verdampfungsapparate hat alles verheert und obendrein den Tod von zwei Maschinenisten und sechs Heizern herbeigeführt. Nicht geringer sind

die Verwüstungen der Anlagen, worin für diese Hälfte Standard Islands der zu so vielen Zwecken benutzte elektrische Strom erzeugt wurde. Zum Glück arbeiten die Dynamos des Steuerbords ungestört weiter und wie Pinchinat bemerkt:

»Man wird sich eben mit *einem* Auge behelfen müssen!

»Das möchte noch angehen«, sagt Frascolin darauf, »wir haben aber auch ein Bein verloren und das noch vorhandene nützt nur verzweifelt wenig!«

Einäugig und hinkend zu sein, das ist ein bißchen viel!

Die Besichtigung ergibt, daß an eine Reparatur der Havarien nicht zu denken und es deshalb ausgeschlossen ist, das Abtreiben nach Süden aufzuhalten. Es gilt also ruhig abzuwarten, daß Standard Island einmal wieder aus der Strömung kommt, die sie jetzt nach dem Wendekreis trägt.

Weiter erscheint es notwendig nachzusehen, in welchem Zustand sich die Einzelkammern des Unterbaus befinden, der durch die 8tägige Drehbewegung doch hätte Schaden leiden können. Manche Platten konnten dadurch ja verbogen, manche Nietengelockert worden sein. Wenn aber gar da und dort ein Leck entstanden wäre, wie sollte das wieder verschlossen werden?

Die Ingenieure unterziehen sich dieser zweiten Untersuchung. Ihre Berichte an Kommodore Simcoe klingen wenig beruhigend. An mehreren Stellen sind durch die dauernde Drehung Platten gesprungen und Versteifungen gebrochen. Tausende von Bolzen sind herausgetrieben und zahlreiche Risse entstanden. Verschiedene Kammern stehen bereits voll Wasser. Da sich die normale Schwimmlinie aber noch nicht merklich gesenkt hat, ist die Haltbarkeit des metallischen Untergrunds auch noch nicht bedroht, und die Eigentümer von Standard Island haben für ihr Eigentum zunächst nichts zu fürchten. Die meisten Risse zeigen sich an der Achterbatterie. Vom Backbordhafen ist der eine Pier infolge der Explosion versunken. Der Steuerbordhafen dagegen ist unversehrt, und seine Dammbauten schützen die Schiffe wie früher gegen den Wogenschlag des Meeres.

Nun ergeht der Befehl, alles, was reparaturfähig ist, schleunigst wieder in den vorigen Stand zu setzen. Die Bevölkerung muß in

erster Linie darüber beruhigt werden, daß keine Lebensgefahr besteht. Es war ja schlimm genug, ja noch mehr als das, daß Standard Island wegen Fehlens seiner Backbordmotoren nicht einmal mehr nach dem nächsten Land gesteuert werden kann. Dagegen gibt es kein Heilmittel.

Nun bleibt noch die Frage der Ernährung zu lösen übrig, die Frage, ob die vorhandenen Vorräte wohl für 1, für 2 Monate ausreichen werden.

Die durch Kommodore Simcoe veranlaßten Aufnahmen ergaben folgendes:

Was das Wasser betrifft, ist nichts zu befürchten. Trotz der Zerstörung der einen Destillieranstalt wird der nötige Wasserbedarf durch die zweite, unversehrt gebliebene Anlage zu decken sein.

Bezüglich der festen Nahrungsmittel verhält es sich freilich nicht so günstig. Alles in allem dürften sie nur 14 Tage lang ausreichen, wenn der gewöhnliche Verbrauch der 10.000 Einwohner nicht stark eingeschränkt wird. Außer Früchten und Gemüsen muß ja bekanntlich alles von außen eingeführt werden ... Von außen? ... Ja, wo liegt das denn? In welcher Entfernung befinden sich die nächsten Länder und wie sind sie zu erreichen? ...

Trotz der voraussichtlichen unangenehmen Wirkung muß der Kommodore sich doch zu einer Verordnung entschließen, die die Lieferungs menge an Nahrungsmitteln wesentlich verkleinert. Noch am selben Abend verbreiten die telefonischen und die teleautografischen Drähte die erschreckende Nachricht.

In *Milliard City* wie in den Häfen herrscht darüber die größte Bestürzung und man ahnt nur noch schwerere Katastrophen. Das Gespenst des Hungers – um ein abgenutztes, aber treffendes Bild zu gebrauchen – erhebt sich nun gewiß bald am Horizont, da eine Erneuerung des Proviantes unmöglich ist. Zum Unglück hat Kommodore Simcoe auch kein einziges Schiff zur Hand, das er nach dem Festland Amerikas senden könnte. Ein böses Geschick hat es gewollt, daß das letzte vor 3 Wochen in See ging, als es die sterblichen Überreste Cyrus Bikerstaffs und der bei dem Kampf vor *Eromanga* gefallenen Leute zur Beerdigung fortführte. Damals wäre

es sicher niemand eingefallen, daß Fragen der Eigenliebe Standard Island in noch schlimmere Verhältnisse als die durch den Überfall der Neu-Hebridier versetzen könnten.

Ja, was nützt es denn, Milliarden zu besitzen, reich zu sein wie die Rothschilds, die Mackays, Astors, Vanderbilts oder die Goulds, wenn kein Reichtum imstande ist, den Hunger zu beschwören! Wohl haben diese Nabobs den größten Teil ihres Vermögens in Banken der Alten und der Neuen Welt in Sicherheit gebracht, doch wer weiß, ob nicht schon der Tag nah ist, wo sie sich auch für 1 Million kein Pfund Fleisch oder Brot verschaffen können!

Die Schuld liegt dabei freilich nur an ihren sinnlosen Zänkereien, ihrer törichten Rivalität, an ihrem Verlangen, die Macht in die Hände zu bekommen. Sie, die Tankerdons und die Coverleys, sind die Urheber all dieses Unheils! Und sie mögen sich nur hüten vor den Repressalien, vor dem gerechten Zorn der Offiziere, der höheren und niederen Beamten, der Händler und der ganzen Bevölkerung, die sie in so schwere Gefahr gebracht haben. Wessen werden die Bedauernswerten fähig sein, wenn sie erst die Qualen des Hungers verspüren!

Diese Vorwürfe gelten aber nicht Walter Tankerdon und ebensowenig Miss Dy Coverley, auf die kein Tadel, der nur ihre Väter trifft, fallen kann. Nein, der junge Mann und das junge Mädchen sind nicht verantwortlich zu machen; in ihnen erblickte man ja das Band, das die Zukunft beider Stadthälften sichern sollte, und sie, sie haben das nicht zerrissen.

Im Laufe von 48 Stunden konnte wegen stets bedeckten Himmels kein Besteck gemacht und die augenblickliche Lage Standard Islands also kaum annähernd bestimmt werden.

Am Morgen des 31. März zeigte sich der Zenit ziemlich klar, und auch der mehr tiefliegende feine Nebel löste sich allmählich auf. Nun durfte man hoffen, eine Messung der Sonnenhöhe durchführen zu können.

Alles wartet darauf mit fieberhafter Spannung. Mehrere hundert Einwohner haben sich nach der Rammspornbatterie begeben und Walter Tankerdon hat sich ihnen angeschlossen. Doch weder sein Vater noch Nat Coverley oder einer der Notabeln, die man

mit Recht anklagen kann, diese Lage der Dinge herbeigeführt zu haben, wagen sich aus ihren Hotels heraus, in die sie der öffentliche Unwille verbannt hat.

Kurz vor Mittag bereiten die Beobachter sich darauf vor, die Höhe der Sonne im Augenblick ihrer Kulmination festzustellen. Zwei Sextanten, einer in den Händen des Königs von Malecarlien, der andere in denen von Kommodore Simcoe, sind nach dem Himmel gerichtet.

Nach Aufnahme der Mittagshöhe nimmt man, unter Berücksichtigung der nötigen Korrekturen, die Berechnungen vor und diese ergeben  $29^{\circ} 17'$  südliche Breite.

2 Stunden später erhält man durch eine zweite und unter gleich günstigen Bedingungen verlaufende Beobachtung als Resultat für die Länge  $179^{\circ} 32'$  östlich von Paris.

Seit Standard Island also eine Beute der wahnsinnigen Drehbewegung war, ist sie durch Strömungen an die 1.000 Meilen weit nach Südosten getrieben worden.

Nach Eintragung der genauen Lage auf der Karte erkennt man folgendes:

Die nächsten, doch immer noch an die 100 Meilen entfernten Inseln bilden die Gruppe der Kermadec . . . öde, kaum bewohnte und aller Ressourcen bare Felsen, und auch nach diesen konnte man sich nicht hinbewegen. 300 Meilen südlicher liegt Neuseeland . . . Doch wie dahingelangen, wenn die Strömung nach dem hohen Meer zu verläuft? 1.500 Meilen im Westen befindet sich Australien, und einige tausend Meilen weit im Osten Südamerika, genauer etwa Chile. Jenseits Neuseelands breitet sich die Eiswüste des Antarktischen Polarmeeres aus. Soll es Standard Island beschieden sein, an dessen unwirtlichen Küsten zu zerschellen? Sollten später dahinkommende Schiffer eines Tages die Überreste einer ganzen, vor Elend und Hunger umgekommenen Bevölkerung auffinden?

Kommodore Simcoe ist bemüht, die Strömungen dieser Meeresgegend aufs eingehendste zu studieren. Was wird geschehen, wenn jene sich nicht ändern, wenn sie keine entgegengesetzte

Strömung treffen, wenn einer der furchtbaren Stürme losbricht, die in zirkumpolaren Gegenden so häufig sind?

Diese Fragen sind gewiß geeignet, neue Unruhe zu erwecken. Die Geister lehnen sich mehr und mehr auf gegen die Urheber des Unglücks, gegen die Nabobs von *Milliard City*, die für deren Lage verantwortlich sind.

Es bedarf des ganzen Einflusses des Königs von Malecarlien, der ganzen Energie von Kommodore Simcoe und Colonel Stewart, der ganzen Ergebenheit der Offiziere und deren ganzer Autorität über die Seeleute und die Soldaten der Miliz, um eine Meuterei zu verhüten.

Ohne Änderung schleichen die Tage dahin. Jedermann hat sich bezüglich der Ernährung auf die festgesetzten Rationen beschränken müssen – die reichsten Leute ebenso wie die übrigen.

Der Wachdienst wird inzwischen mit peinlichster Aufmerksamkeit gehandhabt und der Horizont sorgfältig abgesucht. Wenn ein Schiff auftauchte, würde man ihm ein Signal geben, und vielleicht würde es dadurch möglich, die unterbrochenen Verbindungen mit der übrigen Welt wieder herzustellen. Leider treibt die Propellerinsel außerhalb der Schiffsstraßen, und es sind immer nur sehr wenige Fahrzeuge, die die Grenzgewässer des Antarktischen Meeres kreuzen. Und da unten im Süden steigt vor dem Auge der erhitzten Fantasie das Gespenst des Pols auf, über den sich der vulkanische Lichtschein von Erebus und Terror verbreitet.

In der Nacht vom 3. zum 4. April ereignete sich einmal ein glücklicher Umstand. Der seit einigen Tagen sehr heftige Nordwind flaute plötzlich ab. Es folgt ihm eine Windstille, und dann springt der Wind unerwartet von Südost auf infolge einer atmosphärischen Laune, wie sie um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen ja so häufig sind.

Kommodore Simcoe schöpft wieder etwas Hoffnung. Es genügt, daß *Standard Island* nur etwa 100 Seemeilen nach Westen verschlagen wird, wo sie dann eine Gegenströmung nach Australien oder Neuseeland führen würde. Jedenfalls ist ihr weiteres Abtreiben Richtung Polarmeer aufgehalten, und damit rückt die

Wahrscheinlichkeit, einem Schiff in der Nähe der großen australasischen Länder zu begegnen, entschieden näher.

Mit Sonnenaufgang hat die Südostbrise merklich aufgefrischt, und deutlich verspürt Standard Island ihren Einfluß. Ihre Hochbauten, das Observatorium, das Rathaus, die Kirche und die Kathedrale bieten dem Wind immerhin einige Angriffspunkte. Sie vertreten die Stelle der Segel an Bord dieses Riesenfahrzeugs von 432 Millionen Tonnen.

Obwohl der Himmel von rasch dahinfliegenden Wolken gestreift ist, wird eine Ortsbestimmung, da die Sonne dann und wann durchbricht, doch vielleicht durchführbar sein.

In der Tat gelang es zweimal, die Höhe der Sonne zwischen den Wolken zu messen. Die Berechnungen ergaben dann, daß Standard Island seit gestern wieder um 2 Grad nach Norden getrieben ist.

Das ist schwerlich damit zu erklären, daß die Schraubeninsel nur dem Druck des Windes gefolgt wäre; es liegt vielmehr der Schluß nahe, daß sie in einen der großen Stromwirbel geraten ist, die die Strömungen im Stillen Ozean trennen, daß sie das Glück gehabt habe, den nach Nordwesten laufenden Teil eines solchen Wirbels zu treffen und ihre Aussichten auf Rettung zu verbessern. Doch wahrhaftig, die darf nicht mehr lange ausbleiben, denn es ist schon wiederholt nötig geworden, die Proviantrationen herabzusetzen. Die Vorräte verringern sich in einem Maß, das angesichts der Verpflichtung, 10.000 Menschen zu ernähren, sehr beunruhigend ist. Durch die Bekanntgabe der letzten astronomischen Beobachtung an die beiden Häfen und an die Stadt vollzieht sich eine Art Beruhigung der Gemüter. Es ist ja bekannt, wie schnell die große Menge von einer Empfindung zur andern, von der Verzweiflung zur Hoffnung überspringt. Das war hier der Fall. Die Einwohnerschaft, die sich von der in die Großstädte des Festlands eingepferchten erbärmlichen Menge so sehr unterscheidet, sollte wohl der Betörung weniger unterworfen, sollte überlegender und geduldiger sein . . . und war das sonst auch wirklich. Bei drohender Hungersnot ist freilich alles möglich.

Im Laufe des Vormittags zeigt der Wind Neigung, an Stärke noch weiter zuzunehmen. Das Barometer sinkt langsam. Das Meer erhebt sich zu langen, gewaltigen Wogen, ein Beweis, daß im Südosten schwere atmosphärische Störungen geherrscht haben müssen. Die sonst unerschütterliche Standard Island spürt jetzt die großen Niveauveränderungen des Wassers entschieden stärker. Einige Häuser geraten in bedrohliches Schwanken, und die Gegenstände darin werden von ihrem Platz verschoben, wie das bei Erdbeben vorkommt. Die den Milliardestern ganz neue Erscheinung ruft natürlich wieder große Beunruhigung hervor. Kommodore Simcoe und sein Personal verweilen ununterbrochen auf dem Observatorium, wo jetzt alle Dienstzweige vereinigt sind. Die Stöße, die das Gebäude erschüttern, erfüllen sie nicht weniger mit Besorgnis, und sie können sich den Ernst der Lage nicht gut verhehlen.

»Ganz zweifellos«, sagt der Kommodore, »hat Standard Island in ihrem Unterbau gelitten. Die Einzelkammern werden sich zum Teil gelockert haben, der ganze Rumpf zeigt nicht mehr die Widerstandsfähigkeit, die ihn früher so vorteilhaft auszeichnete.«

»Und Gott gebe«, fügt der König von Malecarlien hinzu, »daß unsere Insel keinen heftigen Sturm auszuhalten hat, sie würde ihm wohl nicht mehr widerstehen!«

Ja, jetzt hat die Einwohnerschaft das Vertrauen zu ihrem künstlichen Erdboden verloren. Sie fühlt, daß ihr der Stützpunkt unter den Füßen schwindet . . . Da wäre es freilich hundertmal besser, auf den Felsen der antarktischen Länder zu stranden. Jeden Augenblick zu befürchten, daß Standard Island sich auftut und in den Abgründen des Stillen Ozeans, deren Tiefe die Sonde noch nicht überall zu messen ausreichte, versinkt . . . dem können auch die mutigsten Herzen nicht ohne Zagen entgegensehen. Es kann nun gar nicht mehr bezweifelt werden, daß einzelne Abteilungen des Unterbaus neue Havarien erlitten haben. Da haben sich gewiß Zwischenwände voneinander gelöst und sind viele Nieten abgesprengt worden.

Im Park, längs des Serpentineflusses, wie in den äußersten Straßen der Stadt bemerkt man ein unbestimmtes Auf- und Abschaukeln, das offenbar von dem sich verschiebenden Untergrund herrührt. Schon senken sich mehrere Gebäude recht bedenklich, und wenn sie zusammenbrechen, zertrümmern sie sicherlich den Untergrund, der sie trug. An das Verstopfen entstandener Lecke ist aber gar nicht zu denken. Daß in verschiedene Abteilungen des Untergrunds Wasser eingedrungen ist, liegt auf der Hand, denn die Schwimmlinie hat sich jetzt verändert. Fast im ganzen Umkreis, an den beiden Häfen wie an der Rammsporn- und an der Achterbatterie, ist die Propellerinsel um etwa einen Fuß gesunken, und wenn sich das weiter fortsetzt, werden die Wellen über den Uferrand zu schlagen anfangen. Wenn das Gleichgewicht Standard Islands aber einmal gestört ist, kann ihr gänzlicher Untergang nur noch eine Frage der Zeit sein.

Kommodore Simcoe hätte diese Sachlage gern verheimlicht, denn sie mußte eine Panik, vielleicht noch Schlimmeres hervorrufen. Wozu könnten sich die Einwohner gegen die Urheber dieses Unglücks hinreißen lassen! Sie können ja nicht, wie Passagiere eines Schiffes, ihr Heil in der Flucht suchen, sich in vorhandene Boote werfen oder ein Floß herstellen, auf das sich eine Mannschaft in der Hoffnung rettet, auf einem andern Schiff Aufnahme zu finden. Hier war dieses Floß selbst, nämlich Standard Island, dem Versinken nahe.

Von Stunde zu Stunde läßt Kommodore Simcoe die Veränderungen der Schwimmlinie aufzeichnen. Das Niveau Standard Islands sinkt mehr und mehr. In die Kammern des Unterbaus dringt also offenbar langsam, doch unaufhaltsam immer mehr Wasser ein.

Die Witterungsaussichten sind daneben auch noch schlimmer geworden. Der Himmel färbt sich mit bleichem, rötlichem oder kupferrotem Schein. Das Barometer sinkt noch immer und alles deutet auf einen kurz bevorstehenden Gewittersturm hin. Hinter den aufgehäuften Dunstmassen erscheint der Horizont so nah gerückt, als wolle er sich um das Ufer Standard Islands zusammenziehen.

Gegen Abend entfesseln sich schon furchtbare Windstöße. Durch die Gewalt des Seegangs, der von unten her anschlägt, krachen die Kammern, brechen die Versteifungen und zerreißen die Platten. Überall hört man den Fortgang der Zerstörung. Die Avenuen der Stadt, die Rasenflächen des Parks drohen sich zu öffnen. Mit Anbruch der Nacht haben sich alle Bewohner aus der Stadt auf die Felder geflüchtet, die, von schweren Gebäuden weniger belastet, etwas größere Sicherheit bieten. Alle verteilen sich zwischen den beiden Häfen und zwischen Rammsporn- und Achterbatterie.

Gegen 9 Uhr erschüttert ein besonders starker Stoß Standard Island bis zum Grund. Das Elektrizitätswerk des Steuerbordhafens versinkt dabei. Es wird so finster, daß man weder Himmel noch Meer mehr sehen kann. Neue Bodenerschütterungen bringen die Gebäude zum Einstürzen wie Kartenhäuser. Binnen wenigen Stunden dürfte von den Oberbauten Standard Islands voraussichtlich gar nichts mehr übrig sein.

»Meine Herren«, beginnt Kommodore Simcoe, »wir können auf dem Observatorium, das jeden Augenblick zusammenzuberechnen droht, nicht länger bleiben. Wir wollen aufs Feld hinausgehen und dort das Unwetter abwarten . . . «

»Es ist ein Zyklon«, bemerkt der König von Malecarlien, »sonst wäre das Barometer nicht auf 713 Millimeter gesunken.«

In der Tat ist die Propellerinsel von einem jener schrecklichen Luftwirbel gepackt worden, jener Wirbelstürme, die auf der südlichen Halbkugel um eine vertikale Achse von Westen durch Süden nach Osten verlaufen. Ein Zyklon bringt vor allem die schrecklichsten Unfälle mit sich, und um diesen zu entgehen, muß man dessen verhältnismäßig ruhigen Mittelteil zu erreichen suchen. Das ist beim Fehlen der Antriebskraft hier aber ganz unmöglich. Diesmal ist es nicht die menschliche Torheit, nicht die gedankenlose Starrsinnigkeit seiner Hauptpersonen, sondern ein entsetzliches Meteor, das Standard Island ihrer schließlichen Zerstörung entgegenführt. Der König von Malecarlien, Kommodore Simcoe, Colonel Stewart, Sebastian Zorn und seine Kameraden, die Astronomen und die Offiziere verlassen das Observatorium, wo sie nicht länger in Sicherheit sind. Es war höchste Zeit; kaum sind sie 200

Schritte weit entfernt, da stürzt der Turm mit Donnerkrachen zusammen, durchbricht den Boden des Square und versinkt in der Tiefe.

Einen Augenblick später bilden auch die zugehörigen Bauten nur noch einen Trümmerhaufen.

Das Quartett beeilt sich, die 1. Avenue hinaufzulaufen, um seine Instrumente aus dem Kasino zu retten. Das Kasino steht noch; sie gelangen ohne Unfall dahin, stürmen auf ihre Zimmer, holen die zwei Geigen, die Bratsche und das Violoncell, und suchen dann im Park Zuflucht. Hier sind mehrere tausend Personen aus beiden Stadthälften versammelt und befinden sich auch die Familien Tankerdon und Coverley, zum Glück für sie in solcher Finsternis, daß sie sich einander nicht sehen, wenigstens nicht erkennen können.

Walter ist jedoch so glücklich gewesen, Miss Dy Coverley herauszufinden. Er wird sie im Augenblick der höchsten Not zu retten versuchen, wird sich bemühen, mit ihr an Treibgut Halt zu gewinnen ...

Das junge Mädchen hat es erraten, daß der junge Mann an ihrer Seite ist.

»Ach, Walter!« schreit sie auf.

»Dy ... meine liebste Dy ... ich bleibe bei dir! ... Ich verlasse dich nicht mehr!«

Unsere Pariser haben sich nicht voneinander trennen wollen; sie halten sich dicht beisammen. Frascolin hat sein ruhiges Blut nicht verloren. Yvernes ist sehr nervös, Pinchinat ironisch resigniert. Sebastian Zorn aber, neben Athanase Dorémus stehend, der sich seinen Landsleuten zugesellt hatte, sagte zu diesem:

»Nun, hab' ich's nicht vorhergesagt, daß die Sache schlecht laufen würde? Ja, das wußte ich im voraus!«

»Genug des Tremolierens in Moll, alter Jesaias«, ruft ihm Seine Hoheit zu, »jetzt stimm lieber Bußpsalmen an!« Gegen Mitternacht verdoppelt sich die Wut des Zyklons. Der Wirbelsturm treibt ungeheure Wogen auf und schleudert sie gegen Standard Island. Wohin wird sie dieser Kampf der Elemente verschlagen? ... Soll

es auf einem Riff zerschellen? . . . Soll es auf offener See in Stücke gehen? . . .

Schon ist der Rumpf an tausend Stellen durchlöchert. Überall krachen die Verbindungsstücke. Die Monumentalbauten, die Kirche, die Saint Mary Church und das Rathaus versinken durch die gähnenden Spalten, durch die das Meer hohe Wassergarben emporschneilt. Von jenen prächtigen Bauwerken bleibt keine Spur mehr zurück. Wie viele Reichtümer, Schätze, Gemälde, Statuen und Kunstgegenstände werden hier für immer vernichtet! Die Einwohner werden bei Tagesanbruch von dem stolzen *Milliard City* nichts mehr sehen, vorausgesetzt, daß es für sie noch einen Tagesanbruch gibt, daß nicht alle vorher mit Standard Island zusammen verschlungen waren.

Das Meer schäumt bereits über den Park und die Felder hin, wo der Unterbau noch zusammengehalten hat. Die Schwimmlinie hat sich noch weiter gesenkt. Das Niveau der Insel steht mit dem des Meeres fast gleich und der Zyklon wälzt seine riesigen Wogen darüber hinweg.

Nirgends mehr Schutz, nirgends Zuflucht! Die vor dem Wind liegende Rammspornbatterie bietet keine Deckung, weder gegen den Wasserschwall, noch gegen den Sturm, der allen wie Hagelkörner ins Gesicht schlägt. Die Einzelkammern im Grund geben nach, mit einem Krachen, das den stärksten Donner übertäuben würde, reißt und springt alles auseinander. Die letzte Stunde ist für die Unglücklichen nah . . .

Gegen 3 Uhr früh zerteilt sich der Park auf eine Strecke von 2 Kilometern längs des Serpentineflusses, und das Meer braust gurgelnd durch die Öffnung. Jetzt heißt es eiligst fliehen, und die ganze Bevölkerung zerstreut sich über die Felder. Die einen laufen nach den Häfen, die andern nach den Batterien. Familien kommen auseinander, Mütter suchen vergeblich ihre Kinder, während die entfesselten Wellen einer Springflut gleich über Standard Island hinwegrollen.

Walter Tankerdon, der Miss Dy nicht verlassen hat, will sie nach dem Steuerbordhafen hinschleppen. Er hebt die halb Bewußtlose auf, trägt sie auf den Armen fort und dringt unaufhaltsam vor

durch das Angstgeschrei der Menge, durch die furchtbare Finsternis . . .

Um 5 Uhr morgens wird ein neues Reißen und Platzen in östlicher Richtung hörbar.

Ein Stück von einer halben Quadratmeile Umfang hat sich von Standard Island abgelöst.

Der Steuerbordhafen ist es, der mit seinen Anlagen, Maschinen und Vorrathshäusern davontreibt.

Unter den verdoppelten Schlägen des Zyklons, der jetzt den Gipfel der Wut erreicht hat, wird Standard Island wie Treibgut umhergeworfen. Ihr Rumpf zerteilt sich noch weiter . . . die Einzelkammern trennen sich und verschwinden, von Wasser überlastet, in der Tiefe des Ozeans.

.....

»Nach dem Zusammenbruch der Aktiengesellschaft der Zusammenbruch der Propellerinsel!« ruft Pinchinat.

Das richtige Schlußwort, das die Lage trifft.

Jetzt ist von dem wunderbaren Standard Island nichts mehr übrig als verstreute Stücke, ähnlich den sporadischen Fragmenten eines aufgelösten Kometen, die aber nicht im Luftmeer, sondern auf der Oberfläche des weiten Stillen Ozeans schwimmen.

#### 14. KAPITEL

##### *Der schließliche Ausgang*

Bei Tagesanbruch hätte ein Beobachter aus einigen 100 Fuß Höhe Folgendes wahrnehmen können: drei Bruchstücke von Standard Island, jedes 2 bis 3 Hektar groß, treiben auf dem Wasser hin, noch ein Dutzend kleinere schwimmen in einer Entfernung von etwa 10 Kabellängen da und dort schaukelnd umher. Mit dem ersten Morgenschein hat der Zyklon an Gewalt verloren, und entsprechend der ihnen eigenen Geschwindigkeit dieser großen atmosphärischen Störungen hat sich sein Mittelpunkt an die 30 Meilen weiter nach Osten verschoben. Das furchtbar aufgeregte Meer rollt auch noch jetzt in hohen Wogen dahin, und die kleinen

wie die großen Bruchstücke der Insel stampfen und schlingern wie Schiffe in einem tobenden Sturm.

Der Teil Standard Islands, der am schlimmsten gelitten hat, ist der Untergrund von *Milliard City* selbst. Die Stadt ist infolge ihrer Last gänzlich versunken. Vergebens würde man eine Spur ihrer Bauwerke suchen, der Hotels, die die Hauptavenue der beiden Hälften geschmückt hatten. Niemals ist die Trennung der Backbord- und der Steuerbordbewohner so vollständig gewesen, und so wie jetzt haben sie sich diese gewiß nie vorgestellt.

Leider ist zu befürchten, daß die Katastrophe eine große Zahl von Opfern gekostet hat, obwohl die Bevölkerung sich rechtzeitig nach den Feldern mit deren widerstandsfähigerem Untergrund geflüchtet hatte.

Nun sind die Coverleys und Tankerdons von den Erfolgen ihrer sinnlosen Rivalität jedenfalls befriedigt. Keiner von ihnen wird mehr allein die Verwaltung leiten! *Milliard City* ist untergegangen und mit ihm die riesige, dafür angelegte Summe. Deshalb braucht sich aber niemand besonders zu beklagen. In den Panzerschränken amerikanischer und europäischer Banken liegen für sie genug Millionen, die ihr tägliches Brot auch noch für die alten Tage sicherstellen.

Das größte Bruchstück enthält den Teil der Felder, der sich zwischen dem Observatorium und der Rammspornbatterie hinzog. Seine Fläche beträgt etwa 3 Hektar, worauf die Schiffbrüchigen – sind sie nicht solche? 3.000 an der Zahl, zusammengepfercht sind.

Das etwas kleinere zweite Stück trägt noch einige erhalten gebliebene Baulichkeiten aus der Umgebung des Backbordhafens, und zwar diesen selbst mit mehreren Vorrathshäusern und einem der Süßwasserbehälter. Das Elektrizitätswerk mit der Maschinen- und der Heizanlage ist bei der Explosion der Kessel zerstört worden. Dieses zweite Bruchstück beherbergt 2.000 Menschen. Vielleicht können sie noch eine Verbindung mit dem ersteren herstellen, wenn nicht alle Boote des Backbordhafens verlorengegangen waren.

Was den Steuerbordhafen angeht, wissen wir bereits, daß dieser Teil Standard Islands gegen 3 Uhr früh gewaltsam abgerissen worden ist. Er ist ohne Zweifel untergegangen, denn so weit das Auge reicht, ist nichts davon zu entdecken.

Neben den genannten beiden Bruchstücken schwimmt noch ein drittes von 4 bis 5 Hektar Fläche, das den an die Achterbatterie grenzenden Teil des Feldes umfaßt und worauf sich an die 4.000 Schiffbrüchige zusammendrängen.

Endlich tragen noch ein Dutzend anderer, nur wenige hundert Quadratmeter großer Stücke den Rest der Bevölkerung. Das ist alles, was von dem Juwel des Stillen Ozeans übriggeblieben ist.

Die Zahl der Opfer der Katastrophe ist wohl auf einige Hunderte zu schätzen. Und dem Himmel sei noch Dank dafür, daß Standard Island nicht vollständig im Wasser des Stillen Ozeans untergegangen ist!

Bei ihrer großen Entfernung von jedem Land ist nur nicht zu erkennen, wie jene Bruchstücke irgendwo an ein Ufer gelangen sollen. Vielleicht gehen die Schiffbrüchigen doch noch durch Hunger zugrunde, und es ist fraglich, ob davon nur ein einziger Überlebender von dieser Katastrophe Zeugnis ablegen kann, die in der Meeresnekrologie ohnegleichen dasteht.

Nein ... nur nicht verzweifeln! Die dahintreibenden Stücke tragen energische Männer, und alles, was für die Rettung zu tun möglich ist, wird von ihnen zweifellos getan werden. Auf dem der Rammspornbatterie benachbarten Teil sind Kommodore Simcoe, der König und die Königin von Malecarlien, das Personal des Observatoriums, Colonel Stewart, mehrere seiner Offiziere, viele der Notabeln von *Milliard City*, die Mitglieder der Geistlichkeit und daneben ein beträchtlicher Teil der Einwohnerschaft vereinigt.

Hier befinden sich auch die Familien Coverley und Tankerton, sichtlich bedrückt von der schrecklichen Verantwortung, die auf ihren Familienoberhäuptern lastet. Und sind sie nicht schon in ihren innersten Gefühlen dadurch genug getroffen, daß Walter und Miss Dy verschwunden sind? Hat eines der andern Bruchstücke die jungen Leute aufgenommen? Besteht noch Hoffnung, sie jemals wiederzusehen?

Das Konzert-Quartett ist vollzählig – samt seinen Instrumenten – vorhanden. Um eine gebräuchliche Phrase zu gebrauchen: »Nur der Tod kann sie trennen!« Frascolin betrachtet die Sachlage mit ruhigem Blut und hat noch nicht jede Hoffnung aufgegeben. Yvernes, der an allen Dingen die Besonderheiten hervorzuheben pflegt, ruft angesichts dieses Unglücks: »O, es wäre doch schwierig, ein großartigeres Ende zu ersinnen!«

Sebastian Zorn ist natürlich außer Rand und Band. Daß er der Prophet gewesen war, der das Unglück Standard Islands voraussagte wie Jeremias den Untergang Zions, vermag ihm keinen Trost zu gewähren. Er hat Hunger, leidet an Frost, an Schnupfen und wird von unablässigem Stechen und Zwicken gepeinigt. Da sagt der unverbesserliche Pinchinat noch zu ihm:

»Du hast unrecht, alter Zorn; wenn's in dir überall rumort, gibt das schließlich auch eine Harmonie!«

Der Violoncellist würde Seine Hoheit gern erwürgen, wenn er die Kraft dazu hätte, doch die hat er zum Glück nicht mehr. Und Calistus Munbar? – Oh, der Oberintendant ist einfach großartig ... ja, himmlisch großartig! Er verzweifelt weder an der Rettung der Schiffbrüchigen noch an der Standard Islands. Man wird schon wieder nach Hause kommen ... die Propellerinsel wiederherstellen. Die Einzelstücke davon sind ja brauchbar, und es ist nicht ausgemacht, daß die Elemente dieses Meisterwerk maritimer Architektur bezwungen hätten.

Offenbar liegt eine weitere Gefahr jetzt nicht allzu nah. Alles, was während des Zyklons untergehen sollte, ist mit *Milliard City*, seinen Monumentalbauten, seinen Hotels, Wohnungen, Maschinenanlagen, Batterien, kurz, mit dem ganzen, schwer lastenden Oberbau versunken. Zur Zeit befinden sich die Reste unter besseren Verhältnissen, ihre Schwimmlinie ist wieder aufgestiegen, und die Wellen schlagen nicht mehr über sie hinweg.

Jetzt trat also eine gewisse Erholungspause, eine fühlbare Verbesserung ein, und da das sofortige Versinken nicht mehr droht, heitert sich auch das Gemüt der Schiffbrüchigen ein wenig auf. Die Geister beruhigen sich. Nur die Frauen und Kinder können,

vernünftiger Einsicht weniger zugänglich, den Schrecken noch immer nicht überwinden.

Was ist denn aus Athanase Dorémus geworden? Gleich zu Beginn des Zerstörungswerks hat sich der Tanz- und Anstandslehrer mit seiner alten Dienerin auf ein Trümmerstück geflüchtet. Eine Strömung hat dieses aber dem größeren Fragment zugetrieben, auf dem sich seine Landsleute vom Quartett befanden.

Kommodore Simcoe ist, unterstützt von seinem treuen Personal, wie der Kapitän eines verunglückten Schiffes, an die seiner harrende Aufgabe sofort herangetreten und hat sich zuerst gefragt, ob es möglich wäre, die einzelnen Bruchstücke irgendwie aneinander zu befestigen. Wenn das nicht geht, ob eine Verbindung zwischen ihnen möglich ist. Die letzte Frage beantwortete sich bald in bejahendem Sinn, denn im Backbordhafen finden sich noch einige unversehrte Boote vor. Schickt der Kommodore diese von einem Bruchstück zum andern, so kann er hören, welche Vorräte an Lebensmitteln und Süßwasser noch vorhanden sind.

Doch ist man auch imstande, den Ort zu bestimmen, wo sich diese Flottille von Treibgut – der geographischen Länge und Breite nach – befindet?

Nein. Wegen Mangels an Instrumenten zur Sonnenhöhenmessung kann kein Besteck mehr gemacht werden, und niemand wird sagen können, ob genannte Flottille in der Nähe eines Festlands oder einer Insel hintreibt. Gegen 9 Uhr morgens nimmt Kommodore Simcoe mit zweien seiner Offiziere in einem aus dem Backbordhafen ausgelaufenen Boot Platz. Damit werden die verschiedenen Bruchstücke angelaufen, und eine umfassende Nachfrage ergibt Folgendes:

Die Destillierapparate des Backbordhafens sind zerstört, eine Zisterne enthält aber noch trinkbares Wasser für etwa 14 Tage, wenn der Verbrauch auf das Notwendigste eingeschränkt wird. Die Vorräte an festen Nahrungsmitteln reichen für die Schiffbrüchigen ungefähr für den gleichen Zeitraum aus.

Es ist also unbedingt notwendig, daß alle binnen höchstens 2 Wochen auf irgendeine Küste im Stillen Ozean treffen. Die erwähnten Ergebnisse sind einigermaßen beruhigend. Leider erkannte Kommodore Simcoe aber auch, daß die Sturmnacht ihnen mehrere hundert Opfer an Menschenleben gekostet hat. Der Schmerz der Familien Tankerdon und Coverley spottet jeder Beschreibung. Weder Walter noch Miss Dy hat sich auf einem der von dem Boot besuchten Bruchstücke wiedergefunden. Im Augenblick der Katastrophe war der junge Mann, mit seiner bewußtlosen Braut auf dem Arm, nach dem Steuerbordhafen geeilt, und von diesem Teil Standard Islands ist auf der Oberfläche des Ozeans nichts zurückgeblieben ... Am Nachmittag nimmt der Wind von Stunde zu Stunde ab, der Wellengang legt sich und die Bruchstücke spüren fast gar nichts mehr von der sanfteren Bewegung des Wassers. Dank dem durch die Boote aus dem Backbordhafen ermöglichten Verkehr kann Kommodore Simcoe die Schiffbrüchigen mit Speise und Trank soweit versorgen, daß sie wenigstens nicht vor Hunger und Durst umkommen.

Die gegenseitige Verbindung wird übrigens immer leichter und schneller. Den Gesetzen der Anziehungskraft folgend, streben die verschiedenen Bruchstücke, wie in einer Wasserschüssel schwimmende Korkscheiben, sich einander zu nähern. Das mußte doch dem vertrauensseligen Calistus Munbar, der darin schon eine Wiederherstellung des Juwels des Stillen Ozeans sehen wollte, von guter Vorbedeutung sein.

Die Nacht verläuft in tiefster Finsternis. Die Zeit ist fern, wo die Avenuen von *Milliard City*, die Straßen seiner Handelsviertel, die Rasenflächen des Parks, die Felder und die Wiesen in elektrischem Lichtglanz strahlten, wo die Aluminiummonde über ganz Standard Island blendende Helligkeit verbreiteten.

Während der Dunkelheit ist es zu einigen Zusammenstößen zwischen mehreren Bruchstücken gekommen. Solche waren ja nicht zu verhüten, zum Glück sind sie aber nicht stark genug gewesen, um noch weiteren Schaden anzurichten.

Bis Tagesanbruch zeigt sich, daß die Bruchstücke einander sehr nah gerückt sind und gleichmäßig weiterrücken, ohne auf dem ruhigen Meer zu kollidieren.

Mit wenigen Ruderschlägen gelangt man vom einen zum andern. Kommodore Simcoe fällt es deshalb leicht, den zulässigen Verbrauch an Nahrungsmitteln und Trinkwasser zu regeln. Das bleibt immer die Hauptsache, und die Schiffbrüchigen sehen das ein und fügen sich ohne Widerspruch.

Die Boote werden auch von verschiedenen Familien benützt, um Angehörige zu suchen, die sie noch nicht wiedergesehen haben. Welche Freude bei denen, die sich wiederfinden, wie verblaßt dagegen die Sorge wegen noch drohender Gefahren! Und welcher Schmerz bei denen, deren Mühen und Rufen nach den Anwesenden vergeblich bleibt!

Es ist offenbar ein sehr glücklicher Umstand, daß das Meer ganz ruhig geworden ist. Höchstens könnte man bedauern, daß auch der Südostwind nicht mehr weht. Er hätte die Strömung unterstützt, die in diesem Teil des Ozeans nach der australischen Landmasse hin verläuft.

Auf Anordnung von Kommodore Simcoe werden die Wachposten so verteilt, daß sie den Horizont im ganzen Umkreis beobachten können. Wenn ein Schiff auftaucht, sollen ihm Signale gegeben werden. Solche kommen aber nur selten durch diese weitab liegende Gegend, und am wenigsten in der jetzigen Jahreszeit, wo die Äquinoktialstürme auftreten.

Die Aussicht, eine Rauchsäule zwischen Himmel und Wasser zu entdecken, oder ein Segel, das am Horizont hinzöge, ist also recht schwach. Und doch erhält Kommodore Simcoe am Nachmittag gegen 2 Uhr von einem der Wachposten folgende Meldung:

»Im Nordosten ist ein sich bewegender Punkt aufgetaucht, und wenn auch ein Rumpf nicht zu erkennen ist, besteht doch kein Zweifel, daß ein Schiff seewärts von Standard Island vorüberzieht.«

Diese Nachricht verursacht eine gewaltige Aufregung. Der König von Malecarlien, Kommodore Simcoe, die Offiziere, die Ingenieure – alle begeben sich nach der Seite, von der aus das Fahrzeug beobachtet worden ist. Hier wird befohlen, seine Aufmerksamkeit durch Hissung von Fahnen an beliebigen Stangen zu erwecken, vielleicht auch durch gleichzeitige Schüsse aus den noch vorhandenen Feuerwaffen. Käme die Nacht heran, ohne daß diese Signale bemerkt würden, so soll auf dem vordersten Bruchstück ein Feuer angezündet werden, und da das in der Dunkelheit weit hin sichtbar sein muß, ist es fast unmöglich, daß es übersehen würde. Bis zum Abend zu warten, erwies sich als unnötig. Die unerkennbare Masse näherte sich augenscheinlich. Darüber schwebt eine dichte Rauchwolke, und es liegt auf der Hand, daß sie auf die Überbleibsel von Standard Island zusteuert.

Die Fernrohre verlieren sie nicht mehr aus dem Blickfeld, obgleich ihr Rumpf die Meeresfläche nur wenig überragt und weder Maste noch Segelwerk führt.

»Liebe Freunde«, rief bald darauf Kommodore Simcoe, »ich täusche mich nicht! ... Das ist ein Stück unserer Insel und kann nur der Steuerbordhafen sein, der durch Strömungen verschlagen worden war. Sicher hat Mr. Somwah seine Maschine wieder instandsetzen können und kommt nun auf uns zu!«

Freudenrufe, die mehr an Wahnsinn grenzen, begrüßen diese Erklärung. Jetzt scheint aller Rettung gesichert. Es ist, als ob mit diesem Stück Steuerbordhafen ein lebenswichtiger Teil Standard Islands zurückkehrte.

Es ist in der Tat so gewesen, wie Kommodore Simcoe vermutete. Nach seiner Loslösung war der Steuerbordhafen von einer Gegenströmung nach Nordosten zurückgetragen worden. Mit Tagesanbruch hatte sich der Hafenkommendant Somwah nach Ausbesserung einiger leichter Beschädigungen seiner Maschine bemüht, wieder nach dem Schauplatz des Schiffbruchs zu steuern, wobei er auch noch mehrere hundert Überlebende mitbrachte.

3 Stunden später befindet sich der Steuerbordhafen kaum noch eine Kabellänge von der Trümmerflottille. Freudengeschrei und begeisterte Rufe schallen ihm entgegen. Walter Tankerdon und

Miss Dy Coverley, die vor der Katastrophe Zuflucht darauf gefunden hatten, stehen Arm in Arm beieinander . . .

Das Wiedererscheinen des Steuerbordhafens mit seinen Vorräten an Lebensmitteln und Trinkwasser eröffnet nun eine wirkliche Aussicht auf Rettung. Seine Lagerhäuser enthalten ausreichende Mengen an Brennmaterial, um die Treibmaschinen, die Dynamos in Tätigkeit zu erhalten und die Propeller eine Zeitlang in Bewegung zu setzen. Die 5 Millionen PS, worüber er verfügt, müssen ihn in die Lage versetzen, das nächstgelegene Land zu erreichen. Dieses Land ist nach der Beobachtung eines Hafentoffiziers Neuseeland.

Eine Schwierigkeit entsteht nur bezüglich der Unterbringung von mehreren tausend Personen auf dem Bruchstück mit dem Steuerbordhafen, das eine Fläche von nur 6- bis 7.000 Quadratmetern hat. Sollte man sich gezwungen sehen, es erst 50 Meilen weit vorauszuschicken, um Hilfe zu holen?

Nein, die Fahrt würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, und hier sind die Stunden gezählt. Es ist wirklich kein Tag zu verlieren, wenn die Schiffbrüchigen nicht den Schrecken des Hungers preisgegeben werden sollen.

»Wir können uns besser helfen«, sagt der König von Malecarlien. »Die Teilstücke vom Steuerbordhafen, von der Rammsporn- und der Achterbatterie können bequem alle Überlebenden von Standard Island aufnehmen. Verbinden wir die drei Bruchstücke durch starke Ketten und reihen sie hintereinander auf, wie Flußkähne hinter einem Schlepper, dann mag der Steuerbordhafen vorausfahren und uns mit seinen 5 Millionen PS nach Neuseeland befördern!«

Dieser Rat ist vortrefflich, praktisch durchführbar und hat die beste Aussicht, zum Ziel zu führen, da der Steuerbordhafen über eine so gewaltige Antriebskraft verfügt. Schon kehrte das Vertrauen in die Herzen der Bevölkerung zurück, als läge man bereits vor einem Hafen.

Der Rest des Tages wird nun zur Anbringung der schweren Ketten verwendet, die sich in den Magazinen des Steuerbordhafens vorfinden. Kommodore Simcoe meint, daß der Schleppzug unter

den gegebenen Umständen in 24 Stunden etwa 8 bis 10 Meilen vorwärtskommen könne. In 5 Tagen würde er, unter Mithilfe der Meeresströmung, also die 50 Meilen bis Neuseeland zurücklegen können. Jetzt ist man auch sicher, daß der Proviantvorrat so lange ausreichen wird. Aus Vorsicht und um nicht durch eine etwaige Verspätung in Gefahr zu kommen, wird die beschränkte Abgabe der Nahrungsmittel aber in voller Strenge aufrechterhalten.

Nach Vollendung der Vorbereitungen setzt sich der Steuerbordhafen am Abend gegen 7 Uhr an die Spitze des Schleppzugs. Unter dem Antrieb seiner Schrauben kommen die beiden anderen Bruchstücke hinter ihm auf dem glatten Meer langsam in Bewegung.

Bei Anbruch des nächsten Tages haben die Wachposten auch die letzten kleinen Trümmer von Standard Island aus dem Auge verloren. Die Tage vom 4. bis zum 8. April verlaufen ohne Zwischenfall. Das Wetter bleibt günstig, die Dünung ist kaum noch fühlbar, und die Fahrt geht unter den besten Bedingungen vor sich.

Am 9. April gegen 8 Uhr morgens wird vom Backbord Land in Sicht gemeldet, ein hohes Land, das schon aus großer Entfernung zu sehen ist.

Nach der Ortsbestimmung, die mit den im Steuerbordhafen erhalten gebliebenen Instrumenten ausgeführt wurde, unterliegt es keinem Zweifel, welches Land man vor sich hat.

Es ist das Vorgebirge von Ika-Na-Mawi, der großen Nordinsel von Neuseeland.

Erst verstreichen noch ein Tag und eine Nacht, am Morgen des 10. April aber läuft der Steuerbordhafen eine Kabellänge vom Ufer der Ravarakibucht auf dem Grund auf. Wie glücklich, wie sicher fühlte sich da die ganze Einwohnerschaft, den Fuß wieder auf wirkliche Erde und nicht mehr auf den künstlichen Boden Standard Islands setzen zu können! Und dennoch: wie lange hätte dieses solide, schwimmende Bauwerk bestehen können, wenn ihm nicht menschliche Leidenschaften, die sich mächtiger als die Winde und das Meer erwiesen, ein vorzeitiges Ende bereiteten!

Die Schiffbrüchigen werden von den Neuseeländern sehr gastlich aufgenommen und eiligst mit allem Notwendigen versorgt.

Nach der Ankunft in Auckland, der Hauptstadt von Ika-Na-Mawi, erfolgt endlich die Trauung von Walter Tankerdon und Miss Dy Coverley mit allem unter den gegebenen Verhältnissen möglichen Prunk. Wir merken hier an, daß sich das Konzert-Quartett bei dieser Feierlichkeit, zu der alle Milliardeseer herbeiströmen, zum letzten Mal hören läßt. Das muß eine glückliche Ehe werden, nur schade, daß sie im Interesse der Allgemeinheit nicht schon früher geschlossen wurde! Freilich besitzen die Neuvermählten jedes nur noch 1 lumpige Million Renten . . . »Na«, meint Pinchinat, »sie werden sich ja wohl auch unter so beschränkten Vermögensverhältnissen glücklich fühlen!«

Die Tankerdons, die Coverleys und andere Notabeln wollen schleunigst nach Amerika zurückkehren, wo sie sich um den Gouvernementsposten einer Propellerinsel nicht mehr zu streiten brauchen.

Denselben Entschluß fassen Kommodore Simcoe, Colonel Stewart und deren Offiziere, das Personal des Observatoriums und selbst der Oberintendant Calistus Munbar, der übrigens, was ihn betrifft, den Gedanken, eine neue künstliche Insel herzustellen, nicht aufgibt.

Der König und die Königin von Malecarlien machen kein Hehl daraus, daß sie es bedauern, nicht, wie sie gehofft hatten, ihre Tage in Frieden auf Standard Island beschließen zu können. Hoffen wir, daß die Ex-Souveräne ein Fleckchen Erde finden werden, wo ihr Lebensabend ohne politische Streitigkeiten verläuft.

Und das Konzert-Quartett?

Nun, das Konzert-Quartett hat, was Sebastian Zorn auch sagen mag, kein übles Geschäft gemacht, und wenn die Künstler Calistus Munbar zürnen wollten, von ihm gegen ihren Willen hierhergebracht worden zu sein, so wäre das die reine Undankbarkeit.

Seit dem 25. Mai des vergangenen bis zum 10. April des jetzigen Jahres sind nicht ganz 11 Monate verstrichen, während unsere Künstler das sorgenloseste, herrlichste Leben geführt haben. Das Honorar für die vier Vierteljahre ihres Engagements haben

sie in der Tasche; drei Viertel davon liegen sicher in der Bank von San Francisco und der von New York, die das Geld gegen Quittung jederzeit herausgeben werden . . .

Nach der Hochzeitsfeier in Auckland nehmen Sebastian Zorn, Yvernes, Frascolin und Pinchinat von ihren Freunden – Athanase Dorémus nicht zu vergessen – Abschied und schiffen sich bald darauf auf einem nach San Diego bestimmten Dampfer ein.

Am 3. Mai in der Hauptstadt Nieder-Kaliforniens angelangt, ist es ihre erste Sorge, sich durch eine Mitteilung an die dortigen Journale zu entschuldigen, daß sie ihre Zusage 11 Monate vorher nicht eingehalten haben, und ihr lebhaftes Bedauern auszudrücken, daß sie so lange hätten auf sich warten lassen.

»Meine Herren, wir hätten noch 20 Jahre auf Sie gewartet!« So lautet die Antwort, die ihnen von dem lebenswürdigen Direktor der musikalischen Soireen in San Diego zuteil wird.

Kann einer wohl nachsichtiger und entgegenkommender sein? Die einzige Art und Weise dankender Anerkennung für eine solche Höflichkeit ist die, das so lange angekündigte Konzert nun wirklich zu geben.

Von einem ebenso zahlreichen wie begeisterten Publikum ernten die dem Schiffbruch Standard Islands entronnenen Künstler für den meisterhaften Vortrag des Quartetts in F-dur, Op. 9, von Mozart, einen der größten Erfolge ihrer bisherigen Laufbahn.

So endet die Geschichte jenes neunten Weltwunders, des unvergleichlichen Juwels des Stillen Ozeans. Ende gut, alles gut, pflegt man ja zu sagen, doch sollte es bezüglich Standard Islands nicht richtiger lauten: »Ende schlecht, alles schlecht!«?

Das wäre dessen Ende? . . . O nein, über kurz oder lang wird ein neues Standard Island erstehen . . . Das behauptet wenigstens Calistus Munbar.

Und doch – wir können es nicht oft genug wiederholen – heißt es nicht die dem Menschengestirb gezogenen Grenzen überschreiten, wenn man eine künstliche Insel erschafft, eine Insel, die sich auf den Meeren nach Belieben fortbewegt? Ist es dem Menschen, der Wind und Wellen nicht in seiner Macht hat, nicht verboten, sich so kühn über den Schöpfer der Welt erheben zu wollen?